Tiberius.

Historischer Roman

von

Wilhelm Walloth.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

Herrn

Georg Christaller

in treuer Freundschaft zugeeignet

vom Verfasser.

I.

„Ich? Nicht vorgelassen?“

Drusus, der Sohn des Kaisers war's, der diese Worte entrüstet einem zitternden Prätorianer entgegenschleuderte, der mit dem Speer dem Vorwärtsstrebenden den Eintritt in's nächste Gemach wehrte. Der Kronprinz, dessen breite Nase der Stolz aufblähte, dessen dicke Lippen der Zorn zur Seite zog, riß an der Goldquaste, die vom scharlachrothen Thürvorhang herabhing, sodaß die Metallringe der Stange klirrend aneinander schlugen. Dabei musterten seine entzündeten, weinseeligen Wüstlingsaugen wüthend den armen Soldaten, dem man zwar die große Verlegenheit ansah, in die ihn das Ungestüm des vornehmen Eindringlings versetzt, aber dem man zugleich auch den Entschluß vom bärtigen Gesicht las, dem an ihn

ergangenen Befehl unter allen Umständen nicht untreu zu werden. So herrschte einen Augenblick hindurch unbehagliches Schweigen im kaiserlichen Vorgemach. Die Begleiter des Prinzen, die den Hintergrund des spiegelnden Marmorgemachs mit einem blendendweißen Faltengewirr von Togen, wie mit einer bauschigen Wolkenwand abschlossen, trugen meist absichtlich möglichst gleichgültige Gesichter zur Schau; nur Einige lächelten befriedigt über die Demüthigung ihres Herrn, oder zeigten, den Hals schildkrötenartig aus der Toga reckend, die unterdrückte Neugier gespannt auf die Entwicklung der Scene lauschender Zuschauer. Der Soldat hielt indeß den Speer, der ihm in der Hand leise zitterte, quer vor die Vorhangsöffnung, spreizte die wuchtigen Kniee auseinander und nahm so, bis an den Helmrand erröthend, mit vor Verwirrung thränenden Augen die Stellung eines energisch Abwehrenden ein, während der grellrothe Reflex des Scharlachvorhangs, der hinter und neben ihm von der Decke herabfloß, in seinen glatten Harnisch ölartig verwischte Glutlichter warf und zugleich sein sich im Marmorboden fortsetzendes Spiegelbild in einen Blutstrom tauchte. Drusus dem die entschiedene Abwehr des Soldaten anfangs

imponirt, schämte sich allmählich seiner traurigen Rolle, die er im Angesicht des Gefolges spielte. Er blies, seiner Gewohnheit gemäß, die breiten Backen auf, so daß der dünne, florartige Bart der ihm wie ein Spinnweb die Wangen verunstaltete, wegzufliegen drohte und stampfte dann mit dem einen Fuß so heftig auf den Marmorboden, daß ihm ein Riemen der Sandale lossprang.

„Lieg' ich denn noch im Weinrausch?" rief er mit seiner heiseren Schlemmerstimme, „Kerl, kennst Du mich etwa nicht? Ich muß den Kaiser sprechen — hörst Du — mach Platz — oder ich lasse Dich von meinen Sclaven hinwegpeitschen —"

„Befehl Sejans," rief der Krieger kurz, starr wie ein Automat ins Leere blickend.

Das Wort: Sejans! traf die verlebte aufgeschwemmte Mißgestalt des Prinzen wie ein Speerstoß.

„Was sagst Du — Sejan?" stotterte er, den Soldaten mit weitaufgerissenen, wässerigen Augen anstarrend, „Sejan — Befehl —?"

„Niemand vorzulassen," schnarrte der Soldat so automatenhaft wie vorher.

Der Prinz drehte den schweren Kopf auf dem dicken mit einem röthlichen Kropf versehenen Hals.

Mit bebenden, zusammengepreßten Lippen, vor Erregung aufathmend, durchirrte sein innerlich vor Haß aufbrennendes Auge den Kreis seiner Begleiter.

„Hört ihr das?" brachte er mühsam hervor, während das Gefolge ein verständnißinniges, bedauerndes Gemurmel durchlief und die weißen Gewänder rauschend aufwogten, als wollten sie sich auf den frechen Wächter des Vorhangs werfen.

„Sejan — Sejan — o -- Sejan —" durchflüsterte es die Reihen der Höflinge.

„Bei den Schrecken der Unterwelt," fing nun der Kronprinz an, seinem lang zurückgehaltenen Groll Luft zu machen. „Wann werde ich diesen Namen nicht mehr hören. Sejan und immer Sejan! Jeder Pflasterstein in Rom ruft: Sejan! Die Pferde wiehern den Namen, die Sperlinge piepsen ihn, die Sclaven rülpsen und die Weiber seufzen ihn, der Senat flötet ihn mit kriechendem Lächeln, die Prätorianer trotzen auf ihn — ja! Zeus sei's geklagt — mein kaiserlicher Vater hört diesen Namen lieber, als den seines Sohnes — aber beim Donnerer, das soll anders werden. Ich will wie ein Blitz in diese von dem verhaßten Namen des Emporkömm-

lings geschwängerte Luft Roms niederfahren — ich will meinen Vater sprechen, ihn warnen, ihm die Tücke dieses Elenden vorhalten und wenn er darauf nicht achtet — beim Herkules — ich nehme den Kampf auf mit dem großen Günstling und wenn ihn alle Götter beschützten — ja — wenn der Kaiser seinen einzigen Sohn —“

Die Stimme versagte dem sehr asthmatischen Prinzen, er rang nach Luft und stieß fauchende Töne aus, die mit einem Hustenanfall endigten.

Während dieser sehr laut mit schnarrender Stimme hervorgestoßenen, von drohenden Geberden begleiteten Zornrede, wagte sich keiner der Anwesenden zu rühren. Selbst der wachthabende Soldat erbleichte; Alle hielten erschrocken den Athem an; erst als das Echo des letzten Wortes wie ein gellendes Hohnlachen aus dem anstoßenden leeren Marmorsaal zurückschlug und plötzlich die eingetretene Stille von hastigen Schritten gestört wurde, kam Leben in die erstarrten Togen der Gruppe, wandten Alle den Kopf nach dem sich bewegenden Thürvorhang. Gleich darauf tauchte das vergilbte Gesicht des kaiserlichen Kammerherrn Makro zwischen den rothen Falten auf und musterte mit einer so entsetzten Jammermiene die Versammel-

ten, daß Einige kaum ein Gelächter unterdrücken konnten.

„Um Zeus, des Allmächtigen Willen,“ entrang sich's dem mageren, sehr beweglichen Hofmann, von dem man bis jetzt immer nur den Kopf zu sehen bekam, „was geht hier vor — wer wagt's, so bäurisch im Vorgemach zu schreien — —? ah! kaiserliche Hoheit!“ verbesserte er sich sofort bestürzt, als er das düstere Gesicht des Prinzen gewahrte, das, vor Wuth blauroth, immer noch mit der Athemnoth kämpfte.

„Ja, ich wag's so zu schreien,“ keuchte der Prinz trotzig, eine Handbewegung ausführend, mit der er die Goldquaste, die er umpackt gehalten, so heftig von sich schleuderte, daß ihr Gewicht den Vorhang bis an die vergoldete Tragstange der Decke rothe Wellen schlagen ließ.

„Ich wag's,“ fuhr er fort, seiner Stimme einen immer gereizteren Ausdruck gebend, „ist denn das erhört? Ein kaiserlicher Prinz nicht vorgelassen, weil es ein elender Emporkömmling verbietet? Ist in der römischen Geschichte je dergleichen vorgekommen. Geht, erzählt es auf der Straße — das Volk wird's nicht glauben, sagt ihm, Sejan stünde in größerer Gunst beim Kaiser

als sein leiblicher Sohn, damit sie der frechen Katze, die den Löwen spielt, das Haus demoliren."

„Aber ich bitte Dich, Herr," stotterte Macro mit seinem abgemagerten Bein die Falten ein wenig zurückschlagend, „ich bitte Dich — Dein hoher Vater schlummert noch — es wäre ja unkindlich, wolltest Du dem Herrscher die Ruhe mißgönnen, die ihm nach den anstrengenden Regierungsgeschäften so nöthig ist — und was Du über Sejan gesagt, Götter, das ist mehr wie Gotteslästerung — das darf ich nicht hören."

Drusus, den seine Athemnoth, wenn sie ihn auch noch mehr in Aerger versetzte, doch zwang, seine Stimme zu dämpfen, unterbrach den Schwätzer ungeduldig.

„Vor Allem, ist's wahr! Verbietet Sejan auch mir den Eintritt —" fragte er, zwar ruhiger wie vorher, dafür aber mit desto verächtlicherem und hochfahrenderem Gesichtsausdrucke. „Gieb Antwort —"

Macro that, als habe er nicht recht verstanden und reckte sein linkes Ohr, es durch die vorgehaltene Hand verlängernd, dem Sprecher zu.

„Erlaube," seufzte der dürre Hofmann, sich in den Hüften förmlich windend vor Ehrerbietung

und Verlegenheit, „erlaube hoher Herr — ich flehe Dich an, Bester – bringe mich nicht in Verlegenheiten —“

„Keineswegs,“ bedeutete ihm der Prinz mit vornehmer Miene, seinen arbeitenden Brustkasten zur Ruhe bringend, „ich werde mir einfach den Eintritt erzwingen und will doch sehen, wer es wagt, dem Sohn des Kaisers ernstlich in den Weg zu treten — mach Platz“ — setzte er ärgerlich hinzu, mit seiner dicken Hand eine wegwerfende Bewegung ausführend.

„Herr erlaube —“ keuchte Makro fast zu Boden gekrümmt, zögernd bei Seite schleichend.

„Was?“ stieß Drusus heraus, im Begriff auf den Thürvorhang zuzuschreiten.

„Erlaube,“ stammelte Makro, halb kindisch lallend, sich mit der einen Hand völlig außer Fassung den Kahlkopf kratzend. „Du bringst mich ins Grab, Sejan — es ist mein Untergang —“

„Alter Affe,“ herrschte Drusus dem entsetzten Mackro zu, der es weder mit Drusus noch mit Tiber noch mit Sejan verderben wollte und in seiner Unentschlossenheit mit so possierlichen Drehungen vor dem Vorhang einen Verzweiflungs-Tanz aufzuführen begann, daß das Gefolge rückhaltlos

in ein schallendes Gelächter ausbrach. Aber schon hatte sich der Prinz dem Thürvorhang zu bewegt, während Makro ihn mit flehendlicher Geberde und halbverrenktem Oberkörper an der Toga festzuhalten suchte.

„Du wagst doch nicht, dem allmächtigen Minister zu trotzen?" jammerte er, die untere Kinnlade kläglich verziehend, erhielt aber jetzt von dem wüthenden Drusus einen so unhöflichen Stoß, daß er halb hüpfend, halb fliegend gegen den, wie eine Erzstatue dastehenden Soldaten taumelte, der, während sich die Lachlust des Gefolges sogleich steigerte, keine Miene verzog.

„Ich will doch sehen —" brummte Drusus und griff, allerdings ein wenig beunruhigt, nach der Falte, deren Stickerei die Oeffnung des Vorhangs markirte.

Aber er hatte kaum die Vorhangsfalten ein wenig auseinander geschlagen, als ein Metallblitz — die Speerspitze des Soldaten — zwischen seinem Gesicht und dem Scharlach der Falten niederzischte und ihm zugleich das eigenthümliche glitschende Schlürfen, das Sandalen auf glattem Marmorboden verursachen, anzeigte, daß sich hinter seinem Rücken etwas Ueberraschendes zugetragen haben

mußte. Sich empört umwendend, sah er, wie die bauschige Toga-Wolke seines Gefolges sich hastig in zwei Theile zerlegte und wie in der hierdurch entstandenen schimmernden Gasse, überrieselt von dem durch die Dachöffnung herabquellenden silbergrauen Lichtschleier, ein schlankgewachsener Mann, mit blassem, feingeschnittenem Gesicht auftauchte, der ihn regungslos, wie ein eben vom Olymp niedergeschwebtes Götterbild betrachtete. Die geschliffene Glätte des Marmorbodens, in deren Mosaik das Oberlicht des Atriums mit hartem Metallglanz aufblitzte, blendete im ersten Augenblick den Prinzen derart, daß es ihm vorkam, als stünde jene Gestalt frei im lichten Aether; nachdem sich sein Auge an den Glanz gewöhnt, erkannte er erst den lautlos Eingetretenen.

Dieser Mann, dem der weiße Mantel malerisch den die Muskeln des Oberkörpers plastisch wiederholenden Harnisch freiließ, dieser Mann, dessen nackter Arm sich mit selbstbewußter Grazie von der edelgeformten Schulter bis zu der den Schwertknauf kaum berührenden Hand herabbog, dieser in seiner Erscheinung heiter-freundliche, jugendliche Mann war Sejan, der allmächtige Günstling Tibers, der Präfekt der Prätorianer, der erste Minister des

Reichs. Als Drusus diesen Gewaltigen erblickte, fühlte er sich schon durch dessen äußere Gestalt, das Sonnige, Helle, das jeden Blick fesselnd von ihr ausstrahlte, gedemüthigt und gekränkt. Mit verächtlichem Ingrimm betrachtete er die Geberde von fast weibischer Sanftheit, mit der der Allmächtige sich jetzt an Makro wandte, während rings das Gefolge gespannt aufhorchte, keine Falte knitterte, keine Sandale schlürfte, eine ehrerbietige Stille vom Goldgetäfel des Plafonds herabsank, als breite der kaiserliche Aar seine majestätischen Fittige über die Anwesenden aus. Das liebenswürdige Lächeln, das der von einer pikanten Bartandeutung umzogenen Oberlippe des Günstlings einen gewinnenden Reiz gab, verhöhnte gleichsam des Prinzen eigene Plumpheit, der sich seiner Rohheit noch deutlicher bewußt ward, als er sah, wie das Gesicht dieses Großen, da er die ovalen Lider über die Augen herabschlug, den anziehenden Ausdruck einer bescheidenen Melancholie annahm.

„So viel ich weiß, lautete mein Befehl, der Kaiser solle noch nicht gestört werden?“ sagte Sejan mit klarer ungemein einschmeichelnder Stimme, der er absichtlich eine weiche Klangfarbe gab. Seine Stimme verklang und es war, als müsse der An=

geredete all seinen Muth zusammen nehmen, um die noch in der Luft schwebende Feierlichkeit durch seine Erwiderung zu zerstören. Wie Sejan so mit berechneter Anmuth das eine Knie an das andere heranschmiegte, die wohlgepflegten glatten Arme, mit dem schönen Ebenmaß einer belebten Statue, nie zu weit vom Körper entfernend, schien er den Anwesenden gegenüber, seine Machtstellung entschuldigen zu wollen.

Macro verbeugte sich indes tiefer, als er es vor Tiberius gethan haben würde.

„Herr — ich bin schuldlos" — stotterte er achselzuckend, den Kopf mit beredter Wendung dem Prinzen zukehrend, der darüber ergrimmt war, daß Sejan ihn übergangen und den Makro zuerst eines Wortes gewürdigt. Aber seine Entrüstung sollte sich noch steigern, als jetzt Sejan, die Lippen kalt, ohne Lächeln aufeinanderpressend, das Gesicht mit einer zuckenden Bewegung ihm zukehrte. Es lag in dieser fragenden Kopfwendung eine gewisse geringschätzende Verwunderung, ein unausgesprochener Tadel, der dem Prinzen das Blut in die Wangen trieb. Indes glaubte der Prinz seiner Würde zu vergeben, wenn er sich vertheidigte. Anfangs dachte er daran, ohne Notiz von Sejan zu nehmen, ge-

radeaus durch den Vorhang seinem Ziele zuzuschreiten, doch flößte ihm die sichere Ruhe des Ministers unwillkürlich eine gewisse Scheu ein und er wandte sich, um diese unbequeme Befangenheit los zu werden, desto ingrimmiger zu seinem Gefolge.

„Was steht ihr denn alle wie einbalsamirte Leichen?“ rief er dem verblüfften Gefolge zu, „was hat sich denn Merkwürdiges zugetragen? Was ist dieser Mann hier? Vor wem zittert ihr? Ich hoffe nur vor mir! Wie?“

Sejan drehte langsam den schlanken Hals, um den vom Helm herab sich Locken, schwer bis auf die Schultern ergossen; seine Blicke glitten über die Versammelten, die sich erschrocken ansahen, dann hefteten sie sich mit ihrem eigenthümlichen, verschleierten, kalten Glanz, müde, fast ausdruckslos auf den Prinzen. „Ich hoffe nur vor mir!“ wiederholte der Letztere gereizter.

„Nein Herr,“ entgegnete Sejan ohne Strenge, aber mit einer fast noch beleidigenderen Heiterkeit und Ruhe, „nein hoher Herr — diese Männer zittern, weil Du es wagtest, meinem Befehl zum Trotz, die kaiserlichen Gemächer betreten zu wollen —“ Er sah den Prinzen immer noch

fest an und hob kaum merklich die schön geschwungenen Augenbrauen, was seinem Gesicht einen gelind drohenden Zug verlieh.

„Deinem Befehl?“ rief Drusus höhnisch, den Kopf zur Seite biegend, aber noch unter dem Druck stehend, welchen Sejans Benehmen auf Alle ausübte, „ich — wage — Deinen Befehl? welch eine Anmaßung — mir hat nur der Kaiser zu befehlen — ich bitte Dich, dies beherzigen zu wollen —“

„Der Kaiser befiehlt Dir durch mich,“ versetzte Sejan mit klarer, heiterer Betonung, gewissermaßen im Klang seiner Stimme schwelgend, „und ich sehe mich leider gezwungen, Dir im Namen des Kaisers einen Verweis zu ertheilen —“

Das Wort: „Verweis,“ das der Sprecher stärker betont, fiel wie ein Wurfspeer unter die Versammelten.

„Verweis? mir?“ fuhr Drusus empor, die Unterlippe derart in die Höhe ziehend, daß sein Kinn sich in trotzige Falten legte und sein dickes Gesicht demjenigen eines wüthenden Mopses ähnlich sah,

„So ist es, Herr,“ fuhr Sejan fort, mit Behagen jedes seiner Worte, so zu sagen, vorher

kostend, ehe er es über die Lippen ließ, „der Herrscher berieth mit mir bis spät in die Nacht hinein über den Theaterunfug Roms, über die Wasserbauten, welche die Stadt vor der Ueberschwemmung des Tiberstroms schützen sollen — wichtige Fragen, die der anstrengendsten Geistesarbeit bedürfen — und die den Kaiser nicht einschlafen ließen, so müde er war . . . Desto mehr drang ich darauf, daß der hohe Herr heute Morgen den versäumten Schlaf nachzuholen suche. Du aber Drusus hast nun eben zu meinem großen Verdruß," wandte er sich direkt an den Angeredeten, „den müden Kaiser durch Dein ungebührliches Schreien, das man bis in das letzte Gemach des Palastes vernahm, aus dem wohlverdienten Schlaf geweckt. Der Kaiser sagte mir, als er erwachte, seufzend in seiner menschenfreundlichen Weise: ‚das ist doch unrecht, man weiß, daß ich leidend bin und raubt mir die Frische, deren ich bedarf, um für das Wohl des Staates wachen zu können. Geh doch mein Lieber und sieh nach, wer so lärmt —' so sagte mein gnädiger Fürst — ich gehe und finde — doch genug," unterbrach er sich, einen Blick auf Drusus werfend, der diesem andeutete, wie sich der Tadler seiner Bevorzugung

bewußt war. Drusus mußte sich eingestehen, daß er sich schuldig fühlte.

Dennoch wollte er auf diese ihm eine abhängige, untergeordnete Stellung anweisende Zurechtweisung entgegnen, schwieg aber betreten, da, wie Alle beobachten konnten, Sejans Augen sich auf einmal befeuchteten. Anfangs suchte Sejan seine Gemüthsbewegung zu verbergen, indem er sich abwandte, dann aber, als sei ihm Verstellung unmöglich, legte er sich keinen Zwang mehr auf.

„Wahrhaftig ihr Freunde," fuhr er mit zitternder Stimme und traurigem Gesichtsausdruck fort, „verzeiht — ihr seht es mir an, ich fühle das tiefste Mitleid mit dem kranken Kaiser, dem nun ein Tag seines kostbaren, dem Wohl der Menschheit gewidmeten Lebens verdorben wurde, denn es gelingt dem Kaiser nie, die versäumte Nachtruhe am Tage nachzuholen — verzeiht, meine Freunde, wenn ich meiner Entrüstung über die Rücksichtslosigkeit eines Unkindlichen einen vielleicht allzuschroffen Ausdruck gab —"

Wieder brach er ab, die Wirkung seiner bescheidenen Worte und seines das Loos des Kaisers beklagenden Gesichtsausdrucks beobachtend. Natür-

lich betrachtete das Gefolge Sejans Ergriffenheit als eine Aufforderung, ein bedauerndes Gemurmel hören zu lassen, das anfangs übertrieben beistimmend klang, das sich jedoch bei dem kühnen Wort: „eines Unkindlichen“, einen Augenblick dämpfte. Drusus mit vor Schuldgefühl und Zorn dummem Gesichtsausdruck ins Leere starrend, suchte nach einem Anlaß, der seiner zurückgedämmten Wuth eine Ablenkung zu geben vermöchte.

Dieser Anlaß fand sich rascher, als er wünschen mochte, dadurch, daß vor der auf den Vorplatz führenden Thüre des Gemachs Stimmen laut geworden waren.

„Um aller Götter Willen — was beginnst Du Herrin?“ vernahm man den Ruf eines Hauptmanns.

„Beklagen will ich mich — ja! beklagen — beim Kaiser —“ wiederholte eine thränenerstickte Stimme, die nun dicht hinter dem Thürvorhang erscholl.

Ein allgemeines Flüstern der Ueberraschung durchwogte das Gefolge, alle Blicke richteten sich bald erschrocken, bald lächelnd faud Drusus und selbst der Minister ließ auf Augenblicke eine ganz undiplomatische Neugier auf seine sonst so ruhigen

Züge treten. Der Prinz, der an der Stimme sofort seine Gemahlin Livia erkannt hatte, stand sprachlos, hülflos wie vom Schlage gerührt. Er ahnte, um was es sich handelte, er wollte der Anklägerin zuvorkommen und nur dem Dazwischentreten dieses Sejan hatte er es zu verdanken, daß ihn die eifersüchtige Gattin noch im Vorzimmer überraschte, um die Eifersuchtsscene, die sie heute früh mit ihm aufgeführt, hier vor Zeugen weiterzuspielen und womöglich früher zum Kaiser zu gelangen wie er. Noch ehe er sich von seinem Schrecken erholen konnte, hob sich der Thürvorhang, aber die eintretende Livia, als sie ihren Gatten mit zorngeröthetem Gesicht sich nach ihr umwenden sah, prallte zurück, als habe man das Gitter der Arena vor ihr geöffnet und es schnappte eine Bärenschnauze nach ihren Hüften.

Ihre feinen Züge durchzuckte eine jähe Blässe, unwillkürlich hielt sie den fast allzuzarten Arm, wie abwehrend vor die Brust und klammerte sich mit der andern Hand so angstvoll an die angestrafften Falten des Thürvorhangs, daß die Metallringe knirschend die Tragstange bogen. Diese Geberde scheuer Ueberraschung gab dem Prinzen den Muth wieder, ließ ihn erkennen, was für ihn

auf dem Spiel stehe, wenn er nicht rasch Livia zu entfernen wisse.

„Und Du schämst Dich nicht —“ keuchte es ihr aus seiner schwerarbeitenden Brust entgegen, „hier — öffentlichen Skandal — zu verursachen?“ er zitterte theilweise aus Angst, theilweise aus Grimm so heftig, daß seine Stimme versagte, griff nach Livias abwehrendem Arm und riß, während sie einen hülfesuchenden Blick auf Sejan warf, diesen Arm am Handgelenk wüthend hin und her. „Fort! folg mir,“ stöhnte er dazwischen, das Weib mit sich ziehend.

„Aber ich bitte Dich, hoher Herr —“ wagte sich Sejan in diese Familientragödie zu mischen, „behandelst Du vor Aller Augen Livia wie eine Sklavin?“

„Was?“ schrie ihm Drusus zu, seine Frau loslassend, die wie ein zu stark zusammengedrückter Bogen, den man plötzlich vom Druck befreit, an den Marmorthürpfosten schnellte. Sejan achtete nicht auf den sinnlos Rasenden, sondern wendete sich zum Gefolge.

„Sie fällt in Ohnmacht,“ bedeutete er demselben, „steht ihr bei“ — und wollte der die Augen schließenden Frau zu Hülfe eilen, die lang=

sam an der Wand in die Kniee sank. Drusus drehte einmal hastig den Kopf nach der jetzt vom herbeistürzenden Gefolge aufrecht Gehaltenen, wendete ihn dann aber mit dem Ausdruck stumpfen Hasses dem hilfsbereiten Sejan zu.

„Was geht das Dich an,“ tobte er und vertrat dem herzutretenden Minister den Weg, „laß sie fallen, wenn sie will — kümmere Dich darum, ob Du nicht fällst — dies Weib rührst Du nicht an oder —“

„Wie, Herr?“ unterbrach ihn der Günstling, stehen bleibend.

Drusus, dem die Ohnmacht seiner Frau hier im kaiserlichen Palast sehr ungelegen kam, wußte in seiner durch Verlegenheit und Furcht gesteigerten Wuth nicht mehr, was er sprach und that.

„Oder —“ wiederholte Sejan das letzte Wort des Drusus.

„Oder Du machst Bekanntschaft mit meiner Faust . . .“ schrie dieser fiebernd und hob die geballte Hand drohend dem ihn stolz musternden Günstling entgegen. Sejans Kopf reckte sich, als habe er nicht recht gehört, in seinen Augen glomm ein unheimlicher Blitz auf.

„Wie war das?“ stammelte er, wie im Traum,

sah sich verschlafen um und schien erst an der Geberde seines Feindes zu errathen, um was es sich handelte. „Ich glaube, hier redete Jemand — von," flüsterte er mühsam —

„Schlägen — ja — beendige nur den Satz" — keuchte der Prinz.

„Wirklich?" rang sich's athemlos aus der Brust des todtblassen Günstlings, „ich bitte — laß doch sehen — ob — versuch es doch —"

Und er ging, die bebenden Lippen im Hohn verziehend, mit einem starken Schritt auf den noch immer zum Schlag Ausholenden los, wie ein Soldat, der dem Kommando gehorcht und bot ihm mit herausfordernder Verachtung die Wange an. Und das Unerhörte ereignete sich, die Hand des Prinzen schlug zu. Wenn sich der Marmorboden geöffnet, wenn alle Schrecken der Unterwelt heulend heraufgestürmt wären, oder wenn ein Bettler gewagt hätte, dem göttlichen Donnerer die Abzeichen seiner Gewalt zu stehlen, ihm ins Gesicht zu speien, seinem Adler den Hals umzudrehen — die Anwesenden hätten nicht mehr erstarren, nicht entsetzter Augen und Ohren vorrecken können, um sich von der Glaubwürdigkeit des Unglaublichen, der Möglichkeit des Unmög-

lichen zu überzeugen, als sie es jetzt thaten. Der Schlag zuckte wie ein eisiger Blitz vor den Augen der Versammelten, es war ihnen, als hätten ihre zwanzig Wangen auf einmal, nicht die eine des Allmächtigen, den Schlag erhalten; der klatschende Laut, der so unehrerbietig die pomphafte Feierlichkeit des kaiserlichen Vorzimmers zerschnitt, ging wie ein Riß durch den ganzen Palast, ja, durch ganz Rom — gab den leblosen Gegenständen, den Tischen, Stühlen und Säulen momentan einen entsetzten furienhaften Ausdruck. Aber auch das Lächerliche vermischte sich mit dem Tragischen. Einem ältlichen Senatoren entwischte vor Schrecken ein Ton, der die angstvolle Stille, die das Unglaubliche gewissermaßen in der Luft erstarren ließ, zu verhöhnen schien. Erst diese menschliche Lebensäußerung, über die aber Niemand lachte, erinnerte die Betäubten wieder an die Wirklichkeit; der Nebel zerfloß, man erkannte sich wieder, athmete wieder und bemerkte mit Befremden, daß die Säulen thatsächlich immer noch standen, das Himmelsblau unverändert wie ein blödsinniges Auge in das Wasserbecken des Impluviums stierte, der Wasserstrahl mißmuthig

murmelte, als habe sich nichts ereignet, und daß sogar der zum Erzbild erstarrte Minister noch immer herausfordernd die Wange zum Schlag hin hielt, auf der man aber jetzt fünf rothe Fingerabdrücke brennen sah. Diese Fingerabdrücke bezeugten auch dem Mißhandelten selbst, daß er nicht geträumt, das Prickeln, das ihm die Wange durchrieselte, erweckte ihn aus dem Taumel, in den ihn das, was er für unmöglich gehalten, momentan versetzt. Im ersten Augenblick, als der lähmende Schauder von ihm wich, flammte ein blutrother Schleier vor seinen Augen empor, der ihm den Gegner zur Hohngestalt verzerrte.

Sein Herz setzte in seinen Schlägen aus, seine Brust rang krampfhaft nach Athem Aber kaum drei Sekunden lang dauerte diese Fassungslosigkeit des Weltmannes, bei der er sogar nicht vergaß, instinktiv das Gesicht zur Seite zu biegen, als wolle er es verbergen. Jetzt bewegte er die Arme, kam völlig zu sich.

Dieser Moment war vielleicht noch peinlicher für die verstummten Zuschauer, als der vorhergegangene. Man gönnte dem Günstling zwar die

Demüthigung, man fühlte aber auch, daß Drusus zu weit gegangen war, daß der Beleidigte im Recht war, wenn er jetzt von all der ihm zu Gebot stehenden Gewalt Gebrauch machte. Einige, als sie die Züge des Günstlings erwachen sahen, fürchteten, er würde das Schwert ziehen, Andere erwarteten, er würde dem Soldaten befehlen, den Prinzen aus dem Zimmer zu werfen. Doch nichts von dem Erwarteten geschah. Nur einmal zuckte es grell in der innersten Pupille des Gedemüthigten auf; es war das jener eigenthümliche verglaste Blitz, wie er im brechenden Auge des sterbenden Löwen, der Welt grimmige Verachtung zuschleudert — dann beobachteten Alle mit scheuer Ueberraschung, wie ein anfangs nichtssagendes, allmählich fast kriechendes Lächeln die Wachsmaske der gefürchteten Züge umformte, wie der Allmächtige mit den Fingern träumerisch am Schwertknauf spielend, die Stellung eines willenlosen Untergebenen annahm, der besorgt dem Befehl des Gebieters lauscht. Nur sehr Scharfsichtigen entging der leise Hauch von Ironie nicht, der in dieser weisen Selbstbeherrschung und erkünstelten Unterwürfigkeit schlummerte, gleichsam die Wolfsklaue unter dem Lammfell hervorreckte. Drusus, der sich durch die er-

theilte Züchtigung wieder vor sich selbst in Respekt gesetzt, den aber die jetzt allzu bescheidene Haltung Sejans doch ein wenig beunruhigte, da sie eine stille, aber scharfe Kritik des Gewaltthätig-rohen seines Vorgehens zu sein schien. Drusus hatte indessen die Miene eines ernsten, würdevollen Ehrenmannes angenommen.

„Man soll nie vergessen, daß ich der Sohn des Kaisers bin,“ sagte er mit der Stimme eines pflichtgetreuen Pädagogen und sah sich mit brutaler Majestät im Kreise um, nicht ohne im Geheimen zu fürchten, er stoße auf mißbilligende Mienen, „man soll sich nicht überheben, denn so hoch man auch durch die Gunst eines Herrschers gestiegen ist, den Adel der Geburt eignet man sich mittelst der Talente nie an. Der letzte Mann von Adel hat stets das Recht, dem Ersten ohne Adel Verweise zu ertheilen — und das, was ich soeben für nothwendig auszuführen hielt, mag Allen eine Lehre sein. Im Uebrigen sehe ich den Folgen meines Thuns mit Ruhe entgegen und werde mich vor dem Thron zu rechtfertigen wissen —“

Also sprechend, gönnte er seiner asthmatischen Brust noch einige Athemzüge, brachte mit geckenhafter Würde seine Toga in schöne Falten und

wandte sich dann dem Ausgang zu, dem Gefolge einen Wink ertheilend. Während nun das Gefolge die ohnmächtige Livia in ein Nebengemach trug, fuhr Sejan aus seiner träumerischen Versunkenheit, lächelte, hielt seine noch röther gewordene Wange geflissentlich allen Anwesenden zur Schau hin und eilte diensteifrig an den Thürvorhang.

Während er den Vorhang mit einer übertriebenen Höflichkeit, die an die affektirte Manier der Friseure erinnerte, vor dem hinausschreitenden Prinzen in die Höhe hob, unterließ er es wiederum nicht, seine geschändete Wange recht absichtlich im Kreise herum zu präsentiren, wodurch der Prinz, dem diese wieder von einem ironischen Lächeln begleitete Geberde diesmal auffiel, doch einigermaßen in Verlegenheit gerieth. Als die Umstehenden diese Verlegenheit bemerkten, nahm der kluge Minister sofort eine bestürzte Miene an, als sei es ihm leid, den hohen Herrn in Verwirrung gesetzt zu haben, fuhr sich mit der Hand einmal über die anschwellende Wange und bog traurig lächelnd den Kopf zur Seite. Kaum hatten die Höflinge, die wirklich den beschimpften Günstling zu bedauern und sich seinetwegen zu schämen anfingen, das Gemach verlassen, als sich der Gesichts-

ausdruck des Geohrfeigten änderte. Er stand mit dem Gesicht dem Vorhang zugekehrt, dessen Scharlach-Reflex seine weibisch-zarte Haut mit duftiger Röthe anglühte, sah durch eine Spalte desselben dem weggehenden Drusus nach und verzog dabei den sonst so regelmäßig geschnittenen Mund zu einer hämischen Grimmasse, die seine blinkenden Zähne bloßlegte. Seine Kniee zitterten, seine Hand umkrallte den Schwertgriff und das tückische Lächeln, das seine Züge erbeben ließ, gab seinen verschleierten Augen eine unheimliche Ungezähmtheit. Diese Herzlosigkeit, die zugleich eine dämonische Sinnlichkeit athmete und der er seine Erfolge der Frauenwelt gegenüber verdankte, verlieh auch in diesem Augenblick seinen von Natur edelgebildeten Zügen einen bestrickenden Reiz. In seinen Bewegungen lag etwas von der wilden Geschmeidigkeit des schöngefleckten Königstigers, der sich gern zum Sprung niedergekauert hätte.

„Den Schlag hat er sich selbst versetzt,“ keuchte er tonlos in sich hinein, das schön gerundete Kinn so heftig auf den Brustpanzer herabdrückend, daß es zum häßlichen Doppelkinn ward, „das war sein Todesstreich —“ setzte er innerlich hinzu.

Dann, als erschrecke er über seine momentane

Selbstvergessenheit, fuhr er hastig um und verwandelte sich mit staunenswerther Geschwindigkeit in einen ganz anderen Menschen. Er ging und blieb dann vor dem wachthabenden Prätorianer stehen, indem er seiner ganzen Haltung eine gutmüthige Nachlässigkeit, seinem Gesicht eine derbe Jovialität zu geben suchte.

„Du hast Deine Pflicht tapfer erfüllt, mein Sohn," redete er ihn leutselig lächelnd an, ihm sogar vertraulich die Hand auf die Metallschienen der Schulter legend, „wie ist Dein Name?"

„Valerius" — sagte der Soldat in strammer Haltung.

„Ah," fuhr der Minister mit gemüthlicher Betonung fort und wußte dabei meisterhaft die rauhe, nachlässige Sprechweise der Soldaten zu erkünsteln, „hast wohl den pannonischen Feldzug mitgemacht —? Was?"

„Ja Herr!"

„Siehst Du — so sind wir ja Waffengenossen" — fuhr er fort, sich absichtlich mit plumper Behaglichkeit auf dem einen Beine wiegend, „im wievielten Regiment stehst Du —? ah, zwanzigsten — dritte Manipel —? gut — hier nimm —"

Er steckte dem sich nicht rührenden Soldaten

behutsam einige Denare in den Tuchbeutel. Dann that er, als wolle er gehen, blieb aber und frug leise: „Hast Du das eben gesehen?"

„Du meinst — Herr —" stotterte der Soldat zweifelnd, die bärtigen Lippen öffnend, die Augen starr auf den Frager geheftet.

„Hier, hier," flüsterte Sejan und deutete auf seine noch immer vom Schlag geröthete Wange.

„O Herr," stammelte der Prätorianer tief erröthend und so verwirrt zu Boden blickend, als habe man ihm selbst den Rebstock angemessen.

„Sprich offen, mein Sohn," fuhr Sejan vertraulich fort, „was denkst Du davon? Muß ich mich nicht sehr geehrt fühlen, so gnädig von der fürstlichen Faust bedacht worden zu sein — o er schlug sehr wacker zu —"

Der Soldat schwieg, betreten die Stirn runzelnd.

„Du weißt, ich liebe die Prätorianer," plauderte der Minister weiter, „Du darfst frei von der Leber wegreden — was würdest Du an meiner Stelle thun, Freund —?"

„'s ist schändlich, Herr," murmelte der Soldat zornig, „Du mußt Dich rächen, Herr — aber verzeih' — ich sollte das nicht sagen —"

„Sprich nur zu, mein Lieber," ermunterte der Minister freundlich, „ich verrathe Dich nicht — was werden Deine Kameraden dazu sagen wenn Du ihnen von diesem Wangenstreich erzählst —?"

Der Soldat kämpfte mit sich; dann platzte er heraus: „Wir gehen Alle für Dich durch's Feuer Herr — Du mußt Dich beim Kaiser beschweren, mußt Genugthuung fordern — wir lassen uns das nicht gefallen, daß man unsern Anführer beohrfeigt —"

Sejan seufzte und schlug schwermüthig die Augenlider herab.

„Ach, bester Freund, ich darf doch den Sohn des Kaisers nicht verklagen! Der Kaiser darf von meiner Demüthigung gar nichts erfahren."

„Herr," fiel ihm der biedere Soldat ins Wort, „der Kaiser soll von diesem Schlag erfahren —"

„Wie — so?"

„Laß mich nur machen, laß mich nur machen, Dieser Schlag wird bald das Stadtgespräch Roms sein. Es wird mich keine drei Worte kosten und alle Prätorianer werden dem Cäsar eine Bittschrift einreichen, in der sie die Angelegenheit erzählen, für Dich um Genugthuung bitten — Drusus an-

schuldigen — o laß mir nur machen — Gerechtigkeit ist noch zu finden im römischen Reich und der Cäsar will nicht, daß freche Willkür herrsche. —

„Wirklich! Ihr liebt euren Anführer?“ frug Sejan den leidenschaftlich gewordenen Prätorianer.

„O — um so mehr, wenn sie Dich hier behandeln — wie — einen Sklaven — Herr“ — rief dieser, den Speer auf den Marmorboden stoßend, ganz erregt mit den gerötheten Gesichtszügen zuckend.

„Nun,“ lächelte der Minister mit einer vieldeutigen Treuherzigkeit, die ihm jedes Soldatenherz gewinnen mußte, „ich hoffe euch diese Liebe einst vergelten zu können —“ dann blitzte er den Soldaten mit seinen scharfen metallharten Augen einmal aufmunternd an und schritt freundlich mit der Hand grüßend durch den Thürvorhang.

Das eben geführte Gespräch hatte sich gewissermaßen wie ein kühlendes Pflaster auf seine brennende Wange gelegt, hatte die erhaltene Beschimpfung, die ihm durch die Seele schnitt, wie in einen duftenden Balsam getaucht, der ihren Schmerz fast zum angenehmen Prickeln linderte.

Ja diese Beschimpfung war ihm auf einmal in vieler Hinsicht willkommen, da der maßlos

Ehrgeizige, mit unerhört tollkühnen Plänen innerlich Ringende, sogleich einsah, wie vortrefflich sie zu seinen Gunsten sich ausbeuten ließ.

Meinetwegen, dachte er, ein hämisches Lächeln unterdrückend, während er durch die einsamen Säle des Palastes schritt und ihn die Marmorstatuen der Nischen so neugierig ansahen, als wollten sie sich gegenseitig auf seine geschändete Wange aufmerksam machen, meinetwegen .... mag er mir jeden Tag eine Ohrfeige versetzen, wenn sie stets vor solchen Zeugen, wie dieser brave Soldat verabreicht wird, kann sie meine Stellung nur befestigen. Dieser Schlag treibt meine Pläne nur rascher vorwärts, spornt das Flügelroß meines nach dem schimmernden Berggipfel der Herrschaft dürstenden Geist's nur zu rascherem Lauf an — es wird auch den zuhauenden Fuhrmann überspringen — verlaß dich drauf, Drusus! Ehre! Pah! Ob mir ein Dachziegel auf den Kopf fällt, ob mir ein Esel oder ein hochadliger Geck einen Schlag versetzt — wo steckt da die Entehrung? Im Gegentheil! Alle sollen es fühlen, daß *er* sich durch diese Heldenthat entehrt.

Auf seinem Weg durch den letzten wiederhallenden Corridor, der zu dem kaiserlichen Schlaf-

gemach führte, begegnete ihm der gerade die Treppe heraufkommende Eudemus, der Arzt des Drusus, den man soeben schleunigst zu der noch im Palast befindlichen ohnmächtigen Gattin des Prinzen gerufen.

Einige Senatoren, die ebenfalls die teppichbelegte Marmortreppe herauf schritten und die sich tief vor dem allmächtigen Minister verbeugten, würdigte er einer kurzen Ansprache. Er bemerkte sehr gut, wie die Herren verstohlen nach seiner rothen Wange schielten und konnte daraus ermessen, mit welcher Geschwindigkeit sich das Gerücht des Vorgefallenen im Palast verbreitet. Doch hatten die Herren Senatoren sich geirrt, wenn sie einen schwermüthigen Gemaßregelten zu sehen erwarteten. Der Minister war nie liebenswürdiger gewesen. Anstatt den Kopf zu hängen, Rache zu brüten, oder von Regierungsangelegenheiten zu reden, erzählte er den Männern in der graziösesten Weise ein paar pikante Tages-Neuigkeiten, Anekdötchen, über welche man sich vor Lachen ausschütten wollte, erkundigte sich dazwischen theilnehmend nach Familienangelegenheiten und bot bereitwilligst seine Unterstützung an. Dann zog er den Arzt bei Seite, als wollte er speziell ihm noch eine ganz besonders pikante Historie mittheilen.

„Besuche mich heut Abend“, flüsterte er dem sehr lebemännisch dreinschauenden Eudemus zu, „habe wichtige Dinge betreffs des bewußten Plans mit Dir zu verhandeln.“ — Dann wendete er sich wieder lachend zu den noch immer lachenden alten Herren und erzählte die Geschichte der frommen Ehefrau zu Ende, indeß der junge Arzt mit seinem pausbäckig frischen Priester-Gesicht, seinen vorgequollenen Schweinsäuglein in das Lachen einstimmte.

„Aber Du mußt zu Deiner Kranken?“ unterbrach Sejan die allgemeine Heiterkeit, sich an Eudemus wendend.

„Eilt nicht so,“ meinte der Arzt, „die Natur und die Zeit sind die besten Aerzte.“

Dennoch verabschiedete sich der Minister von den Herren, welchen er herzlich die Hände schüttelte, und stand bald vor der dunkelgrünen, reichbestickten Portière des kaiserlichen Gemachs. Von den dunkelweichen Falten derselben hoben sich scharf die eckigen Conturen des Kammerherrn Makro ab, der sich noch nicht völlig von dem Ebenerlebten erholt hatte und den die auf dem Mosaik aufklappenden Sandalen des Näherkommenden aus seinem Brüten weckten. Das diensteifrige, dürre Männchen schritt

oder drehte sich vielmehr dem Herankommenden wurmartig entgegen und legte seine, einer vergilbten alten Citrone ähnelnden Züge in bedauernde Falten.

„O, o," stöhnte er mit affektirter Betonung, „was man nicht Alles erlebt in diesem Rom, an diesem Hof! Mir zittern noch alle Glieder, — hoher Herr, — welch' ein Hitzkopf dieser Prinz ist — o — man thut gut, gar nicht weiter darüber zu reden. —"

Sejan, der den harmlosen Schwätzer in seiner heiteren Art anlächelte, fragte: „Warum mein Bester?"

Der bestürzte Höfling ließ einen so erschrockenen Blick über die beschimpfte Wange des Ministers gleiten, als bebe er vor den Schrecken der Unterwelt zurück.

„Ah, warum?" stieß er dann verlegen lachend hervor, „weil man nie weiß, auf welche Seite man sich drehen soll. Bald kommt der Wind von links, bald von rechts, man saust nur so wie eine Gliederpuppe nach allen Himmelsgegenden und ist hier nie vor schlechtem Wetter, ja dem Gewitter selbst sicher. Aber ich hoffe, ich darf es wagen, Dir mein innigstes Beileid auszudrücken, hoher Herr," fügte er mit halb humoristischer, halb trauriger Betonung hinzu.

„Ich hoffe das auch," lachte Sejan gutmüthig auf den vor ihm Gekrümmten herabsehend. „Du hast aber doch dem Drusus Dein Beileid ebenfalls ausgedrückt?" —

„Ich, beim Zeus, was sagst Du?" rief Makro erschrocken — „woher weißt Du das? Es ist meine heilige Ueberzeugung, daß Drusus der Schuldige."

„Und wie vielerlei verschiedene Ueberzeugungen hast Du Dir angewöhnt, über ein und dieselbe Sache im stolzen Römerbusen zu tragen?" spöttelte Sejan.

Makro fuhr sich unwillkürlich mit der Hand an die Wange, als wollte er prüfen, ob sie noch nicht angeschwollen sei.

„Ach! spotte nicht über meine Vorsicht," hüstelte der Höfling wehmüthig lächelnd, einen scheuen Blick auf den Thürvorhang werfend, „die Vorsicht weißt Du, ist am Hof die Mutter eines ruhigen Lebens. Nicht, daß ich sagen will, Dir sei Vorsicht nöthig — behüte mich Zeus, ich werde Dir auch noch Rathschläge ertheilen sollen — o — o — mißverstehe mich nicht — aber weißt Du, Niedriggestellte, wie ich einer bin, sollen jedes Wort, das sie am Hof aussprechen, erst zwan-

zigmal im Mund herumwerfen — filtriren, destilliren. —"

„Ist der Cäsar schon wach?" unterbrach Sejan die Redseligkeit des Ueberängstlichen.

„Ach mein Gebieter, ja!" stieß der Hofmann heraus, froh darüber ein weniger verfängliches Thema besprechen zu dürfen, „seit einer Viertelstunde beglückt uns Tiberius mit seinem Lächeln. Er war anfangs, da er so früh gestört wurde, ein wenig verdrießlich, jetzt aber ist er wieder ganz der leutselige Gott, als welchen wir ihn kennen. Ich glaube der Cäsar frühstückt gerade — oder sollte er noch im Bade sitzen — ich weiß wirklich nicht genau — sehr möglich, daß er auch schon in seine heiligen Regierungsarbeiten vertieft ist — Du kennst den hohen Fleiß des Monarchen. —"

„Hättest Du die Güte mich anzumelden?" frug Sejan.

Aber Makro hob erstaunt den Kopf. „Dich anzumelden?" sagte er fast bestürzt, „scherze doch nicht, wir wissen ja Alle, daß Du zu jeder Tageszeit freien Zutritt hast in die kaiserlichen Zimmer."

„Von diesem Recht möcht' ich heute keinen Gebrauch machen," erwiderte Sejan, der es liebte seinem kaiserlichen Freund von Zeit zu Zeit Proben

seiner Bescheidenheit abzulegen, „man hat mir ja überdies eben erst,“ fügte er bitter lächelnd hinzu, „meine untergeordnete Stellung am Hof mittelst einer nicht mißzuverstehenden Manipulation klar dargelegt.“ —

„O!“ stieß Makro nach Luft schnappend hervor, hüstelte verlegen und verschwand hinter dem Vorhang, während sich der Minister auf der Marmorbank niederließ, deren Löwentatzen mit majestätischer Ruhe auf dem Mosaik des Fußbodens wuchteten.

Ueberall in dem weiten Palast herrschte feierliche, beängstigende Stille, welche die Nähe des weltbeherrschenden Throns anzukündigen schien. Der Pomp, der in reichen Farben von der Decke herabquoll auf den spiegelnden Fußboden, schien wie in Ehrfurcht erstarrt, und die Mosaikbilder der Wände wagten sich von dem Goldhauch der Herrschergewalt der durch diese Räume wehte, umwittert, nicht zu bewegen und hielten in ihre tanzenden Stellungen festgebannt, ängstlich den Athem an. Nur hie und da hallte das verlorene Echo eines Sklaven-Schritts melancholisch durch die einsamen Gänge, als murmelten die Bilder der Treppenhäuser im Schlaf, oder es brauste, wenn ein Fenster, eine Thür geöffnet wurde, der

Straßenlärm der Weltstadt herüber, wie eine Mahnung an die ewige Schlacht, die der Mensch mit dem Menschen schlägt, mit Worten, Blicken, Geberden, Buchstaben. In Sejan, auf den dieser ehrfurchtgebietende Glanz mit dem die Herrschenden ihre innere Bedürftigkeit vor dem Auge der Welt verbergen, längst keine niederdrückende Wirkung mehr hervorbrachte, der hinter die Coulissen des Throns und der Staatsmaschine geblickt, und manches, was Andere bewunderten, zu belächeln gelernt hatte, in Sejan stiegen, da er sich allein befand, sogleich wieder jene bestrickenden glänzenden Ideen auf, die allmählich sein Ich vergiftet, ihm zur Lebensluft geworden waren. Wie wäre dir's zu Muth, wenn das Alles dein gehörte? Dieser Palast? Diese imponirende Ruhe dir huldigte! Diese Soldaten dir gehorchten, dich bewachten? Wenn du es wärst, dem der scheue Tritt der obersten Regierungsbeamten, der Präfekten, der Senatoren und Prätoren gelte, nicht jenem alten Mann, dem das Gold des Diadems den kahlen Schädel wund schürft und der die Stunde seufzend herbei sehnt, die sein Gebein im Aschenkrug dem Gebein des Sklaven gleichmacht. Wärst du dann glücklicher? Würde jene innere

Leere, die dir das Leben so verächtlich macht, ausgefüllt werden? Würde die Welt, die dich jetzt angrinst, wie der zum „Wehe“ geöffnete Mund der tragischen Maske, lieblichere Züge tragen? Es war ihm, als stellten die vergoldeten Ornamente der Decke, die bunten Arabesken des Fußbodens dergleichen Fragen an seine Seele. Die Purpurfalten des Thürvorhanges rauschten sie ihm zu, sie lebten nicht mehr in ihm, sie hatten Körper angenommen, sie bebten im Lufthauch, blitzten im Glanz des Marmors. In Sejans, an sich praktischer Natur schlummerte doch, obgleich er nichts davon wissen wollte, eine gewisse auf die Außenseite des Lebens gerichtete Schwärmerei. Sich mit Glanz umgeben zu können, von Dichtern besungen zu werden, schien ihm begehrenswerth, obgleich er den Glanz und die sogenannte Unsterblichkeit verachtete. Da er kein Mensch war, der an Kunst und Wissenschaft aufrichtige Freude fand, der neben seinem ursprünglichen Ich ein zweites höheres Ich pflegen konnte, oder dem es genügte, sich in sein Inneres liebend zu versenken, da er Realist, ja Naturalist war, — mußte er, um nicht dem öden Einerlei des Daseins zu erliegen, um die Trostlosigkeit des zwecklosen Dahin-

lebens los zu werden, nach möglichst glänzender Zerstreuung haschen, Kämpfe durchführen, sich an kühnen Plänen berauschen. Mit einem Wort, er wollte, weil er dunkel fühlte, daß kein Ding im Leben des Erreichens werth war, das Höchste erreichen, was überhaupt zu erreichen war, auf die Gefahr hin einzusehen, daß dies Höchste den Durst nach Glückseligkeit noch unvollkommener zu stillen vermöchte, wie das Niedrigste. Er konnte sich indeß nicht lange seinen Träumereien hingeben; der Vorhang ward hastig getheilt, Makro stürzte sehr erregt gestikulirend auf den in Brüten Verlorenen zu.

„Der Kaiser," stieß er keuchend hervor „der Kaiser will: Du sollst augenblicklich eintreten. Was denn das bedeute, sagte der Monarch, daß Du Dich anmelden ließest? Ob Du ihm denn zürntest? Ob ihr Euch verfeindet — ihr Götter," brach der Kammerherr ab, einen bewundernden Blick auf den lächelnden Sejan werfend, „welche Zuneigung der Monarch zu Dir gefaßt! Behandelt er Dich nicht fast wie seines Gleichen? Wie einen Fürsten?"

„Wieso?" fragte Sejan, der aufgestanden war, um den Vorhang zu heben.

Makro's Auge glänzte feucht, er bog den Kopf

auf die Seite, was ihm indeß den possirlichen Ausdruck eines sentimentalen Kaninchens gab.

„Tiberius schien schmerzlich bewegt, ich bemerkte, daß er zitterte,“ flüsterte der Höfling, der in der That eine nicht ganz unaffektirte Rührung zur Schau trug.

Auch über Sejans Züge glitt ein auffallender Ernst, als er dies vernahm, er räusperte sich, ließ dann aber rasch den Vorhang hinter sich herabfallen und eilte sich beherrschend dem folgenden Gemach zu.

In der That, der Kaiser liebte ihn, wie einen Sohn, gestand sich der Günstling und der wehe Stich, der ihm die Brust durchbohrte, belehrte ihn, daß auch er den Kaiser liebte — soweit er fähig war zu lieben. Ein Unbehagen befiel ihn, wie eine lästige Krankheit. Er ahnte, daß solche Gefühle seinen Plänen hinderlich sein mußten. Er hatte kaum die Thüre erreicht, als ihm, wie er hörte, Schritte entgegenkamen und er, da er in dem Entgegenkommenden den Kaiser vermuthete, blieb unwillkürlich wie von Scham gelähmt, stehen. Ja, er erröthete wirklich, wie er mit Unbehagen fühlte, es war dem sonst so Selbstbewußten, als könne er, in dessen Seele so undankbare Pläne

wühlten, in diesem Augenblick den Anblick seines hohen Gönners so wenig ertragen, wie der aus einem finstern Sklavenkerker Steigende in die lebenspendende Pracht der Sonne zu schauen vermag. Aber auch jetzt siegte in dem Zaudernden die instinktive Schlauheit. Ohne zu überlegen, nur dem dumpfen Drang seines Innern folgend, der ihm die nützlichen Folgen seiner Handlungsweise in halbverwischten Bildern vormalte, rieb er sich mit der Hand die geschändete Wange, deren Röthe anfing, nachzulassen und frischte dadurch das sichtbare Zeichen seiner Entehrung wieder auf. —

II.

„Es ist gut — gehe!“ murmelte Tiberius und rückte von dem mit Büchern, Tafeln, Rollen und Schriftzeug bedeckten Marmortisch den vergoldeten Sessel zurück, der eine schöngeschweifte Rücklehne graziös um des Sitzenden Schulter schmiegte. So blieb er regungslos in sich versunken.

Makro, welcher in diesem Augenblick dem Kaiser jenen Vorfall, der sich im Vorgemach ereignet mitgetheilt, verbeugte sich tief und entfernte sich, um Sejan in das Arbeitszimmer zu geleiten.

Das weite Hausgewand umschloß, wie aus beweglichem Marmor geformt, die Glieder des Kaisers, spiegelte sich in der glatten Tischplatte und floß in schweren Falten auf den Fußboden nieder, woselbst sich die Klauenfüße des Sessels nach abwärts gekehrt, fortsetzten.

Ueber der Nasenwurzel des Herrschers, die hohe, in den mächtigen Schädel wuchtig verlaufende Stirn herab, bildete sich eine Falte; seine ungewöhnlich großen, von energisch geschweiften Brauen umzirkten Augen hefteten sich finster auf den blauen Mosaikstern des Fußbodens, über den der schön geschnitzte Elfenbeinschemel elegant seine Krallenfüße spreizte. Allmählich verbreitete sich langsam eine leichte Schamröthe über die nicht mehr jugendlichen Züge des Kaisers, welchen Arbeit, Sorge, Weltekel vor der Zeit gewisse grämliche Furchen eingemeißelt, die anstatt greisenhaft anzumuthen, dazu beitrugen, diesen Zügen zuweilen eine imponirendere Herbheit zu verleihen. Während er mit dem Schreibgriffel auf der bunteingelegten Marmorplatte des Tisches trommelte, nahm dieser Ausdruck des Unwillens im Auge des Herrschers zu und prägte sich besonders charakteristisch in den bartlosen ungemein edel und beredt modellirten Lippenlinien aus. Mit einem ärgerlichen Ruck, der die Gewandfalten aufrauschen ließ, erhob sich nun die ehrfurchtgebietende Gestalt und schritt vor sich hinbrütend, nach dem Hintergrund des Gemachs. Hier angekommen zog Tiberius an einer Schnur;

der grüne, die ganze Hinterwand einnehmende Vorhang theilte sich, um den kleinen rings von Säulen umschlossenen Hausgarten zu enthüllen, der im hellen Tageslicht zwischen den finstern Mauern funkelte, wie eine Hand voll Juwelen, die man in eine Gruft geworfen. Einige Zeit sah der Cäsar mit auf dem Rücken ruhenden Händen auf diesen kleinen Garten hinaus. Die klare Frische dieses Morgens vergoldete draußen die Büsche und Pinienwipfel, blinkte wie Metallstaub in dem Springbrunnen und warf in die finstere Pracht des kaiserlichen Arbeitsgemachs einen heiteren, herzerquickenden Lichtschleier, in dessen unschuldigem Glanz der erkünstelte Prunk der Geräthschaften und Möbel aufzuleben, aufzuathmen schien. Der Mosaik glänzte freundlicher, die vergoldeten Löwenköpfe der Tische lächelten, der reichverzierte Plafond ruhte mit hoheitsvollerer Wucht auf den trotzig emporgeballten Säulenknäufen. Nur das Gesicht des Kaisers heiterte sich nicht auf, es hatte in ihm die aufsteigende Schamröthe wieder jener brütenden Herbheit Platz gemacht, die ihm nicht angeboren, sondern durch Welterfahrung und Menschenbeobachtung aufgezwungen war. Der Kaiser war unzufrieden mit sich, weil er in der

eben vernommenen Angelegenheit zu keinem Entschluß kommen konnte. Je redlicher er empfand, mit desto mehr Verdruß erfüllte ihn das allzu Vorsichtig-Abwägende, Schwerflüssige seines Naturells, über das er nicht Herr werden konnte. Sollte er seinen Sohn, den Thronerben strafen? Durfte er das, ohne sich selbst herabzusetzen? Sollte er Sejan um Entschuldigung bitten? Oder besser, die ganze Angelegenheit todtschweigen? Wenn er Sejans ganze Erscheinung ruhig auf sich wirken ließ und sie dann mit der seines Sohnes verglich, mußte er in seiner ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit sich gestehen, daß sein Herz den glänzenden, einschmeichelnden Güstling, dem wüsten, oft bäuerisch derben Drusus vorzog. Und doch schmerzte ihn dieses, sein eigen Fleisch und Blut so tief herabsetzende, seine Eigenliebe so tief verwundende Selbstgeständniß, und doch hielt er es für seine Pflicht, den Erben des Throns bei jeder Gelegenheit als solchen zu behandeln, über jeden seiner Umgebung emporzuheben. Das war's, was sein Vaterherz dem wilden Prinzen immer wieder zuneigte — in ihm sah er trotz alledem seinen Nachfolger, während der Andere im Grunde nur ein hochgestiegener, mit Herrschergewalt ausgerüsteter

Sklave blieb. Sejan aber hatte reale Verdienste aufzuweisen. Freilich — war das ein Verdienst des Prinzen, der Sohn des Kaisers zu sein? Ohne daß es ihm selbst völlig bewußt wurde, zürnte der Herrscher der Natur, die aus seinem Sohn einen rohen Faun, aus einem ihm völlig Fremden einen geistvollen Halbgott gebildet und es stahl sich bei solchen Betrachtungen allmählich in die sonst so gerecht urtheilende Seele des Großdenkenden ein Gefühl von Bitterkeit, ja von Neid. Noch in solche Betrachtungen vertieft, schlugen die Schritte Sejans aus dem anstoßenden Gemach an sein Ohr, und zerstreuten mit einem mal alle Bedenken. Die Nähe des verehrten Freunds rief ihm sogleich ins Gedächtniß, welchen Dank er demselben schuldete, der bis dahin sich als der treueste, hingebendste seiner Mithelfer im Regiment erwiesen, und den man soeben fast vor seinen Augen auf's schimpflichste beleidigt. Rasch entschlossen wandte sich Tiberius von dem Anblick des Hausgartens ab, räusperte sich und bewegte sich mit der ihm eigenthümlichen, etwas verlegenen Hast, den Kopf mit den angestrafften Mienen in den Nacken zurückgebogen, dem nächsten Gemach zu. Hier traf er etwa in der Mitte des Gemachs

mit dem Minister zusammen, dessen Hand er erfaßte, während er einen bedauernden Blick über des Günstlings Gesicht gleiten ließ. Dieser suchte die wieder aufgefrischte Röthe seiner beleidigten Wange anscheinend durch leises Neigen des Kopfes zu verbergen, wodurch er sie aber, wie er wohl wußte, erst recht mit der Glorie des Märtyriums umgab. Sejan, von der fast naiven Herzlichkeit des sonst so Verschlossenen ergriffen, schlug die Augen nieder und stand verlegen dem fast noch verlegeneren Kaiser gegenüber, dem der leise Hinweis, der in der Kopfwendung des Geschlagenen lag, nicht entgangen war.

„Mein Kaiser —“ stammelte Sejan in der That bestürzt, „bin ich einer solchen Gunst würdig —? ich bitte Dich Herr, — Du erweisest einem einfachen, seine untergeordnete Stellung wohl fühlenden Manne zu hohe Ehren.“

Tiberius schmiegte seinen Arm um die Schulter seines Ministers und zog ihn mit sanfter Freundlichkeit vorwärts, in sein Arbeitszimmer. Hier erst ließ er ihn los, nicht ohne von Sejans Bescheidenheit bewegt zu werden und auf's innigste wünschend, seines Sohnes Uebereilung wieder gut machen zu können.

„Ja mein Lieber, Du bist dieser Gunst in vollem Maße würdig," sagte der Kaiser, dem es nicht leicht ward, glatt und fließend zu reden, da er oft allzu peinlich nach dem graziösesten Ausdruck suchte. „Bitte — komm näher — hier — setze Dich. —"

Tiberius war mit der ihm eigenen schwerfälligen Ungeduld an den Schreibtisch geeilt und wollte seinem ersten Regierungsbeamten eigenhändig einen der daselbst stehenden schweren Sessel zuschieben.

„O Herr — was thust Du —" rief Sejan dies bemerkend und eilte dem sich bemühenden Cäsar zu Hilfe.

Tiberius, der in seiner liebenswürdigen Hast den Sessel ungeschickt an der Lehne geschoben, stieß gegen den Tisch und warf eine daselbst stehende Schale um, die im Fallen ihre kunstvoll geordneten Matianischen Aepfel auf den Marmorboden schleuderte, woselbst sie wie Goldbälle umhertanzten.

Sejan, der gerade am Tisch anlangte, bückte sich, um einige der Aepfel aufzuheben. Während sich jeder Andere, dem ein so unbedeutendes Versehen begegnet, mit einem Scherz leicht darüber

hinweggeholfen hätte, sah Tiberius mit einem unbeholfenen Ernst, der dem weltscheusten Stubengelehrten Ehre gemacht habe würde, den rollenden Aepfeln und dem sich bückenden Sejan zu, dabei leise Verwünschungen vor sich hin murmelnd, die seiner Ungeschicklichkeit galten.

Sejan erhob sich wieder; Tiberius fuhr aus seinem Sinnen empor und schritt, sich mehrmals räuspernd, auf und ab. Während Sejan die aufgehobenen Aepfel mit graziösen Handbewegungen auf der Silberschale ordnete, ahnte er, was der beunruhigte Herrscher auf dem Herzen hatte, that aber ganz unbefangen, und berichtete über einige Vorfälle in den Provinzen, besonders über Judäa, woselbst ein gewisser Christus, ein absonderlicher geisteskranker Redner, die Bevölkerung zur Widersetzlichkeit verleite.

Tiberius hörte ihm auf- und abgehend zu, bis er auf einmal stehen blieb, über seine linke Schulter zurückblickte und den Sprecher mit den ganz unvermittelten, barsch hervorgestoßenen Worten unterbrach: „Forderst Du irgend welche Genugthuung."

„Genugthuung?" gab Sejan zurück, als wisse er nicht, von was die Rede sei.

„Ich meine —" fuhr der Kaiser mit rauher

Stimme fort, „auf welche Art willst Du, daß ich meinen Sohn zur Rechenschaft ziehe?“ —

Sein Gesicht hatte einen leidenden und doch in seiner Verwirrung wilden Ausdruck angenommen.

„Zur Rechenschaft?“ fragte der kluge Günstling, sich erstaunt stellend „weshalb —? was hat Drusus sich zu Schulden kommen lassen —?“

Tiberius wandte sich nun völlig dem ihn zweifelnd Anschauenden zu, sah ihm starr in's Gesicht, bewegte die Lippen, brachte aber erst allmählich mit Anstrengung ein paar Worte hervor.

„Mein Lieber,“ sagte er, den Blick gequält zu Boden schlagend, als fürchte er sich vor seinen eigenen Worten, „wenn ich es nicht längst von einem Augenzeugen erfahren, würde mir Deine Wange von dem Geschehenen Kande geben —“

Er brach leise zitternd ab, den Mund wie in schmerzlichem Zorn halb öffnend. Sejan that, als habe ihn ein Speerstoß getroffen, er brachte es sogar fertig, zu erblassen.

„Wie? man hat Dir —“ preßte er mit gutgespielter Verzweiflung heraus, „hat Dir — mitgetheilt — was sich im Vorzimmer — o! ihr Götter!“ seufzte er schmerzbewegt, „daß doch einem

Herrscher auch die kleinlichsten Vorgänge hinterbracht werden müssen — o mein Gebieter — verzeihe — wie gern hätte ich diese Dich gewiß sehr peinlich berührende Angelegenheit mit Stillschweigen übergangen — und jetzt —“ er brach ab und fuhr dann, als raffe er gewaltsam alle seine männliche Großmuth zusammen — „nein Herr — auch jetzt noch bitt' ich Dich — schweigen wir von der Sache — ich habe sie vergessen — vergiß auch Du sie, Herr — Dein Sohn — nun — wessen Hand reißt nicht zuweilen die Unüberlegtheit fort — es geschah unabsichtlich —“

Tiberius drückte die Lippen fest aufeinander, athmete erleichtert auf und sah einmal sinnend zur Seite.

„Ich danke Dir,“ sagte er dann ruhig-herzlich, „wahrlich, ich werde Dir diese Selbstverleugnung nicht vergessen. Du siehst selbst ein, in welch' mißlicher Lage ich mich befand — was hätte ich thun sollen — wem hätte ich Recht geben sollen — ich hätte den Zwiespalt nur noch vergrößert —“

„O — ich bitte — lassen wir's beruhen —“ flüsterte Sejan, einen bittenden Blick zu Tiberius gerunzelter Stirn emporsendend.

Der Kaiser nickte ernst.

„Dies ist Edelsinn! Dies bringt Dich meinem Herzen nur näher," fuhr er leise fort, „ich weiß, daß sie Alle Dich hassen, weil ich Dich liebe, Dich ihnen vorziehe, aber ich habe Grund, Dich ihnen vorzuziehen, nicht bloß deßhalb, weil einst Dein Leib den meinen vor jener stürzenden Grotte bedeckt — ich habe hundertmal Gelegenheit gehabt Dich zu prüfen. Deine Uneigennützigkeit, Deine mir sonst bewiesene Treue rechtfertigt es vollkommen, daß ich Dich gewissermaßen zum Mitregenten ernannt und man soll sehen, daß ich meine Freunde zu belohnen weiß, daß"—

„Die Prätorianer fühlen sich sehr wohl in ihrem neuen Lager," unterbrach ablenkend der kluge Höfling die Worte des Kaiser, als sei es ihm unmöglich, dessen Lobsprüche länger ohne Erröthen mit anzuhören.

Der Kaiser verstand diesen Wink und verzieh dem Minister gern die etwas brüske Unterbrechung. Er hielt inne, besann sich und ließ sich, indem er befriedigt lächelte, in dem Sessel nieder. Dann hieß er den ein Erröthen erkünstelnden Sejan sich ebenfalls setzen, was dieser anfangs absichtlich überhörte und frug dann, mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit und Herzlichkeit, nach dem neuen

Lager der Prätorianer, das er, auf den Rath des Ministers, außerhalb Roms nach dem viminalischen Feld verlegt. Sejan, der sich bescheiden, ganz auf den äußersten Rand des Sessels niedergelassen, als wolle er sogleich wieder aufstehen, beeilte sich Bericht zu erstatten, seinen von ihm ersonnenen Plan dem Kaiser als nothwendig hinzustellen.

„Es herrscht nun eine ganz andere Manneszucht unter den Soldaten wie früher,“ sagte er mit seiner einschmeichelnden Stimme, seinem Worte mit zarten Handbewegungen Nachdruck verleihend, „tritt ein plötzlicher Nothfall ein, so ist gleich eine starke Hülfe bei der Hand und der Soldat wird schonungsloser dreinschlagen, wenn zwischen ihm und den Verlockungen der Stadt ein Wall aufgerichtet ist.“

Tiberius gab dies gern zu.

„Hoffentlich,“ fügte er hinzu, „bedürfen wir nie dieses Dreinschlagens. Aber Du hast Recht, Sklaven kann man nur durch Furcht regieren.“

Alsdann waren noch einige kaiserliche Unterschriften auszufertigen, die Einschränkung des Luxus, Bauten, Militärangelegenheiten betreffend.

Sejan unterbreitete dem nach der Feder

greifenden Monarchen die Pergamente, stehend, mit einer gewissen graziösen Feierlichkeit; er gab mit leiser Stimme den Inhalt der Schriftstücke an und strich, indem er sie hinlegte, mit der Hand gewissermaßen liebkosend über dieselben.

Tiberius unterzeichnete mit fester, sicherer Hand. Plötzlich hielt er inne.

„Was ist das?" fragte er.

„Hier," sagte Sejan, vor dem Kaiser ein neues Blatt entfaltend, „will Dich der Senat zum Vater des Vaterlandes machen —"

„Was?" stieß der Kaiser heraus, legte die Feder hin und sah fragend zu dem das Blatt Haltenden empor.

Sejan wiederholte, daß, weil der Kaiser kürzlich die in Rom ausgebrochene Theuerung erleichtert, der Senat ihm den Titel: Vater des Vaterlands! sich zu ertheilen gestatte.

„Unsinn," sagte der Kaiser, „ich habe nur meine Pflicht gethan. Nimm den Wisch fort. Du weißt wie wenig ich dergleichen Kriechereien leiden mag."

Tiberius war, während Sejan die Schriftstücke zusammenpackte, aufgestanden, und kehrte sich einem großen Silberspiegel zu, dessen das Gemach

verdoppelnde Fläche, zwei Metallsäulen, wie zum Schauen einladend, elegant und würdevoll in der Schwebe hielten.

Vor diesem, wie ein kleiner Teich blinkenden Spiegel, stand ein silberner, in Form eines Baumschafts gegossner Papageienständer. Der Kaiser sah einige Zeit schweigend dem grünschillernden Vogel zu, der girrende Liebesklagen ausstoßend mit seinem krummen Schnabel zärtlich sein Spiegelbild in der glatten Silberfläche zu küssen suchte.

„Sieh mein Freund,“ wandte sich dann der Kaiser lächelnd nach Sejan um, der die Schriftstücke in eine Mappe gelegt, „sieh auf diesen Vogel — hier hast Du ein Bild des Menschenseins — “

Sejan hielt ein Schriftstück in der Hand und warf einen fragenden Blick auf den Kaiser, der ernster werdend, fortfuhr: „So suchen wir Alle sehnsüchtig die Seele unsres Nächsten, die wir so nahe wähnen und berühren immer nur die kalte Außenfläche des Ich's.“

„Immer?“ wagte Sejan zu fragen, seiner Stimme eine treuherzige Klangfarbe gebend.

„Die Ausnahmen sind so gering, daß man sagen kann: „immer!“ fuhr der Kaiser fort, legte die Hände

auf den Rücken und wandte sich, das Kinn auf die Brust neigend, dem kleinen Garten zu, dessen freundlicher Anblick ihn jedesmal erquickte, ihn von dem beengenden Druck dieser Marmormauern befreite.

„Selbst wenn wir den Blick in unsere eigene Brust kehren," fuhr er sinnend fort, „grinst uns schließlich doch ein leerer Hohlraum entgegen — wir blicken wie in einen fensterlosen Kerker, wie in jenes Thor, in das beim Kampfspiel die todten Fechter geschleift werden — und wenn wir uns selbst ein unlösbares Räthsel sind — wie wollen wir also die Brust des Nächsten verstehen! Es ist ein Jammer! Besonders wir Herrscher, die wir vor lauter Verbeugungen, Kniefällen, Redensarten und faltenreichen Prachtgewändern nie den Menschen zu sehen bekommen, tasten im Dunkeln, wissen nie, ob wir richtig gewählt —"

Sejan nahm seine Mappe unter den Arm, mit einem hastigen hörbaren Ruck, der dem philosophirenden Gebieter andeuten sollte: hier stände ein Diener neben ihm, den er mit solchen menschenfeindlichen Bemerkungen kränke.

Der Kaiser wandte das sinnende Gesicht dem Minister zu, sein Auge blickte geistesabwesend an

ihm vorüber, als suche es eine ferne trübe Zukunft zu entschleiern.

„Zürne mir nicht mein Lieber,“ sagte er dann leise, „und deute, was ich gesagt, nicht falsch. Es mag ja auch wohl treue Diener geben, aber sieh, man wird als Herrscher künstlich zum Menschenfeind erzogen, die Edelsteine der Krone ziehen, wie alles Licht, Motten und Ungeziefer herbei. Derartige Ehrenbezeugungen, wie die eben vernommene, die mir der Senat will angedeihen lassen, verstimmen mich jedesmal. In Asien wollten mir, wie Du weißt, zehn Städte Tempel errichten — hält mich denn die Welt wirklich für einen so schlechten Menschenkenner? Glaubt man, ich wisse nicht, was hinter dieser anbetenden Maske für ein Fauns-Gesicht lauert —?“

„Mir scheint, hoher Herr,“ wandte Sejan ein, da es ihm unbehaglich zu werden anfing, „Du beurtheilst die Menschen zu schroff — Du weisest aufrichtige Dankbarkeit zurück —“

„Lerne mich die Welt kennen,“ fuhr Tiberius finsterblickend fort, „Dankbarkeit? Vom Volk? Das ist ein Märchen. Sie sind nur dankbar, wenn man ihnen mit Schlägen droht. Mit diesen Ehrenbezeugungen, die sie mir angedeihen lassen,

wollen sie sich nur selbst ehren, sich selbst in Scene setzen — an mich wird dabei am aller wenigsten gedacht. Hast Du das Volk schon beobachtet, wenn es einem Triumphzug entgegenjubelt? Ihr Jubel besagt im letzten Grund nur: Wir ergötzen uns vortrefflich — hör nur was für schöne Stimmen wir haben — und Du dort auf Deinem Siegeswagen lächle uns dankbar an, denn was wärst Du ohne uns — Du bist ja nur die Puppe, mit der wir spielen —"

Sejan, der nicht gern ernstere Betrachtungen anstellte, hatte doch ein gewisses Talent, die philosophischen Launen seines Gebieters mit geschickt gewählten Lobsprüchen zu unterbrechen.

„Ich bewundere die Tiefe Deiner Selbsterkenntniß, aus welcher die Kenntniß deiner Umgebung hervorgeht," sagte er „immerhin scheint mir die Anerkennung der Mitwelt nicht zu verachten —"

„Du bist ein Realist mein Lieber," entgegnete der Kaiser lächelnd, „ich für mein Theil hoffe auf die Anerkennung der Köpfe, die erst noch geboren werden und" — hier unterbrach er sich, sah seinem Minister scharf in die Augen und fuhr fort: „Ich vergaß, — der Senat will ja auch Dir eine Bildsäule errichten —? ist's nicht so?"

Sejan unterdrückte seine Verwirrung. Ein Lächeln erzwingend, warf er, leicht mit den Achseln zuckend, hin: „Ich habe davon gehört, aber natürlich weigere ich mich noch entschiedener wie Du, Herr, daß man mit meiner Figur einen öffentlichen Platz Roms verunstaltet —"

Tiberius, dem es stets eine heimliche Freude verursachte, wenn er die Schwächen seiner Freunde ans Tageslicht bringen und bespötteln konnte, spitzte seine feingeschnittenen Lippen zu einem sarkastischen Schmunzeln.

„Das heißt," fragte er aufhorchend, „Du weigerst Dich nur deshalb, weil ich mich weigere."

„O," stieß Sejan heraus, „nicht deshalb Herr — ich liebe dergleichen Ehrenbezeugungen so wenig wie Du." —

„Wie? wirklich?" sagte Tiberius, mit den Augen wieder boshaft blinzelnd, „sie wollen Dich so viel ich weiß, als Mars in Silber darstellen? Du verzichtest auf diese Ehre?"

„Dieser Ehre solltest nur Du theilhaftig werden," entgegnete Sejan verlegen, da er wußte, wie schonungslos zuweilen der Monarch die ihm bekannte Eitelkeit seines Günstlings zu geißeln liebte.

„Geh doch mein Lieber," fuhr der Kaiser immer behaglicher fort, „Dein Herz denkt anders als Dein Kopf, ich weiß, daß es Dir sehr willkommen sein würde, vor Deinem eigenen silbernen Götterbilde zu opfern." —

„Du scherzest Cäsar," sagte Sejan gezwungen lachend.

„Scherzen? mit einem silbernen Gott," lachte der Kaiser, „ich bin leider oder zum Glück nur ein Mensch und setze mich gegen alle Versuche, die mich zum Gott machen wollen, zur Wehr. Nein, lasse Dir nur diese Statue errichten — nur mußt Du die Vorsichtsmaßregel gebrauchen in das Postament Deiner Götter-Bildsäule die bekannten Worte von wegen Verunreinigung dieses Platzes eingraviren zu lassen, — Du hast Feinde in der Stadt, ich stehe Dir nicht dafür, daß man eines Morgens den silbernen Sejan mit Schmutz beworfen oder gar kopflos findet. —"

Tiberius blickte nach dieser zweideutigen Bemerkung seinen Minister mit verstohlener Neugier halb gutmüthig, halb boshaft an.

„Wahrlich Herr," entgegnete der Minister bitter lachend und neigte leise seine beschimpfte Wange dem Kaiser zu. „Da hast Du Recht —

so lange es noch so schlagfertige und sich ihrer Unverletzlichkeit bewußte Herrn am Hofe giebt, stehe ich selbst nicht für meinen Kopf — den ich," setzte er melancholisch hinzu, „bisher stets zum Ruhm und Wohl meines edeln Monarchen angestrengt habe. —"

Hierauf schien er sich zum Gehen wenden zu wollen, eine Miene tiefster Niedergeschlagenheit heuchelnd. Tiberius, unangenehm an die Brutalität seines Sohnes erinnert, die in so scharfem Gegensatz zu Sejans großmüthigem Verzeihen stand, zuckte leicht mit den Gesichtsmuskeln, die allmählich eine trübe, sinnende Schlaffheit annahmen. Dann wendete er sich langsam zum Tisch und ließ in den grau glänzenden Bauch des dort aufgestellten Silberbeckens eine der Elfenbeinkugeln rollen. Der schrille Klagelaut, der sich hierdurch dem Becken entrang und an den harten Marmorwänden verzitterte, rief einen weißgekleideten Sklaven ins Gemach, der dicht vor dem Thürvorhang stehen blieb.

„Ist mein Sohn noch im Palast?" frug ihn der Kaiser.

„Drusus will noch in den Stallungen die neu angekommenen hispanischen Hengste prüfen," erwiderte der Angeredete.

„Ich bitte ihn hier her," lautete des Kaisers Befehl.

Der Sklave verschwand. Sejan, der bisher die tiefste Unterwürfigkeit heuchelnd unter sich gesehen, fuhr aus seinem Brüten, seufzte, faßte die Mappe fester unter den Arm und trat dem Kaiser näher, um sich zu verabschieden.

Der im Gemach auf- und abwandelnde Monarch überhörte anfangs die bescheidenen Versuche seines Ministers, seine Aufmerksamkeit zu erregen, dann als er bemerkte was Sejan wollte, sagte er: „Du bleibst noch!" und schritt wieder den Kopf zur Brust geneigt, die Hände auf dem Rücken, umher.

Sejan stand unschlüssig, der kommenden Scene, die er, ohne es zu wollen herbeigeführt, mit einiger Unruhe entgegensehend. Er ahnte dunkel, daß die jetzt wahrscheinlich nahende Entscheidung, seine ehrgeizigen Pläne rascher zur Ausführung drängte, als ihm lieb war, weil die jetzt sich abspielende Scene seines Beleidigers Zorn voraussichtlich zum höchsten Brand aufschüren mußte. Doch ließ sich das Geschehene nicht mehr rückgängig machen, der Stein war in's Rollen gebracht, es wäre vergeblich gewesen, dem Kaiser jetzt Vorstellungen zu machen.

Schon nach wenigen Minuten hörte der Kaiser die Stimme seines Sohnes im Vorgemach, die mit heiserer Klangfarbe einen Sklaven auszankte, einen andern barsch nach dem Vater fragte.

Tiberius blieb stehen, kehrte den Kopf um und sah finster, mit leise gehobenen Augenbrauen nach dem Thürvorhang, der sich jeden Augenblick theilen mußte. Je lauter sein Herz dem Nahenden entgegen schlug, eine desto ruhigere Miene nahm er an, je mehr es ihn drängte, den trotz allen seinen Fehlern geliebten Sohn zu umarmen, desto kälter und liebloser erschien sein Benehmen, denn er hoffte immer noch durch Beispiel und Ermahnung auf den verwilderten Wüstling einwirken, ihn erziehen zu können.

Nun ward der Vorhang weggezogen, Drusus schlenderte behäbig, unordentlich mit den Armen schlenkernd in's Gemach, als gälte es in einer Taverne einen Becher zu leeren. Dann hielt er die breite Hand vor den gähnenden Mund und sah sich nach einem Stuhl um. „Kann man Dich endlich sprechen?" lauteten seine ersten Worte, die er mit verdrießlicher Miene heraussprudelte, „ich dachte schon, Du wolltest mich in die Verbannung schicken, ist das in der Ordnung, daß ich zwei

Stunden hindurch im Vorzimmer warten muß, Vater, ehe ich mich in Deinem Glanze sonnen darf? Nein, wahrhaftig, ganz Rom tadelt das, und wenn ich darüber nicht ärgerlich wäre, wahrlich ich verdiente die Sklavenpeitsche. —" Während dieser Worte hatte er mit dem linken Fuß einen Stuhl herbeigezogen und sich rittlings über denselben gesetzt.

Der Kaiser rührte sich nicht vom Fleck, veränderte auch die Härte seines Gesichtsausdrucks nicht, sondern sagte nur, obgleich ihm das Herz blutete, so kühl wie möglich: „Du befindest dich vor Deinem Kaiser!"

Der Prinz drückte den Mund auf die über der Stuhllehne ruhende Hand. „Leider bist Du mir selten mehr als mein Kaiser —" fuhr er vorwurfsvoll fort.

„Und Du mir selten mehr als ein Pferde zureitender Schlemmer," erwiderte ihm der Kaiser ein wenig heftiger.

„Das ist möglich, und hat auch seine Gründe," fuhr Drusus fort, dessen Augen jetzt erst Sejan gewahrten. „Andere scheinen meinen Platz besser auszufüllen," setzte er höhnisch lächelnd hinzu, den Günstling mit kalten Blicken musternd, der betreten

zu Boden sah, als wollte er sogleich das Gemach verlassen.

„Ganz wohl," entgegnete Tiberius mit scharfer Betonung, „das thun auch die Andern, sie ersetzen Dich, ja sie übertreffen Dich in jeder Beziehung. —"

Der Prinz erhob sich phlegmatisch. „So? Na, da will ich lieber gleich wieder gehen," lachte er bitter vor sich hin, „laßt Euch nicht stören."

Es entstand eine Pause, der Kaiser regte sich nicht.

„Drusus" — herrschte er endlich, als der Angerufene sich wirklich langsam der Thür näherte.

„Wie?"

„Ich habe mit Dir zu reden."

„Ich lasse ja mit mir reden," warf der Prinz hin, sich wieder dem Vater zuwendend, „aber herabsetzen lasse ich mich nicht. Ich mag ein Schlemmer sein, mag Pferde und Weiber den Staatsgeschäften vorziehen, aber trotzdem kannst Du nicht leugnen, daß ich ein guter Soldat bin. Hab ich mich etwa während des Pannonischen Feldzugs nicht benommen, wie es einem römischen Feldherrn geziemt —? Hab' ich die aufständigen Legionen nicht mit Gewalt und Klugheit zum Gehorsam zurückgeführt?"

„Gewiß," bestätigte der Vater etwas ruhiger, „aber vergiß nicht," setzte er auf Sejan deutend hinzu, „daß dieser Mann hier Dein Rathgeber war, während des Feldzuges — und besinne Dich künftig auf ein neues Verdienst, mit dem Du mir imponiren kannst —"

„Hab' ich mir deshalb," unterbrach ihn Drusus, dem ein Hustenanfall drohte, „hab' ich mir deshalb diesen ewigen Schnupfen und Husten auf den stürmischen Feldern Pannoniens geholt, damit Du jetzt meine Verdienste herabsetzest —?"

Er brach hierauf, wie um seinen Vater zum Mitleid zu bewegen, in einen Krampfhusten aus, hielt sich die Toga vor den Mund, spie dann aus, unterließ es aber auch jetzt nicht, feindselige Blicke auf den harmlos mit seinem Portefeuil spielenden Minister zu werfen.

Tiberius, dem das Husten seines Sohnes durch die Seele schnitt, mußte sich Mühe geben, um seinen strengen Ton aufrecht halten zu können. Er trat, in seinen Büchern und Schreibheften wühlend, an den Tisch, und wartete solange, bis seines Sohnes blauroth anlaufendes Gesicht wieder eine normale Färbung angenommen. Mehrmals wollte er sodann von neuem seine Zurecht-

weisung beginnen, aber immer wieder schnitt ihm der Hustende mit seinem das Echo des Vorzimmers wachrufenden Räuspern, das Wort ab.

Endlich trat eine Pause ein, der Kaiser wendete sich mit im Schmerz gerunzelter Stirn und absichtlich sehr förmlichem Benehmen dem Prinzen zu, der sich das Gesicht mit seinem Schweißtuch trocknete.

„Drusus," sagte der Kaiser mit ernster leise bebender Stimme, und in etwas geschraubten Redewendungen, „der Feldzug hat Dir dieses Lungenleiden ebenso wenig wie Deine Aufgeschwemmtheit zugezogen. Die Aerzte behaupten, Du verdanktest diese Uebel Deinem ausschweifenden Lebenswandel —"

„Unsinn," fuhr Drusus dazwischen, absichtlich seinem Hustenreiz, den er hätte unterdrücken können, nachgebend.

„Sei dem wie ihm wolle," fuhr der Vater fort, den die keuchenden Athemzüge des Leidenden peinigten, „Du betrübst mich tief, Dein Körper sowohl als Deine Seele flößen mir Besorgniß ein. Dein Lebenswandel macht mir und meinem Hause wenig Ehre, am wenigsten Dir selbst; Du behandelst Deine Gemahlin nicht wie eine solche, es

laufen darüber bei mir mannigfache Klagen ein — still! unterbrich mich nicht," setzte er hinzu, als Drusus Einwendungen machen wollte, „diesen Gegenstand will ich jetzt nur streifen, ein andermal mehr davon. Vorerst das Wichtigere. Ich befehle Dir, daß Du, sobald es wärmer wird, etwa im Juni, in Bajä eine Kur gebrauchst" . . . dann fügte er in demselben Ton, kaum merklich ernster hinzu: „Vorerst aber hast Du einen Tag Zimmerarrest abzusitzen —" Drusus reckte den Kopf, als traue er seinen Ohren nicht.

„Was?" stieß er heraus, indem er seinen Husten sogleich unterbrechend, die Toga vom Munde nahm.

Tiberius wich dem herausfordernden Blick seines Sohnes aus, während Sejan eine so besorgte Miene sehen ließ, als sei nicht Drusus, sondern er selbst der Bestrafte.

„O Herr —" sagte er, trat dem Kaiser einen Schritt näher und hob, um Nachsicht bittend, die Hand.

„Still Sejan," bedeutete ihm sein Gebieter streng, seine oft gesuchten Redewendungen mit den ihm eigenen seltsamen Fingerbewegungen begleitend — „es ist besser so — Du selbst hast

mich daran erinnert, daß auch mein Sohn meinen ersten Regierungsbeamten nicht beleidigen darf — Du sollst mir keine Vorwürfe machen können —" die Stimme, die er zu übermäßiger Rauhheit zwang, versagte ihm fast, er räusperte sich, trat dicht an die marmorne Tischplatte und suchte sich zu sammeln, indem er einige seiner Bücher auf und wieder zu schlug.

„Und doch meine ich —" stammelte Sejan einen bittenden Blick auf den finster die Stirn runzelnden Prinzen werfend.

„Du hast nichts zu meinen," schnitt ihm der Kaiser das Wort ab, „ich weiß, was ich thue —" dann sich an Drusus wendend, setzte er im Ton eines durch tiefe Kränkung gemilderten Verweises hinzu: „Dieser Mann, der meinem Herzen nahe steht, den ich geprüft und auserwählt und den Du auf bübische Weise, ohne jeden triftigen Grund schwer beleidigt, hat für Dich großmüthig um Verzeihung gebeten — nur diesem Umstand hast Du es zu verdanken, daß ich Dich so nachsichtig behandle."

Drusus, der bisher mit düstrer Beklommenheit vor sich hingebrütet, begann ein vieldeutiges Lächeln sehen zu lassen, das er durch ein im-

pertinentes Schnicken des Kopfs noch zu verstärken suchte.

„Elende Verstellung!“ murmelte er dann vor sich hin.

„Was flüsterst Du da?“ fragte ihn der Kaiser drohend, während Sejan, der die Worte verstanden, erbleichend zusammenzuckte. Drusus hob den Kopf, sah erst seinem Vater, dann dem Günstling trotzig ins Gesicht und wendete sich langsam dem Thürvorhang zu.

„Du würdest mich doch nicht verstehen,“ sagte er mit beleidigendem Lachen, „denn man kann eher einen Sterndeuter von der Richtigkeit seiner Kunst, als Dich von der selbstsüchtigen Verlogenheit Deines Sejan überzeugen —“

Ueber des Kaisers Gesicht glitt eine Wolke, finsterer Unwille bebte aus dem aufschwellenden Stirngeäder und der zuckende Griff, mit dem er die Stuhllehne umpackte, verkündete, daß ein Sturm im Anzuge sei.

Es würde auch gewiß zu einer heftigen Scene gekommen sein, wenn nicht Sejan sich ins Mittel gelegt hätte, der seine ganze bestrickende Verstellungskunst und weichliche Höflingsgeschmeidigkeit zusammenraffte, um ein sich Aussprechen von Vater und Sohn, das ihm gefährlich werden konnte, zu verhindern.

„Herr, ich bitte Dich," flüsterte er dringend, mit Thränen in den Augen, seine Hand auf die geballte Faust des Kaisers legend. „Strafe Deinen Sohn nicht, er weiß nicht, was er spricht —"

Tiberius sah seinem Minister in das treuherzige Großmuth heuchelnde Gesicht, als erkenne er ihn nicht.

Dann ließ die Spannung seiner Gesichtszüge nach, die blau aufgeschwollenen Adern traten zurück, die geballte Faust löste sich und einen mißmuthigen Blick auf den Sohn werfend, entrang sich ihm ein heiseres: „Gehe!" während er eine zornig-wegwerfende Handbewegung ausführte.

Drusus entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern. Sejan kam es vor, als bestätigte das Echo der Schritte des Prinzen, das im Vorgemach verhallte, höhnisch die Wahrheit von Drusus letzten Worten und ermahnte ihn, die Pläne rasch auszuführen, die nun einmal ausgeführt werden mußten.

Der Kaiser stützte die Faust auf die Tischplatte, aus deren Marmorglätte ihn sein Gesicht verschwommen anstierte, wie das eines in der Arena gefallenen Gladiators, das Staub und Blut unkenntlich gemacht.

So stand er in schmerzliches Brüten verloren, regungslos. Erst das Rauschen von Sejans Mantel verkündete ihm, daß er nicht allein sei.

Er bemerkte das Spiegelbild in der Tischplatte und schrak vor seinen eigenen Zügen zurück, mit welchen er überhaupt nicht zufrieden war, da er stets annahm, seiner Umgebung müsse das Angestraffte derselben auffallen.

Hastig fuhr er empor.

„Verlasse auch Du mich,“ wandte er sich theilnahmslos an Sejan.

Sejan wollte antworten. Er war es gewohnt, daß der Kaiser oft die herzlichsten Ergießungen plötzlich abbrach und ihn mit einem fremden Blick, mit einem mürrisch hingeworfenen Wort verabschiedete, als sei er es müde, den Leutseligen zu spielen. Sejan that in solchen Fällen, als sei die krankhafte Laune des Herrschers eine ganz selbstverständliche Folge der Uebermüdung, in die ihn die aufreibenden Regierungsgeschäfte versetzt. Diesmal hatte er dem Kaiser eine kleine Ueberraschung bereitet, von der er ihm gern vorher eine Andeutung gegeben, doch hielt er es für weiser, den Monarchen in der Stimmung, die ihn jetzt überfallen, nicht zu stören. Sich tief ver-

beugend wandte er sich zum Gehen, indem er mit den Sandalen, um jedes Geräusch zu vermeiden, den glatten Marmorboden kaum zu berühren wagte.

Als der Kaiser allein war, nahm die traurige Versunkenheit seiner Gesichtszüge fast noch zu.

Eine greisenhafte Erschlaffung prägte sich momentan um seine Mundwinkel aus, in seinem Auge schien der Blitz des Lebens erloschen, seine eine Hand hing wie gelähmt, während die andere matt auf der kalten Tischplatte ruhte. Nicht nur das Betragen seines Sohnes bereitete ihm Kummer.

Wie eine kalte Schlange, die sich am warmen Leib emporringelt und vor dem Schreckgelähmten den unnatürlich weiten, formlos dehnbaren Rachen aufspannt, beschlich ihn wieder sein menschenfeindliches Mißtrauen.

Mit diesem Mißtrauen quälte er sich herum, wie ein Cirkus-Roß, dem der Stier den Bauch aufschlitzte und das sich jammervoll in seine eignen Gedärme verwickelt.

Der Zweifel an Sejans Treue, den Drusus eben in seine Seele geschleudert, griff leise mit der zersetzenden Schärfe eines äthiopischen Gifts in derselben um sich, obgleich er ihn unwillig aus seinem wahrhaft großdenkenden Geist zu ver-

bannen suchte. Nun trat der Schwermüthige vor den breiten, zwischen den Säulen blinkenden Metallspiegel und spielte müde, träumerisch sinnend mit seinem Papagei, den er am Halse in den schillernden Federn graute, was sich der Vogel mit wollüstiger Versunkenheit gefallen ließ. Dann richtete der Kaiser den Spiegel mit dem Fuß in eine senkrechte Lage. Ein Silberblitz zuckte an den Marmorwänden hinauf, als die reflektirende Metallfläche zu wanken begann, der die Ehre zu Theil wurde, die kaiserlichen Gesichtszüge in sich aufnehmen zu dürfen. In dieser, seine Haut ein wenig bleicher wiedergebenden Silberglätte betrachtete Tiberius seine linke Wange, auf der sich wieder jene kleinen gerötheten Anschwellungen bildeten, an welchen er oft litt. Er fuhr mit der Hand ärgerlich über die prickelnde Stelle und frug sich dabei: warum er ohne jeden Grund manchmal Sejans Anhänglichkeit bezweifelte und manchmal sogar fast wünschte, er habe sich in demselben getäuscht, er dürfe ihn, wie so viele Andere, die ihn verrathen, mit einer verächtlichen Handbewegung verbannen. Und doch liebte er ihn eigentlich. Nur sein Lächeln gefiel ihm zuweilen nicht, die geschmeidige, einschmeichelnde Liebenswürdigkeit

des Mannes war ihm zu gleichmäßig vertheilt, zu unzerstörbar. Auch war ihm ein lauernder Zug aufgefallen. Dabei fühlte er, wenn er sich ganz in das Wesen seines Günstlings versenkte, die hohen Talente, die derselbe besaß, in einer Art auf sich wirken, die ihm Hochachtung abnöthigten, ihn aber in gewissem Sinn unfähig machten, völlig selbständig zu handeln. Doch war es ihm unbequem hieran zu denken. Hab ich denn einen andern Menschen, dem ich trauen dürfte, fragte er sich? Seinem Sohn, obgleich er ihn zärtlich liebte, durfte er noch weniger trauen, als dem Manne, dessen Treue er geprüft. Zwar konnte diese Treue nur die grinsende Lustspielmaske der Untreue sein. Sejan sorgte vielleicht, während er für das Wohl des Kaisers besorgt schien, im Stillen nur für sein eigenes Wohl? Tiberius drückte die Hand an die Stirn. Er fühlte mit einigem Unbehagen, daß seinem Mißtrauen eine gewisse schwerfällige Lässigkeit und Entschlußunfähigkeit beigemischt war, so daß dies Mißtrauen hierdurch wieder zu einer andern Art von Zutrauen, ja leichtfertiger Tollkühnheit wurde. Doch nahm er sich vor, auf der Hut zu sein, seinen Minister zu beobachten, seines Sohnes War-

nung nicht zu unterschätzen. Nun aber ermahnte ihn der Papagei mit einem erzürnten Schrei daran, daß er ihn zu streicheln vergessen. Der Kaiser freute sich geradezu über diesen ehrlichen Naturlaut des Thiers, der ihn nach all den Schmeicheleien, versteckten Bosheiten und Lügen, die er täglich anhören mußte, erfrischte, wie das kalte Wasser des Frigidariums nach dem erschlaffenden Brodem des Kaldariums, die Nerven belebt. Er trat wirklich wieder heran und streichelte den Vogel von Neuem. Ja, ja, murmelte er lächelnd dem den Kopf niederdrückenden Vogel zu, schrei Du mich nur an, ich wollte, ich fände einen Menschen, der so wenig Respeckt vor mir hätte, wie Du, dabei aber so ehrlich ist wie Du, so ohne alle Verstellung seinen Trieben nachgiebt. —

Als sich der Kaiser endlich vom Spiegel entfernte, schrie ihm der Vogel wüthend nach, zerrte an seiner silbernen Kette und suchte dieselbe, sie mit dem krummen Schnabel benagend, von den Klauen zu lösen.

Der Kaiser betrachtete die vergeblichen Bemühungen des Gefesselten einige Zeit. „Still, still mein Lieber,“ rief er dann lächelnd und setzte im Stillen seufzend hinzu, „nicht wahr, die

Kette? ja ja! Aber tröste Dich Lieber, wir Menschen haben auch unsere Kette zu tragen — selbst wenn wir Herrscher sind.“ —

Dann legte er, seiner Gewohnheit gemäß, die Hände auf dem Rücken zusammen und schritt langsam, zuweilen stehen bleibend, den inneren Gemächern zu, woselbst man sein Morgenbad bereitet. Die vorgebeugte Kopfhaltung, das lange Gewand gaben seiner Gestalt den Charakter eines gutmüthigen Familienvaters, während seine von ernster Denkarbeit zeugenden Züge, mit den scharf ausgeprägten Furchen, den großen, gebietenden Augen dieser Behaglichkeit der Körperhaltung, geistig überlegene Würde befügten. Er schritt zuerst einen Corridor entlang, blieb einen Augenblick vor einem schmalen Fensterchen stehen, das dem Gange spärliches Licht gab und warf einen Blick auf den von Menschen wimmelnden Ochsenmarkt, der sein buntes Treiben bis zu den Füßen des kaiserlichen Palastes ausbreitete.

Ein betäubender Lärm drang, als das Fenster geöffnet wurde, in die stillen Räume des geheiligten Palastes. Die Luft zitterte von Menschenstimmen, dumpfem Gebrüll, üblem Geruch und Staub. Aus dem Knäuel der halbnackten Metzger und

Viehzüchter, die sich gegenseitig überschrien, um ein paar Danare sich fast die Haare ausrauften, oder die mit kunstgerechten Griffen die Fettigkeit ihrer Waare prüften, ragten die Hörner der geduldigen Vierfüßler. Der Markt war, wie mit einem plastischen Mosaik von Menschen-, Thierköpfen und Ochsenrücken belegt, während ringsum die Häuserwände mit ihren schmalen Fenstern dies widerliche Bild unschön umrahmten.

Der Kaiser mußte lächeln, über die kleinlichen Zwecke, über die niedrigen Bedürfnisse, die jene Menschenmassen in Aufregung versetzten. Es war ihm, als sähe er in einen Ameisenhaufen, dessen geschäftiges Gewimmel ihm unverständlich blieb und er sagte sich, daß, wenn er nicht Kaiser sei, er lieber als Schlachtthier dem Tod entgegengehen, denn als Viehverkäufer sich wegen ein paar Sesterzen herumzanken möchte. Dann wieder bedachte er, daß er im letzten Grund die Achse sei, um die sich der Staat, folglich auch das gemeine Treiben dieses Markts drehte. „O, wie nöthig wir Fürsten der Welt sind," lachte er bitter vor sich hin, und schloß das Fenster. „Damit ein paar dumme Kerle ihren Kohl bauen, Kinder zeugen und in Frieden krepiren können, müssen

wir uns auf dem Thron allen Gefahren der Verleumdung, der Rache, dem Haß, dem Verrath aussetzen," — fügte er hinzu, während er weiter schritt.

Ein zweites Fensterchen gewährte ihm den Blick auf einen Hof des Palastes, der rings von Säulenhallen umragt in seiner traurigen Oede zu schlafen schien. Zwischen seinen Steinen wuchs Gras, in der Mitte erhob sich das sitzende Mormorbild des Augustus, das feierlich den Arm ausreckte, als wolle es die Melancholie dieses vernachlässigten Orts segnen. Der Schatten des Augustus lag schwarz und scharf neben dem Marmorsessel auf dem Pflaster; fern blitzte der Wasserstrahl eines Brunnens aus einem Löwenrachen. Tiberius hatte in Gedanken verloren nicht bemerkt, daß hier einige Prätorianer exercirten, die hinter der sie verdeckt haltenden Statue hervortraten. Ihre Helme blinkten im Sonnenlicht, die Kommandorufe durchschnitten mit eintöniger Schärfe das ferne Brausen der Riesenstadt. „Diese Maschinen," dachte der Kaiser, auf die Soldaten blickend, „die nur die unmenschlichste Drillerei in Bewegung setzt, sind nun die Stützen des Throns; wehe, wenn es diesen dressirten Bestien einmal einfällt, Menschen

sein zu wollen!“ — er betrachtete einige Zeit die zehn Soldaten und malte sich aus, was er thun würde, wenn der Hof von sich empörenden Soldaten wimmelte. Eigentlich hatten sie Recht, wenn sie sich empörten, meinte er, sie führen ein wahres Sklavenleben. Als nun der kommandirende Hauptmann dort unten einem der Soldaten, der eine Uebung nachlässig ausgeführt, mit dem Stock direkt in's Gesicht schlug, murmelte Tiberius aufgeregt vor sich hin: „Na? Kerl! das läßt Du Dir gefallen? schlag ihn doch zu Boden.“ Er nahm auf's Lebhafteste die Partei des Geprügelten, der sich mit der Hand an die blutenden Lippen fuhr und beobachtete gespannt den Hauptmann, der nochmals zum Schlag ausholte. „Empört Euch doch einmal, Ihr getretenen Hunde,“ setzte er ergrimmt sein Selbstgespräch fort, „stoßt doch dem rohen Führer den Speer in den Leib — damit ich Respekt vor Euch bekomme. Was? nicht? Seid Ihr keine Menschen? O Ihr Elenden, daß man Euch nicht helfen kann. — Ihr bleibt halt Hunde!“ — In diesem Augenblick, als er sich schon halb vom Fenster abgewendet, sah er, wie der geprügelte Soldat, dem der Rebstock bereits wieder überm Kopf schwebte, mit trotzigem

Gesichtsausdruck, die Speerspitze dem Vorgesetzten gegen den Stock bis dicht unter die Augen stieß, dabei die Lippen zu einer Drohung bewegend. Der Hauptmann wich vor der Speerspitze zurück und wagte nicht von neuem zu schlagen, sondern kommandirte weiter, als sei nichts geschehen. Sogleich eilte der Kaiser, die Stirn runzelnd an das Ende des Corridors, wo auf dem Treppenabsatz eine Wache stand. Die Wache salutirte.

„Du gehst sofort,“ redete der vor Erregung zitternde Monarch den Soldaten an, „gehst sofort ein den Marshof es Palstas.“ —

„Zu Befehl.“ —

„Der Hauptmann, der dort kommandirt — soll sogleich hierher kommen.“

Der Soldat ging; der Kaiser wartete, indem er ungeduldig die Treppe hinab sah, mit der einen Hand die Verzierung des Metallgeländers umklammernd.

Nach einiger Zeit erschien jener Hauptmann, ein noch junger Mensch, sehr beunruhigt und überrascht, da er ahnte, daß der Kaiser seine Waffenübung mit angesehen.

Noch ehe er die Stufen heraufgekommen war, rief ihm der Kaiser von oben herab zu:

„Was hat der Mensch eben gethan, den Du geschlagen?"

Der bestürzte Hauptmann wollte verwirrte Ausflüchte machen. „Mein Gebieter — ich weiß nicht" — stammelte er.

„Ich weiß Alles," herrschte ihn Tiberius an, „ich beobachtete Euch." —

„Der Mann" — mehr brachte der Zugführer nicht heraus.

„Ich will's wissen," unterbrach ihn der Kaiser mit dem Fuß zornig an das Metallgeländer stampfend, daß es laut klirrend das Echo der Hallen wachrief.

Der Hauptmann raffte sich auf. „Er hat mich mit dem Speer bedroht," stammelte er kleinlaut, sehr bleich werdend.

„Und Du — was thatest Du hierauf?" frug Tiberius.

„Die Mannschaft," — stotterte der Führer sich abwendend, „seit dem letzten Feldzug — so viele Meutrer — — sind so verwildert — daß — nur mit Lebensgefahr." —

„Was? Lebensgefahr?" herrschte ihn der Kaiser an, „ein Soldat spricht von Lebensgefahr? ein römischer Hauptmann läßt sich von seinen

Untergebenen einschüchtern? Wohin kommt die Mannszucht! Du bist Deines Dienstes entlassen — der freche, meutrische Soldat wird sofort nach Art der Vorfahren hingerichtet . . . aus meinen Augen Memme," setzte er verächtlich hinzu.

Der entlassene Hauptmann stand noch, als ob er träume, während ihm Tiberius schon den Rücken gekehrt. Als sich Tiberius noch einmal umwendete und bemerkte, wie der totblasse Mann an allen Gliedern wie gelähmt, die Treppe hinabschlich, fühlte er Mitleid.

„Besitzest Du Vermögen?" rief er dem Weggehenden über das Geländer hinab nach, seine Weichheit hinter Rauheit verbergend.

„Nein," hauchte der Unglückliche sich zitternd am Geländer haltend.

„Du sollst Deinen Gehalt fortbeziehen, bis man Dir eine andere Stelle im —" dann unterbrach er sich. „Nein," fuhr er barsch fort, sich seines Mitleids schämend, „ich kann Dich nicht brauchen. Leute, die gleich zuhauen, wo es unnöthig ist und dann, wenn es nöthig wäre zuzuhauen, feig sind — die kann ich nicht brauchen, in keinem Amt. Du sollst eine jährliche Pension beziehen, weiter nichts."

Er hatte sich kaum einige Schritte entfernt, als die Wache, die er abgeschickt, die Treppe herauf eilte. Tiberius wandte sich um.

„Wo bleibst Du?“ fragte er unwillig.

„Herr, ich half unten im Hof.“ —

„Was? halfst?“

„Jener Soldat, der den Speer gegen seinen Hauptmann erhob, hat sich soeben selbst entleibt.“

Der Kaiser senkte den Kopf. Dann hob er ihn wieder, richtete die Augen auf den Hauptmann und sagte, das erste Wort stark betonend: „Der war kein Feigling.“

Dann schritt er weiter. Er gelangte in das kleine runde Vorgemach seines Badezimmers, dessen Wände und Fußboden mit ganz schwarzem Marmor bedeckt, feucht schimmerten, wie wenn sich die sternlose Nacht in der unheimlichen Regungslosigkeit eines Sumpfes beschaut. Die dunklen Wände, mit ihrem harten Glanz, ihrer kalten Pracht und finsteren Glätte umarmten den Eintretenden feierlich, wie die Mauern eines Mausoleums. In diesem Gemach stand weiter nichts, als eine festgemauerte, wuchtige Steinbank, an der Tiberius vorbeischritt, die eben durchlebte Scene mit der ihm eigenen Gründlichkeit überdenkend. Jener

Soldat, der sich empört und dann zum Selbstmörder geworden war, flößte ihm Achtung ein, er lobte sein Verhalten und hierbei ward er sich auch flüchtig des Widerspruchs seines eigenen Fühlens bewußt. Er entschuldigte diese Inkonsequenz damit, daß der Mensch und der Soldat in ihm zwei völlig getrennte Personen seien. Trotzdem war er nicht ganz zufrieden mit sich und grübelte darüber nach, wie er hätte handeln müssen, wenn er das Ideal der Herrschergröße erreichen wollte, das ihm vorschwebte. In solche Selbstquälereien vertieft, gewahrte sein an den Boden geheftetes Auge die weiße Falte eines Kleides, auf die er eben den Fuß setzen wollte. Er trat erstaunt zurück und hob zugleich den Kopf mit so drohendem Gesichtsausdruck, als blitze vor ihm der Dolch des Prinzen Nero, der ihm vor einigen Monaten bewiesen, wie wenig er seinen nächsten Verwandten trauen durfte. Jetzt erst gewahrte er seinen Irrthum und während sich der Schlag seines Herzens besänftigte und er seinen überreizten Nerven zürnte, nahm er den Gegenstand seiner Bestürzung in Augenschein. In der linken Ecke der Bank saß, weit zurückgebeugt, ein schlafendes Weib. Ihre längliche Gesichtsbildung, ihre hohe Stirn, über

welcher ein Knäuel röthlichen Haars, wie ein Helmbusch aufgewunden prangte, verrieth die Germanin. Schön, im rein ästhetischen Sinn, konnte man dies ungemein weißhäutige Germanengesicht nicht nennen. Wenn man es verglich mit dem sammtweichen Dunkel des römischen Gesichts, muthete es fast an wie eine etwas derbblättrige Wasserlilie. Auch der Körper der Schlafenden unterschied sich durch seine Schlankheit von der üppigen Fülle der italischen Formen; der Arm, mit dem sie ihren Kopf stützte, ließ die zarten Muskeln deulicher hervortreten, als dies bei den mehr mit Fett gesegneteu Römerinnen der Fall zu sein pflegte; seine Linien und die ihres Halses und Busens zeigten jene feine Schärfe der Schwingung, jene weiche Exaktheit, die auf Gewandheit und häufige Bewegung schließen läßt.

Tiberius, der sich nicht mehr in jenem Alter befand, das gegen weibliche Anmuth und Schwäche oft nur allzu nachsichtig ist, fand es höchst unpassend, daß sich die germanische Sklavin irgend eines Palastbeamten dieses Asyl ausersehen.

„Was soll denn das?“ fragte er sich umblickend, ob kein Diener in die Nähe sei, ihm dies Räthsel zu lösen. „He! Antonins!“ rief er

seinen Badediener, in die Hände klatschend, „wie kommt dies Weib hier her? — welche Unachtsamkeit.“ —

Er war unwirsch an den Thürvorhang getreten, den er heftig hinwegzerrte. Zugleich bemerkte er, wie die Germanin den ihren Kopf stützenden Arm von der Wange löste. Sie öffnete verschlafen die Augenlider, dehnte ihre Glieder wie ein müdes Kätzchen und sah sich mit einem so drollig verwunderten, ungenirt-behaglichen Gesichtsausdrucke um, daß Tiberius unwillkürlich lächeln mußte.

Er hatte indeß nicht Zeit, die Erwachende zu beobachten, da sein Badediener herbeistürzte.

Der zehnjährige Knabe, der in der Angst zu spät zu kommen auf dem glatten Marmorboden ausglitt, aber erröthend wieder rasch in die Höhe sprang, stieß in seinem Diensteifer mit dem Kopf fast gegen die Kniee seines Gebieters. „Herr — verzeihe,“ — stammelte der Knabe, „ich las in dem Buch, das Du mir schenktest, dem Virgil — und vergaß. . . .“

„Wie kommt das Weib hier her?“ unterbrach ihn Tiberius streng, da sein stets mißtrauendes Gemüth eine Palastintrigue witterte.

„Weib?“ frug Antonius und folgte mit den

Blicken erschrocken dem Finger seines Gebieters, indem er den Lockenkopf zwischen dessen Toga und den Thürpfosten reckte.

Tiberius beobachtete die Züge des Knaben scharf, überzeugte sich aber, daß derselbe ebenso, oder noch mehr überrascht war durch den Anblick der Germanin, als er selbst.

„Ich weiß wirklich nicht“ — stotterte der Kleine furchtsam zu Tiberius empor blickend, „ich las die ganze Zeit.“ —

„Wie? Du hörtest gar nichts?“ —

„Ich hörte einmal sprechen,“ sagte der Kleine schuldbewußt, „richtig — ich glaube ich hörte die Stimme Sejans.“

„So — — — o?“

Tiberius sann nach. Dann wendete er sich mißmuthig zu der nun völlig Erwachten, die ihm mit ihren großen, blau wie Kornblumen leuchtenden Augen, klar und so völlig unbefangen in die Augen sah, daß der an zitternde Unterwürfigkeit Gewöhnte, fühlte, wie ihn diese Gleichgültigkeit gegen seine Herrscherwürde unsicher machte. Diese Unsicherheit wuchs, als ihn das Weib, anstatt abzuwarten, bis sie gefragt wurde, zuerst anredete.

„Du bist erstaunt Herr, mich hier zu finden!“

sagte sie mit ihrer metallreinen Stimme, ihn immer noch mit naiver Unverfrorenheit fest ansehend. Dabei blieb sie so regungslos, als sei sie ein auf die Bank festgemeißeltes Steinbild, ihre Hände lagen im Schooß, ihr länglicher Kopf war rings von den goldrothen Härchen der Schläfen eingerahmt, als schwämme er in einer duftartig ausstrahlenden Glorie.

Diese hoheitsvolle und doch kindliche Gelassenheit berührte den Kaiser seltsam genug, da er sie mit der kleinlichen Beweglichkeit seines Volkes verglich. Er mußte sich darauf besinnen, was sie gesagt, so hatte ihr Anblick ihm momentan, wie mit einem bestrickenden Schwindel das Bewußtsein umflort. „Du bist erstaunt mich hier zu finden?“ sagte sie nicht so?

„Allerdings!“ sagte er, indem er sich bemühte, seiner Stimme einen Ton unwilliger Verwunderung zu geben.

Sie lächelte, ohne sich im Uebrigen zu bewegen. Diesem Lächeln merkte man an, daß sie nicht das mindeste Verständniß für den kaiserlichen Unwillen und das Außergewöhnliche der Lage besaß.

„Herr,“ erwiderte sie mit der kindlichen Klarheit

ihrer Stimme, die so wunderlich von diesen Marmorwänden zurückschlug, als vernehme das berauschte Ohr in Waldeswildniß das Klagen einer Quelle. „Herr, ich weiß ebenso wenig, was ich hier soll, als Du —“

Dann brach sie ab, als gehe sie ihr Hiersein gar nichts weiter an und nickte freundlich dem Knaben zu, der hinter Tiberius Gewand neugierig hervor lugte.

„Was für ein schönes Kind,“ sagte sie heiter wie zu sich selbst und winkte dem Antonius mit der Hand, „willst Du nicht näher kommen?“ frug sie ihn, den Kopf leicht zur Seite neigend und fuhr dann, flüchtig zu Tiberius aufsehend, fort: „Wenn es in der Welt keine Kinder gäbe, möcht ich nicht weiter leben, Herr.“

Tiberius stutzte, wie von einem fremdartigen Traumbild überrascht. Unwillkürlich ahmte er die lässige Ruhe des Mädchens nach und dann war es ihm auf einmal, als ritt er wieder wie vor Jahren, während seines Feldzugs am Rhein durch den Wald von Moguntiacum. Die Blätter rauschten geheimnißvoll, ein stiller Teich schlief ganz von Schatten zugedeckt unter den Zweigen und der Gesang einer Wassernixe, wie sie die

Germanen verehren, erstarb im aufschauernden Schilf. Dann erwachte er wieder, sich seiner unweltmännischen Anwandlung von poetischer Stimmungsduselei schämend und begnügte sich vorerst zu beobachten, ob die ungesuchten Manieren dieser Germanin nicht schlaue Berechnung seien, ihn in ein Netz zu locken.

Der Knabe war indeß, den einen Finger zwischen den Zähnen kauend, den andern Arm lässig über den Kopf geschmiegt, mit scheuer Zutraulichkeit bis an die Bank herangetreten, wie von der mütterlichen Gutherzigkeit des Mädchens angezogen. Das Mädchen nahm ihm die Hand aus den Lippen, glättete die Falten seines bis an die nackten Kniee reichenden Kleidchens, strich ihm über die Locken und küßte ihn auf die Stirn. Dann sah sie wieder, sich gleichsam entschuldigend, zum Kaiser auf, der daran dachte, dieser sonderbaren Scene ein Ende zu machen, obwohl er selbst nicht wußte, was er daran auszusetzen hatte.

„Mir wird es immer so weh um's Herz," sagte sie leise, den Kopf des Knaben mit der Hand zurückneigend, „wenn ich in Kinderaugen blicke — Kinder gehören nicht in Euer großes Rom." —

Tiberius ahnte ungefähr den tieferen Sinn ihrer Worte, die seine Neugier erregten. Trotzdem fragte er sie, mehr um zu prüfen, sie zu weiterem Sprechen zu veranlassen, als aus Interesse, warum sie ein Kinderauge traurig stimme.

Sie gab hierauf jedoch keine Antwort, frug den Knaben, wie er heiße, ob er brav sei, streichelte ihm die Wange und wischte ihm mit ihrem Tuch über den etwas feuchten offenen Mund.

Der Kaiser, der es nicht gewohnt war, daß man eine seiner Fragen einfach ignorirte, runzelte die Stirn und fragte sich ärgerlich, warum er diese doch höchst abgeschmackte Scene nicht unterbräche.

Doch nun erhob sie wieder ihr Auge, das von einem feuchten Schimmer beseelt schien. „Verzeihe Herr," sagte sie leise, „ich hatte in Deutschland einen Bruder, diesem Kinde ähnlich — es ist nur — weißt Du," — sie schluckte ihre aufquellende Rührung hinunter und sagte dann, sich bescheiden fassend, mit veränderter Stimme: „Hattest Du eine Frage an mich gerichtet, Herr?"

Der Kaiser sah sie finster an, um zu prüfen, welchen Eindruck dies auf sie mache.

„Ja — was willst Du denn eigentlich hier?"

stieß er barsch heraus. Sie schien diese Frage nicht recht zu verstehen und beugte lauschend den Kopf vor.

„Ja — und Du Herr?“ gab sie harmlos zurück.

Der Cäsar traute seinen Ohren nicht. Er sah sie starr, strafend an.

„I . . . ch?“ sagte er gedehnt mit drohender Betonung. Dann nach einer Pause, in der er sie mißtrauisch fixirt, lachte er zornig vor sich hin, brach mitten im Gelächter ab und fuhr ernst, als wolle er dem Scherz, der denn doch zu weit ging, endlich ein Ziel setzen, fort: „Du bist entweder die Schlauste der Schlauen, oder die unbeholfenste Bärin, die je einem deutschen Eichenwald entlaufen.“ —

„Doch darfst Du mir deshalb nicht zürnen Herr,“ entgegnete sie ein wenig verlegen, mit ungekünstelter Bescheidenheit.

Der Kaiser beobachtete ihr leises Erröthen aufmerksam und hatte schon den barschen Ausruf: — „Schweige bis Du gefragt wirst“ — auf den Lippen. Doch brachte er es nicht über sich, sie hart anzufahren, da ihm ein Etwas, das aus ihrem Wesen auf ihn überging, Ehrfurcht abnöthigte.

„Willst Du mir vor allen Dingen sagen, wer Dich hierher gebracht hat?“ fragte er sie im Ton eines Richters, der die Missethat des Delinquenten genau kennt und denselben daher mittelst ironischer Kälte zum Geständniß bringen möchte.

„Ich diente im Hause Sejans,“ entgegnete sie ein wenig verletzt.

„So hat Dich Sejan hier her geführt?“ sagte er aufhorchend.

„So ist's!“

„Und warum geschah dies?“ — fragte er weiter, von dem Hauch der Kränkung, der in ihrer Stimme bebte, nicht unangenehm bewegt.

„Wenn Du ihn gefragt haben wirst,“ entgegnete sie ein wenig trotzig, „wirst Du mir's vielleicht mittheilen —“

„Was? Du weißt nicht warum Sejan,“ — begann Tiberius, brach dann ab und setzte dringender hinzu: „Er muß Dir doch irgend einen Grund, warum er Dich hergeführt, angegeben haben?“

Sie schüttelte den niedergebeugten Kopf, umfaßte mit zwei Fingern den Sitz der Steinbank und sah verstimmt auf ihre nackten Fußzehen, die unterm Gewand hervor sich im Marmor spiegelten.

„Wie kamst Du hier her,“ examinirte der Kaiser weiter.

„Er ließ mich in einer Sänfte hier her bringen,“ murmelte sie gelangweilt, als sei sie es müde zu antworten.

Tiberius, dem diese völlige Rücksichtslosigkeit und Nichtachtung seiner Weltstellung imponirte, fand, daß der schmollende Zug, der ihre Lippen vorwölbte, dem Gesicht einen eigenen Reiz von Selbstgefühl und weiblicher Unnahbarkeit gäbe.

„Und sonst hat er Dir gar nichts gesagt? — Was Du thun solltest?“ fuhr er nach einer Pause fort.

„Ja“ —

„Und?“ —

„Daß der Kaiser hier vorüber käme und daß ich ruhig sein sollte und da wartete ich und dann schlief ich ein!“ stieß sie mit naiver Hast hervor.

Tiberius betrachtete einige Zeit den niedergebeugten Kopf des Mädchens, der zur Seite geneigt entschiedene Unzufriedenheit andeutete.

„Siehst Du diesen Ring an meinem Finger?“ frug er sie dann und reckte ihr seine starke Faust entgegen.

Ja, Herr“ — sagte sie aufsehend, immer noch jenen eigensinnigen beleidigten Zug in den Mienen.

„Er gehört Dir, wenn Du mir genau angeben kannst, warum Sejan Dich hier in dies Gemach bringen ließ" — setzte er hinzu.

„Dann mußt Du Deinen Ring behalten," — warf sie kurz hin, mit den Fingern den kalten Marmorsitz beknetend und die Zehen unter das Gewand ziehend.

„Weib!" fuhr Tiberius heftig auf, „besinne Dich." —

„Besinnen?"

„Auf das, was Dir Sejan gesagt?"

Der herbe Ton des Kaisers schien sie nicht zu erschrecken, nur zu verwundern.

„Zürnst Du Herr?" lautete ihre Antwort, bei der sie den Kopf aufmerkend hob.

Diese eigenthümliche, von einem leichten Tadel durchzitterte Frage übte eine beschämende Wirkung auf den Herrn der Welt aus. Es war ihm, als klänge aus dem Tadel eine Art der Ironie, die ihm bisher unbekannt geblieben, eine gewisse sich über das Leben emporschwingende und doch tief schmerzliche Heiterkeit.

„Ich glaube, Du belügst mich?" sagte er daher, nicht in anklagendem Ton, sondern leise, dumpf, mit sich selbst uneins.

„Lügen?“ erwiderte die Germanin verächtlich lächelnd und seufzend zugleich, „ihr Römer übertrefft uns germanische Bären in allen schönen Künsten. Wenn Du schöne Lügen bewundern willst, mußt Du Dich nicht an mich wenden.“ —

„Du sagst immer die Wahrheit?“ durchkreuzte er ihr mit höhnischem Gesichtsausdruck die Worte.

„Ich hoffe!“ versetzte sie, seinen spöttischen Ton nachahmend.

„Wenn es aber gefährlich ist die Wahrheit zu sagen?“

„Dann sag' ich sie erst recht?“

„Warum?“

„Weil es stets am Gefährlichsten ist, die Unwahrheit zu sagen!“ entgegnete sie ruhig.

„Doch wohl nicht immer,“ meinte er.

„Ich ziehe wenigstens,“ bemerkte sie trocken, „das Uebel, das aus der Wahrheit folgt, dem Wohl, das die Unwahrheit geben könnte, vor.“

„Wo hast Du das gelernt,“ — fuhr er sie an.

„Gelernt?“ sagte sie ebenso barsch. „Muß man Etwas lernen, um es zu wissen? Ihr Römer freilich“ — —

„Nun? wir Römer.“ —

„Lernt nur von euren Weisen, uns Germanen

murmeln Wald und Quelle, Nachtigall und Mond gar manches zu, was nicht in euren Büchern steht."

„Hem! Mädchen, vielleicht beneide ich Dich um diese Lehrmeister," erwiderte er nach einer Pause, „trotzdem muß ich gestehen, daß ich Dir noch nicht ganz traue. Doch laß ich gleich jetzt die Warnung einfließen, daß es sehr gefährlich ist mit mir zu spielen, sich mittelst Heuchelkünsten in mein Vertrauen eindrängen zu wollen. Daß ich Dich übrigens einer so langen Unterredung würdige, kommt daher, weil ich vermuthe, daß Du das vielleicht unschuldige Opfer eines frechen Streiches bist, weil ich hinter Dir eine zerstörende Maschine suche, die Du als gutgemalte Coulisse verbirgst — gestehe nun noch — hast Du gar keine Ahnung, davon was Sejan damit bezweckte, Dich hier her zu senden?"

„Ahnung?" gab sie träumerisch fragend zurück.

„Ja — Vermuthung — meine ich!" — half er ihrem Gedächtniß nach.

„O — die wohl!" sagte sie achselzuckend, und nicht aus Furcht, eher wie aus Hohn und Zorn etwas blässer werdend.

Der Cäsar lauschte gespannt, indem er einen Schritt vom Thürpfosten weg näher trat.

„Nun?“ ermuthigte er sie, so freundlich wie möglich.

Sie vorzog die Lippen zu einem sehr verächtlichen Lächeln, sah zur Seite, zuckte einmal höhnisch mit den Lippen, als wollte sie reden, schwieg dann aber. Beide regten sich nicht, der kleine Antonius starrte sie Beide an, sie schien ein Zittern zu unterdrücken und erblaßte noch tiefer.

„Ich denke, man will, ich solle Dir gefallen,“ lispelte sie auf einmal, wie spottend, wie von mühsam niedergehaltener Entrüstung durchbebt.

Der Cäsar hob, als habe man ihm eine stark die Geruchsnerven belästigende Essenz unter die Nase gehalten, den Kopf. „Ach! da haben wir's,“ rief er sich zu. Sein Verdacht wuchs und doch mochte er das Benehmen dieses Weibes nicht für Verstellung halten, jeder Ton ihrer Stimme athmete Wahrheit.

„Und woraus schließest Du das?“ fragte er gespannt.

Sie zuckte wieder die Achseln.

„Nun aus Allem — aus Sejans Rathschlägen, Bemerkungen“ — sagte sie mit einer Lippenbewegung, als wolle sie einen ihr widerlich schmeckenden Gegenstand ausspeien und nahm wieder ihre natürliche Gesichtsfarbe an.

Der Kaiser beobachtete sie schärfer.

„Und Du? — willst Du mir gefallen?“ stieß er, wie gebannt, ohne sich zu regen heraus, absichtlich seinen Worten keine strenge, aber auch keine freundliche Klangfarbe gebend.

Sie wandte langsam, wie schläfrig den Kopf nach dem Sprecher, überflog einmal ruhig seine Gestalt von oben bis unten mit ihren jetzt stahlblauen Augen und sagte dann ruhig, fast mit einer Kälte die beleidigen konnte: „Nein, Herr!“

Der Kaiser trat an den Thürpfosten zurück.

„Du bist keine Schmeichlerin,“ lächelte er von der Neuheit dieses Freimuths erfrischt. „Warum aber sitzest Du denn hier?“

„Ich gehorche dem Befehl meines Herrn.“

„Und warum möchtest Du mir nicht gefallen?“ fragte er, milder lächelnd als je zuvor.

Sie sah ihn groß an, als wolle sie seinen Zorn herausfordern.

„Weil Du Keinen liebst und von Keinem geliebt wirst,“ sagte sie ruhig.

Der Kaiser wandte fast erschrocken den Blick von ihr ab, wollte entgegnen, schwieg jedoch. Dann erhob er sich langsam von dem Marmorpfosten, an welchem er gelehnt und sagte mit

unsicherer Stimme zu dem, die beiden immer noch anstarrenden Antonius: „Was thust Du hier, fort in das Badegemach, ich folge gleich.“ —

Dann, als Antonius eilig davon lief, schlug er mit leise zitternden Fingern und sehr düster aufeinandergepreßten Lippen die Falten seines Morgenwandes zusammen und kehrte sich langsam der Thüre zu. Dort angekommen, warf er einen stumpfen Blick zurück auf das Mädchen, wie er im Auge der aus einem langen Schlaf Erwachenden geistesabwesend starrt.

„Dein Name?“ fragte er zerstreut.

„Thusnelda,“ sagte sie, sich erhebend.

Dann wandte er sich wieder sinnend der Thüre zu, drückte mit der einen Hand sein Gewand an den Leib und suchte mit der andern hastig die Spalte des Vorhangs, die er nicht finden konnte.

„Nun Thusnelda, wir sehen uns vielleicht bei Deinem Herrn wieder,“ brummte er mürrisch vor sich hin, ohne sich nach ihr umzusehen und schritt in das anstoßende Badegemach. Dort stand er einige Zeit vor dem in den Fußboden eingelassenen Marmorbassin, dessen heißes Wasser ihn in blaue Wolken einhüllte, als schaue er in einen kleinen Krater hinab. Er sah träumerisch auf den Mosaik-

neptun, der unter dem Silbergeblink der Wellen verschwommen zitterte, als rege sich Leben in seinen bunten aus Würfeln zusammengesetzten Gliedern. Der Duft der blauen Dampfwolken, die sein Gewand befeuchteten, erregte des Kaisers Phantasie und stimmte ihn mild. „Da hättest Du ja gefunden,“ sagte er sich mit feinem, sich selbst verspottendem Lächeln, „nach was Du so lange suchtest — ein wahres, einfaches Menschenherz — doch pah!“ setzte er sich selbst zurechtweisend hinzu, „dergleichen giebt's nicht! Wie oft glaubtest Du schon ein solches Herz, einen solchen wärmenden Ofen für den Winter des Throns entdeckt zu haben und verbranntest Dich schmählich an einem Haufen glühender Schlacken.“ Dann überdachte er nochmals die eben durchlebte Scene. Das Mädchen trat ihm immer räthselhafter vor's innere Auge, je mehr er sich bestrebte ihre Eigenart zu ergründen. Ohne, daß es ihm anfangs klar zum Bewußtsein kam, versenkte er sich in die intimsten Einzelheiten, sowohl ihrer Worte, als ihrer Mienen. Manchmal mußte er sein Gedächtniß anstrengen, da ihm eines ihrer Worte entfallen, dann wieder peinigte er seine Phantasie, um sich einen Blitz ihres Augs, eine Regung ihrer Lippen

neu zu vergegenwärtigen, aber dieser reproducirenden Geistesanstrengung wohnte ein geheimer Genuß inne, den peinlichen Eifer, mit dem er die Art ihres Benehmens, das stimmungsvolle Arom ihres ganzen Wesens nachkostete, erwog, prüfte, würzte ihm ein behaglicher phantasiebelebender Beigeschmack. Es ward glätter, ruhiger in seiner Gedankenwelt, wenn er an das Weib dachte, dessen Erscheinung er von jedem irdischen Wunsch ungetrübt, wie Mondschein auf sich wirken ließ. Der Schritt des Badedieners weckte ihn aus seinem Sinnen. Er sah sich um. Der aufschwebende Duft des parfümirten Badewassers durchtränkte den glänzenden Raum mit einem köstlichen blauen Nebel. Durch diesen, das Athmen zur Götter-Wonne erhebenden Nebelduft zitterte vom Oberlicht herab, der Sonnenstrahl in gedämpftem, feuchtem Gold, als hielt er sich kaum für würdig, die spielenden, hüpfenden Reflexe der Wellen aus dem Bassin an die farbenstolzen Gemälde der Wände zu zaubern. Tiberius setzte sich auf den Metallstuhl, der sich vor dem Bassin mit seinen Klauenfüßen in den Boden krallte und legte sein Gewand ab, wobei ihm Antonius und noch ein zweiter Diener behülflich war. Die beiden Diener schlichen

geräuschlos einher, legten die Gewänder zur Seite, stellten die Salbebüchsen zurecht. Als Tiberius sein Obergewand abgelegt, stand er auf, um die Marmorstufe herab in's Bassin zu steigen.

„Herr —" wagte Antonius verwundert mit seiner kindlichen Stimme auszurufen.

Tiberius wendete sich nach ihm um.

„Ei — Du — Du willst doch noch nicht in's Wasser —?" stieß der Kleine ganz entsetzt heraus, einen bezeichnenden Blick über seines Herrn Gestalt gleiten lassend.

Der Kaiser merkte, an sich hinabblickend, nun erst, daß er noch gar nicht völlig entkleidet war.

„Ach, so," murmelte er, lächelte und schritt wieder zur Bank zurück. Er war wirklich zerstreut, denn er hatte darüber nachgedacht, welchen Zweck Sejan dabei verfolge, ihm diese „Thusnelda" so absichtlich vorzuführen, wie ein Parade-Cirkusroß. Diese quälende Frage umspann des mißtrauischen Fürsten Gemüth, wie das bleibeschwerte Netz den Leib eines Netzfechters; es war ihm, als könne er die Arme nicht mehr heben. Ahnte der Minister die Einsamkeit seines Herrn und wollte er ihm in außergewöhnlicher Sorgsamkeit eine Zerstreuung, eine angenehme Unterhaltung bieten? Sejan liebte

ihn ja! doch besann er sich: Das wäre jedenfalls unklug, da dem Günstling alsdann leicht sein Einfluß geschmälert werden konnte. Sejan mußte wissen, wie oft Fürsten sich von ihren Geliebten lenken lassen. Sejan! der schlaue Sejan? Nein! so selbstsuchtslos ist kein Günstling, nicht einmal ein Sejan! dahinter mußte sich Wichtigeres verbergen! — Oder stand jenes Weib mit Sejan im Bunde? Wollten sie den Kaiser in Gemeinschaft beherrschen? Nach Allem zu schließen war die letzte Vermuthung die richtige und Tiberius fühlte, wie das bleierne Netz zuzog, wie die knotigen Maschen ihm den Athem raubten. O Menschengeschlecht, von welchem Katzenpaar stammst Du? Wie kannst Du nur so wenig Menschenkenntniß zeigen, rief er sich entrüstet zu. Warst Du denn blind? Du, der doch sonst die Seelen zu durchschauen versteht? Du siehst doch deutlich, daß das Weib eine ganz gewöhnliche Dirne ist; die schön gemalte Coulisse, hinter der sich die zerschmetternde Maschine versteckt; der goldene Becher, in dem man mir das Gift reicht! Wie? hast Du nicht bemerkt, daß ihr ganzes Benehmen auf den Effekt gestellt war? Ihr Lächeln? Ihre Entrüstung? daß diese Einfalt studirt, diese kindische

Offenheit, ja Frechheit im Aussprechen unangenehmer Wahrheiten berechnet war? Er überlegte weiter, obwohl sich sein Inneres gegen diese Reflexionen auflehnte. Du hast es hier mit einer vortrefflichen, ja interessanten Schauspielerin zu thun, sucht er sich zu täuschen, die wohl von Sejan erfahren hat, daß Du des beständigen Geschmeichel's, Gestreichel's und Kriechens Deiner Umgebung satt, einmal nach derber aufrichtiger Kost verlangst! Und sie gab sie Dir. Sie würde noch beißenderes Gewürz beigemischt haben, wenn Du es gewünscht. Hem! Diese Person ist wahrlich so interessant, daß es sich der Mühe lohnte, sie längere Zeit zu beobachten, denn offenbar gehört Talent dazu, so gut zu spielen. Als das kalte, die Haut reinigende Schabeisen, von der Hand des Antonius geführt, über des Kaisers Rücken glitt, hielt er einen Augenblick in seinen Ueberlegungen inne.

„Könnte er mir nur auch den Gedankenstaub und Gefühlsschweiß von der Seele, statt von der Haut schaben,“ murmelte er vor sich hin und grübelte dann über jene verächtliche Miene nach, mit welcher sie ihm gesagt: sie wolle ihm nicht gefallen! Dann fragte er sich, indem er seinem

Mißtrauen mißtrauend, sich über dasselbe lustig zu machen suchte: „Nu? War das auch Verstellung? Kann sein! Vielleicht auch nicht,“ beantwortete er diese Frage, seine Zweifelsucht wahrhaft ingrimmig hassend. Ich wünsche, ein Gott gäbe mir hierüber Aufschluß, dachte er. Doch warum ist mir dies so wichtig? fragte er sich erstaunt und antwortete sich: weil ich Sejans Inneres dadurch ergründen möchte, auf die Gemüthsart des Weibes kommt es hierbei nicht an. Und doch fühlte der vergötterte Cäsar ein gelindes Unbehagen, als er sich ihren gleichgültigen Blick in's Gedächtniß zurückrief, mit dem sie ihn überflogen, als sie jenes kalte „Nein“ ausgesprochen. Die ewigen Götter lügen, wenn der Blick Verstellung war — doch warum sich über diesen Blick ärgern? Und er lächelte. Der Blick war ja so selbstverständlich — er! fast ein Greis! wie konnte er einem jungen ehrlich fühlenden Weibe gefallen. Zeigten sich nicht schon Runzeln auf seiner Stirn? Litt er nicht an entzündlichen Anschwellungen der Gesichtshaut? Und warum sich überhaupt über ihre Nichtachtung seiner Würde den Kopf zerbrechen, was kümmerte es ihn, ob irgend wo der Schatten

einer Null Notiz von ihm nahm oder nicht? Und wäre es nicht eines Tiberius unwürdig gewesen, ihr zu zürnen, weil der Purpur ihn in ihren Augen nicht verjüngte? Die Krone seine Runzeln ihr nicht begehrenswerth machte? Die Römerinnen freilich — ja! aber dürstete er denn nicht nach Aufrichtigkeit? Wenn sie ihn verliebt angelächelt und geschworen er sei schön wie Adonis — hätte er sie achten können? Würde er sie nicht verächtlich zur Thür hinausgewiesen haben? Schließlich hatte sie ja auch mit ihrer letzten, belächelnswerth naiven Bemerkung recht: — „daß er von Keinem geliebt würde“ — aber er ließ rasch diesen herzzerfressenden Gedanken fallen, als habe er statt seines Elfenbein-Scepters aus Versehen eine kalte Schlange ergriffen, und tadelte sich, daß er von seinem anfänglichen Gedankengang abgekommen sei. Es handle sich hier ja allein um Sejans Treue — und jetzt weckte ihn ein knirschendes Klingen, Glassplitter tanzten auf den Marmorfließen — Antonius stieß einen Schreckenslaut aus! Der Kaiser hatte ihm, eine heftige Armbewegung ausführend, das gläserne Salbfläschchen aus der Hand geschleudert; die theure babilonische Salbe floß auf dem Boden, gerade über die Mosaik-Wange eines Amors.

„Laß nur liegen,“ sagte der Kaiser mit nervöser Unruhe, als sein griechischer Leibarzt Charikles in das Badegemach trat, der stets unangemeldet vorgelassen wurde. Der würdige alte Arzt verbeugte sich, umspannte seines Gebieters Handgelenk, den Puls zu fühlen und erkundigte sich dabei nach dessen Schlaf.

„Dein Puls geht ein wenig rasch, hoher Herr,“ sagte er in seiner rauhen, tadelnden Art, deren Offenheit er es verdankte, daß der Kaiser ihn bevorzugte.

„Kann sein,“ warf Tiberius flüchtig erröthend hin und entzog ein wenig hastig sein Handgelenk den Fingern des Arztes.

„In Deinem Alter darf man sich nicht aufregen,“ brummte der Arzt, „muß sich Ruhe gönnen.“

„Ruhe?“ lachte Tiberius, „wo soll ich die hernehmen? Sollte ich etwa Oberpriester werden?“

Der Arzt lachte.

„Das gerade nicht,“ meinte er, „aber weißt Du hoher Herr — es giebt ein Mittel, das Dir Ruhe bringt und Dich zugleich erfrischt —“

„Nun?“

„Schenke Deine Neigung einem nicht zu jungen, gemüthvollen Weibe — und —“

Er brach ab, da ihn ein äußerst eigenthümlicher, ungnädiger, fast wilder Blick aus Tiberius Auge getroffen.

„Ich bitte, verlaß mich," sagte Tiberius finster, „Du siehst — ich bin entkleidet — ich will baden —"

Der Arzt schwieg und wendete sich zum Gehen.

„Zürnst Du mir Herr?" fragte er an der Thür stehend.

Tiberius blickte ihm prüfend in's Auge.

„Später sollst Du das erfahren," sagte er nicht barsch, eher milde, schritt die Marmorstiegen des Bassins hinab und tauchte langsam seinen noch immer sehr kräftigen Leib in die behaglich-warm duftende Flüssigkeit, die ihn wie die Götterluft des Olymps von allen Seiten schimmernd umschmiegte.

III.

Drusus war erwacht und saß in seinem Ankleidezimmer, durch dessen offenen Thürvorhang man in seinem Schlafzimmer das reichverzierte Bett sah. Der Prinz hatte sich am Tag vorher im Wettfahren geübt, das er nur allzu leidenschaftlich liebte, hatte sich dabei ein wenig die Hand verstaucht und ließ daher an seiner Umgebung heute Morgen seinen Aerger aus. Er saß, ganz in einen weißen Frisiermantel gehüllt, auf dem vergoldeten Sessel, wie die Statue der Schlemmerei, schwerfällig, laß. Manchmal entschlüpfte seinem Mund ein Rülpsen, ohne daß er nur die geringste Anstrengung gemacht hätte, dasselbe, wie es der Anstand verlangt, zu unterdrücken. Vor ihm blinkte ein großer Spiegel, in dem er vorgebeugt eifrig sein dickes, flaumbart=

umsproßtes Gesicht studirte, das ihm träg und verschlafen aus der kupferbraunen Fläche entgegenstierte. Doch hielt er diese seine Züge sehr hoch. Es kam zuweilen vor, daß er stundenlang vor dem Spiegel saß, sich beäugelte und wenn er heiterer Laune war, vor sich hin sang: „O Drusus, Drusus, wie schön bist Du." Natürlich wagte es Niemand, ihn in dieser Illusion zu stören. In diesem Augenblick bemühte sich sein Diener und Liebling Lygdus die graue verlebte Farbe seines fürstlichen Antlitzes in eine frische, gesunde umzuwandeln. Lygdus kannte die despotisch rohe Launenhaftigkeit seines Herrn und mußte seinen ganzen Scharfsinn aufwenden, um aus den fünfzehn verschiedenen Salbfläschchen, Schminkschalen und Parfümbüchsen, die auf einem Seitentische standen, immer die richtige Mischung zu treffen, da sein Herr ihn genau überwachte.

„Hier, hier," murmelte der Prinz, sich zum Spiegel beugend, „hier an der Wange ist noch eine graue Stelle — und hier diese Warze könntest Du mir wegschaffen —"

„O sogleich Herr," flüsterte Lygdus besorgt, ergriff den Pinsel, tauchte ihn in die Salbschale und bemalte seines Herrn Wange mit einer ängst=

lichen Aufmerksamkeit, als hinge der Untergang Roms von einer falschen Farbennüance ab. Lygdus, über dessen Verhältniß zu seinem Herrn in Rom die seltsamsten Gerüchte umliefen, besaß jene seiltänzerhafte Schönheit, stutzerhafte Schmiegsamkeit und übertriebene Höflichkeit, die auf einen Charakter schließen ließ, dem Ehre oder Gemüth so wenig innewohnte, als einem Pflasterstein Gold. Man sah allen seinen demüthigen Bewegungen, seinen immer scheuen unterwürfig-verdrehten Augen an, daß er nur auf die Gelegenheit wartete, diese Demuth und Unterwürfigkeit in ihr Gegentheil verwandeln zu können. Jede seiner Fingerbewegungen, jedes Emporziehen seiner dichten Augenbrauen schien zu sagen: Du darfst mich prügeln, treten, anspeien, wenn Du mich nur gut bezahlst. Sein Herr schien ihn zuweilen mit Wohlgefallen zu betrachten, ja lächelte ihn zuweilen mit Zutraulichkeit an, was ihn bewog affektirt zu schmunzeln oder sentimental die Augen zu verdrehen. Dabei ließ sich nicht leugnen, daß er eine gewisse alltägliche Regelmäßigkeit der Gesichts- und Körperbildung besaß, die unkünstlerisch veranlagte Augen für schön halten mochten. Als nun eine junge Sklavin eintrat, die auf einer

Silberplatte das Frühstück brachte, schnitt Lygdus hinter dem Rücken seines Herrn, während er ihn kämmte, alle möglichen Fratzen, um hierdurch die Aufmerksamkeit des Mädchens zu erregen. Als er bemerkte, daß Lydia, während sie die Speisen ordnete, ob dieser Gesichtsverzerrungen wirklich ein Lächeln unterdrücken mußte, steigerte der freche Gesell den Uebermuth seiner Grimmassen. Einmal deutete er grinsend von oben herab auf eine kahle Stelle des prinzlichen Schädels, und als Lydia ihm einen ermunternden Blick zuwarf, unterstand er sich eine burleske Geberde auszuführen, als beabsichtige er seinem Herrn von hinten eine Ohrfeige zu versetzen.

In diesem Augenblick fragte der arglose Prinz, ob seine Gemahlin schon aufgestanden sei? Lygdus gab seinen Zügen mit einer Geschwindigkeit, als seien sie aus schmelzendem Wachs geformt, sofort den Ausdruck tiefster Ergebenheit.

„Sie ist aufgestanden," sagte er bescheiden, blinzelte aber doch verstohlen zu Lydia hinüber.

„Was hältst Du eigentlich von meiner Gemahlin?" fragte der Prinz vertraulich.

„O Herr," stieß Lygdus ganz entsetzt heraus

im Kämmen innehaltend, „wie dürfte ich mir ein Urtheil erlauben —“

„Sieht sie nicht jetzt schon aus wie ein Leichnam —?“ fragte der Prinz, den Frisirmantel wohlgefällig um seine Kniee schlagend.

„Es läßt sich nicht leugnen, daß sie sehr leidend ist“ bestätigte Lygdus seufzend und grinste darauf höhnisch dem Mädchen zu, als wollte er sagen: Der da vor mir ist ein rechter Dummkopf.

„Sie wirft zuweilen Blut aus — wie?“ fuhr Drusus fort.

„Ich glaube sie thut es,“ seufzte der Grieche wiederum, während die Sklavin, um länger bleiben zu können, das Frühstücksgeschirr von neuem umordnete.

„Lygdus, ich fürchte, sie fährt bald ab —“ meinte sein Herr, den nun das Schlucken befallen.

„Sehr möglich,“ stöhnte der Diener, dabei auf eine so komische Art das Schlucken seines Herrn, das gallertartige Zittern seines von den Stößen des Zwerchfells erschütternden Leibes nachahmend, daß Lydia sich abwenden mußte, um nicht laut herauszuplatzen. Dann eilte sie rasch davon.

Der Grieche begann seines Herrn Haare mit

dem glühenden Eisen zu kräuseln. Dann ging der Prinz auf ein anderes Thema über.

„Weißt Du etwas Neues von Sejan?“ fragte er.

Lygdus lächelte süßlich, indem er sich niederbeugte, damit der Prinz im Spiegel auch seine kriechende Miene bewundern konnte.

„Ich glaube, Herr, er macht sich kalte Aufschläge auf seine Wange,“ kicherte er im Ton schmeichlerischster Ehrfurcht.

„Ho, ho, ho,“ lachte der Prinz hohl auf, das wird er wohl. Beim Zeus ich traf ihn gut. Was glaubst Du aber Lygdus — 'mal im Ernst geredet — Du weißt ich vertraue Dir —“

„O!“ stieß der Grieche heraus, mit einer tremolirenden Betonung, als wolle er andeuten, daß er dies Vertrauen zu schätzen wisse.

„Weißt Du,“ fuhr der Prinz fort, „ganz unter uns — ich habe manchmal den Schlag bereut.“

„Bereut?“ frug der Diener, der eben ein ergrautes Haar von seines Herrn Scheitel entfernte.

„Ja! dieser Sejan ist ein unheimlicher Mensch,“ erwiderte Drusus, dessen Mienen wirklich einen besorgten Ausdruck zeigten. „Mein Vater thut, was

ihm Sejan befiehlt, und ich hab' mich da in eine unangenehme Stellung gebracht durch meine Schlagfertigkeit —"

„O, das hat doch nichts zu sagen," meinte der Diener gleichmüthig, indem er seines Herrn Kopf pomadisirte.

„Meinst Du wirklich?" entgegnete Drusus im Spiegel, des Dieners Gesichtsausdruck studirend.

„Herr glaub mir, Sejan ist feig" — warf der Haarkünstler hin.

„Woraus schließest Du das?"

„Hätte er sonst, nachdem Du ihm mit so bewunderungswerther Tapferkeit seine untergeordnete Stellung angedeutet, sich wie ein Hund in seine Hütte verkrochen?"

„Hem!" machte Drusus nachdenkend.

„Sejan ist feig," wiederholte der Diener, dem man ansah, wie wenig wahren Antheil er am Schicksal seines Herrn nahm. „Ein Tapferer würde nach dieser Beschimpfung ganz anders gehandelt haben. Der hätte das Schwert gezogen. Aber Sejan — übergeht er nicht die ganze Sache mit Stillschweigen? Warum beunruhigst Du Dich also? Wie soll Dir Sejan schaden? Du bist der Thronfolger, er — im Grunde ein

Schatten, der sich geberdet als sei er ein Licht!“

Hierauf unterdrückte er ein Gähnen, schlenderte zum nächsten Tisch und vertauschte seine kleine Bürste nachlässig mit einer größeren.

„'s ist mir aber doch ärgerlich, daß ich mich zu jener Züchtigung hinreißen ließ,“ begann Drusus von neuem, „gerade das Schweigen des Kerls ist mir verdrießlich — ich wollt', er hätte damals das Schwert gezogen, mich irgendwie seinen Zorn merken lassen, diese geheimnißvolle Ruhe, fürcht' ich, ist der Deckmantel noch geheimnißvollerer Pläne. . . .“

„Aber Herr,“ fiel Lygdus mit sanftem Vorwurf ein und nahm dem Prinzen den Frisirmantel von den Schultern.

Der Prinz erhob sich, eine Bürste ergreifend, mit der er sich ohne eigentlichen Zweck über die Haare strich, um eine gewisse Unruhe zu verbergen, die sich seiner ganzen Gestalt bemächtigte.

„Sicherlich brütet er jetzt Rache,“ murmelte er unwirsch vor sich hin.

Der Grieche, der seinen Herrn höchst kaltblütig beobachtete, sah, wie dessen Gesicht vor Aufregung zuckte, welches Zucken gar nicht recht zu der

aufgeschwemmten Fülle dieses Gesichts stimmen wollte. „Ach,“ dachte der schlaue Diener, „es geht ihm ein Gedanke im Kopf herum, er braucht mich; wir wollen sehen, wie „Viel“ wir dabei 'rausschlagen!“

Dann schritt Drusus hastig durch's Zimmer, stieß mehrere Stühle bei Seite, rückte an einem Candelaber und schielte dabei von Zeit zu Zeit mit halbgeöffneten Lippen auf den niedergebückten in einer Wanne die Kämme waschenden Griechen.

Als Letzterer sein Werk beendet, that er, als wollte er sich langsam entfernen. Sein Seiltänzergesicht, dessen Regelmäßigkeit ohnehin langweilig war, nahm jetzt jenen Ausdruck stumpfen Schmachtens an, der den Genüßlingen eigen zu sein pflegt.

„Hörmal“ — rief ihm der Thronfolger zu und blieb wieder unschlüssig vor dem Spiegel stehen.

Der Grieche wandte sich ehrfurchtsvoll lauschend zu dem ihm den Rücken zu Kehrenden.

„Herr —?“ lispelte er, indem sein elfenbeinweißes Gesicht noch bleicher ward.

„Dieser Sejan — —“ stotterte Drusus, sah sich einmal rasch um und preßte dann die Lippen

auf einander, als habe er vergessen, was er sagen wollte.

Dann strich er sich eifriger mit der Bürste über den Kopf und betrachtete vorgebeugt im Spiegel angelegentlich ein Wärzchen seiner linken Wange. Dabei zitterte wieder die Gallertmasse seiner Züge wie von innerlichen Krämpfen befallen.

„Du weißt, Lygdus, daß ich Dich stets begünstigte,“ hob er von neuem nachlässig an, „daß ich Dich gut behandelte, ja Dir zugethan bin —“

„Und Du weißt, daß ich Dir dankbar bin,“ entgegnete der Sklave so herzlich als es seine etwas harte Stimme erlaubte.

„Besitzest Du noch die Kette, die ich Dir vor drei Monaten gab?“ erkundigte sich der Prinz jovial lächelnd.

Der Diener spitzte die Ohren, im Stillen denkend: „'ne höchst lumpige Kette!“

„Sie ist mir ein werthes Andenken —“ versicherte er indeß laut.

„Und wie geht es mit dem Roß, das ich Dir vor acht Tagan schenkte?“

„O, es ist munter,“ bestätigte der Diener lächelnd, der ahnte, was sein Herr damit bezweckte, ihn an erwiesene Wohlthaten zu erinnern.

„Nun mein Lieber,“ sagte Drusus gutmüthig, „ich werde nächstens Dein Haus besuchen, jenes am Janikulus — weißt Du? Das ich Dir schenkte?“

Er wandte sich vom Spiegel ab.

Der Grieche fand nicht gleich eine Antwort, da ihm der angekündigte Besuch seines Herrn sehr ungelegen kam. Das geschenkte Haus hatte er bereits vortheilhaft verkauft und ein neues glänzend eingerichtetes bezogen. Indessen lächelte er nun geschmeichelt und rief: „Ach Du machst mich glücklich mein Gebieter —“ und verstärkte hierauf dies Lächeln bis zum schwärmerischen Strahlen.

Drusus hatte den Spiegel verlassen und war, hastiger athmend, unstet um sich blickend auf seinen Günstling zu geschritten.

„Sieh mal — sieh mal, Du! he? gefällt Dir dieser Ring da? he?“ sagte er dann im gemeinsten Stallknechtston mit belegter Stimme, dem Griechen seine fette Hand hin haltend.

„O — kostbar —“ flüsterte entzückt der Gefragte, auf das funkelnde Kleinod die Augen niederschlagend und eine bewundernde Handbewegung ausführend.

„Hat einen Werth von 10,000 Denare,“ lachte

Drusus mit so heiserer Stimme, als sei ihm eine Gräte im Halse stecken geblieben, „na — mein Freund — der Ring ist Dein — hier — nimm —"

Er streifte erregt das blitzende Kleinod vom Finger und drückte es in die etwas magere Hand des Griechen, der sich anstandshalber sträubte, das Geschenk anzunehmen und, eine Miene tiefster Ueberraschung heuchelnd, einen Schritt zurücktrat.

„Du beschämst mich — es geht nicht — ich darf nicht," stammelte er dann verschämt.

„Darfst nicht? was?" fuhr ihn sein Gebieter an.

„Das verbietetet mir meine Rechtlichkeit, meine Liebe zu Dir —" wandte der Andere erröthend ein.

„Ich befehle Dir's den Ring zu nehmen," fiel ihm sein Gebieter in die Rede.

Lygdus trat mit theatralischem Anstand, mit Armen und Beinen schlenkernd, mit erglühendem Gesicht einen Schritt vor in's Gemach.

„Herr," preßte er mit affektirtem Pathos heraus. Dann beugte er sich plötzlich nieder, ergriff begeistert die fette haarige Hand des Prinzen und drückte sie, seinen Ekel überwindend, wie von Dankbarkeit hingerissen, an seine Lippen. „Ja,

ich nehme den Ring" — hauchte er gefühlvoll „aber nur wenn — —"

„Nun?" lächelte der Herr gnädig „wenn?"

Der Andere hatte längst errathen, um was es sich hier handelte und schloß daher seinen Satz geheimnißvoll.

„Wenn Du mir erlaubst, daß ich Dir einen Gegendienst dafür leisten darf —"

„Ich nehme Dich beim Wort," stieß der Prinz leise, athemlos heraus und griff mit seiner dicken Hand in seines Dieners Kraushaar, wie ein Metzger, der die Wolle des Schafs prüft.

Lygdus erhob rasch den Kopf und sah dem Drusus fragend in die etwas änstlich blickenden Augen.

Dieser neigte jetzt, nachdem er einen scheuen Blick um sich geworfen, den zusammengekniffenen Mund dicht an seines Kammerdieners Ohr und flüsterte: „Sejan muß —" dann brach er schwerathmend ab und führte eine ungeduldige schnickende Handbewegung dem Fußboden zu, aus, die nicht mißzuverstehen war.

Die Züge des Griechen veränderten sich wenig. Seine unter dem Kraushaar fast verschwindende, niedrige glatte Stirn legte sich in einige bedenkliche

Runzeln. Dann bließ er seiner Gewohnheit gemäß die Backen auf, während er mit der Zunge einen glucksenden Ton hervorbrachte. Im Ganzen gab er sich den Anschein, als ob die Sache sein Interesse kaum zu erregen vermöchte, er behandelte sie wie eine Bagatelle, nachlässig, von oben herab.

„Sterben?“ fragte er zögernd, als sei er nicht recht einverstanden mit der Angelegenheit.

Drusus fuhr bei diesem Wort rasch um sich und deutete mittelst Handbewegung und Fußaufstampfen an, man dürfe hier nicht so laut reden. Dann nickte er, da ihm im Augenblick die Stimme versagte und räusperte sich ärgerlich.

„Du thust ein gutes Werk, wenn Du den Staat von diesem Menschen befreist,“ brachte er dann hervor, „der Mensch liegt wie ein Joch auf dem Weltreich, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, in der er, der jetzt der Herrscher des Herrschers ist, die Herrschaft völlig an sich reißt — was wird dann aus mir? Und was aus Dir? Du siehst, daß unser Beider Wohl davon abhängt, ob ich einst den Thron erbe, oder ob sich Sejan denselben mit seinen Prätorianern erobert“ . . .

Lygdus hatte während dieser Auseinandersetzung mit der Zunge geschnalzt und mit dem

Kamm, den er in der Hand hielt, wie gelangweilt auf seiner Wange getrommelt, als weile sein Geist bei ganz andern unwesentlichen Dingen.

„Hem — aber Dein Vater?“ wendete er nun vorsichtig ein, „was wird der thun, wenn es plötzlich heißt — Sejan ist todesverblichen? An Bauchgrimmen verstorben? Wie?“

„Das laß meine Sorge sein —“ entgegnete der Prinz, „vielleicht überzeuge ich meinen Vater leichter von Sejans Untreue, wenn letzterer nicht mehr existirt. So lang der Schuft lebt, sind mir Mund und Hände gebunden“ ....

„Hem! ich will mir's überlegen“ — murmelte der Diener, „das ist keine Kleinigkeit Herr — den ersten Mann des Staats schafft man nicht im Handumdrehen aus der Welt wie ne' Maus —“

„Die Sache eilt,“ meinte der Prinz.

„Ja! willst Du mir nicht einen Vorschlag machen — auf welche Art man etwa —“ flüsterte der Andere gedehnt.

Der Prinz wendete sich zum Gehen.

„Du führst so viel ich weiß einen gewandten Dolch —“ warf er hin.

„Sejan ist auch kein Stümper im Waffenhandwerk,“ setzte der Diener schläfrig überlegend

hinzu und hielt die Hand vor den gähnenden Mund, um anzudeuten, wie wenig ihm der Fall imponirte.

„Aber die Nächte sind finster in Rom,“ — meinte der Kronprinz, der schon den Thürvorhang ergriffen.

Der Grieche schüttelte den Kopf.

„Die Mamertinischen Kerker sind noch finstrer,“ sagte er matt lächelnd. „Nein Herr! Sejan besucht zuweilen Dein Haus. Wenn Du mir Gift verschaffst, will ich den Versuch wagen — auf Dolchstöße lasse ich mich nicht ein — dergleichen wird immer bald entdeckt — aber so ein harmloses Pülverchen unter die Speise gemischt —“ er brach ab, zuckte die Achseln und gab seinem Gesicht den Ausdruck, als wollte er sagen: „wir könnten's ja mal versuchen!“

Der Prinz besann sich.

„Du hast nicht unrecht,“ sagte er dann, schritt an einen Wandschrank, öffnete denselben und drückte auf eine Feder, die ein geheimes Gefach aufspringen ließ.

Der Diener folgte mit gierigen Blicken diesen Manipulationen und athmete auf, als jetzt Drusus auf ihn zu kam und ihm ein glänzendes nußgroßes Silber-Büchschen in die Hand drückte.

„Hüte es wohl!“ flüsterte der Prinz, „es stammt noch von Kanidia her, die es für Augustus braute. Sieh! man öffnet hier oben! Ich werde Sejan nächstens zur Mahlzeit laden, gleichsam als wollte ich mich versöhnen, meine Uebereilung gut machen. Wir sprechen noch darüber, bei welchem Gang Du ihm dies nervenberuhigende Arzneimittel unter die Speisen mischst —“

Sobald der Grieche des Giftbüchschen in seine Tasche hatte gleiten lassen, veränderte sich seine Miene. Zuerst lächelte er vertraulich, dann zog er das Büchschen wieder aus der Tasche, öffnete es, beroch es und sagte: „Es duftet nach 10,000 Denaren, Herr — ich will's ihm schon eingeben, ich will schon!!“

„Herr, Herr,“ rief er dann dem weggehenden Prinzen laut und unziemlich keck nach.

Dieser, der schon den Thürvorhang weggezogen, drehte sich verwundert um.

„Nimm's nicht übel,“ schmunzelte Lygdus erröthend und rieb sein linkes Knie verlegen am rechten. „Du hast da noch einen Ring am Finger.“

Der Prinz, welchen der kameradschaftliche Ton ärgerte, den der Sklave plötzlich anschlug, wollte sich unwillig abwenden.

„Was fällt Dir denn ein?“ herrschte er ihm zu.

„Ach, mir fällt gerade ein, daß dieser Dein Ring an meinem Finger sich weit besser ausnehmen würde, als an dem Deinen,“ lachte der Andere unverschämt, der wohl wußte, welche Gewalt ihm der eben besprochene Plan über seinen Herrn gab.

„Du nimmst Dir zu viel heraus —“

„Herr ich denke: große Arbeit, großer Lohn —“

„Hab ich Dich nicht gut belohnt?“

„Hem! das reicht kaum, 'nen Seifensieder unschädlich zu machen,“ — meinte Lygdus die Nase rümpfend.

„Nun, wenn Sejan nicht mehr ist, sollst Du auch diesen zweiten Ring erhalten —“ lenkte Drusus ein.

Lygdus zog verdrossen die Mundwinkel in die Länge, wie ein Kind, dem man sein Spiel verdorben und murmelte dann mit finster gerunzelter Stirn, sich stolz aufrichtend: „Herr, ich glaube Sejan bezahlt besser, als Du —“

Drusus verstand den Sinn dieser Andeutung wohl. Er unterdrückte seinen Zorn, da er mit Entsetzen fühlte, wie sehr er sich jetzt von den

Launen dieses käuflichen Menschen abhängig gemacht, dem es nur ein Wort kostete, ihn in's Verderben zu stürzen. Ich war zu voreilig, tadelte er sich und sah dem höhnisch lächelnden Sklaven so wüthend ins Gesicht, als könne er ihn mit seinen Blicken zermalmen.

„Undankbarer," flüsterte er entrüstet vor sich hin. Besann sich dann aber, daß es besser sei, das Werkzeug so lange gut zu behandeln, als es noch nicht zum Mitschuldigen geworden. Demgemäß streifte er den zweiten Ring vom Mittelfinger und schleuderte ihn dem Sklaven verächtlich vor die Füße.

Dann eilte er in die Zimmer seiner Gemahlin.

* * *

Livia saß auf ihrem Lager und trocknete sich die tiefliegenden von blauen Ringen umgebenen Augen. Vor ihr kniete eine junge Sklavin, fast noch ein Kind, die das Gesicht in beiden Händen verbarg und die offenbar soeben der Herrin ein erschütterndes Geständniß abgelegt. Die Letztere betrachtete die in Schmerz Aufgelöste einige Zeit mit einem Ausdruck, der vom niedergekämpften Ekel allmählich bis zum Mitleid herabstieg.

Gerade als sie sich jetzt zu dem schluchzenden Mädchen vorbeugte, ihm die Hände vom thränenüberströmten Gesicht nahm und leise sagte: „Ich zürne Dir nicht, Du bist unschuldig —“ tauchte die behäbige Fettfülle des Drusus hinter dem Thürvorhang auf. Sein lauernder Blick, der voll scheuem Unwillen auf den beiden Frauen ruhte, zeigte, daß er gelauscht.

„Was soll das wieder,“ lautete seine Begrüßung, „Du weißt Livia, daß ich das Geflenn nicht leiden mag — —“

Livia hob, als sie ihren Gemahl eintreten sah, den auf ihrem dünnen adervollen Halse schwankenden Kopf, während die rührende Hülflosigkeit ihrer leidenden Züge zunahm. Trotzdem raffte sie ihren ganzen Muth zusammen, da sie wußte, daß man dem Wüstling zuweilen durch energisches Auftreten imponiren konnte.

Als er nun immer scheu unter sich blickend näher kam, entgegnete sie zitternd, mit der säuselnden Vogel-Stimme der Schwindsüchtigen: „Du klagst mich an und hier —“ sie brach ab und deutete mit ihrer von der Krankheit wie durchgeistigten Hand auf das schluchzende Mädchen, das beim Eintritt des Prinzen ihr Haupt im Schooß der Herrin verborgen.

„Kennst Du dies Kind —“ fuhr Livia fort, indeß ihr beim dritten Wort die kranke Stimme umschlug und ihr großes trauriges Auge sich innerlich feucht verschleierte, wie das eines sterbenden Rehs.

Dem Prinzen war dieser Blick verhaßt, er ärgerte sich aber über seine Feigheit und sah mit dumpf-zornigem und doch von einem beunruhigten Gewissen zeugenden Gesichtsausdruck zur Seite, während er mit der Reitpeitsche leise gegen seine Waden klopfte.

„Was hat Dir die Dirne vorgeplappert?“ brummte er.

„Aus ihren Worten spricht Wahrheit —“ sagte Livia, ihm fest in's halb abgewendete Gesicht sehend, „Du hast sie zu Grund gerichtet — hast — o — Du bist —“ die Stimme versagte ihr.

„Bring das Mädchen hinaus,“ fiel Drusus ein und streckte die Hand nach der Knieenden aus.

Der abweisende Stolz seiner Gattin hatte allmählich aufgehört, ihn in Schranken zu halten, er fand seine ursprüngliche kaltblütige Rohheit wieder.

Livia war vielleicht die Furchtsamste ihres Geschlechts, aber ihr Nervensystem befand sich, in Folge ihrer Leiden, oft in einem Zustand, dessen

Exaltation selbst den leidenschaftlichsten Muth an Tollkühnheit übertraf.

„Sie bleibt," sagte sie scharf.

Drusus schlug heftiger gegen seine Wade, als wollte er aufmerksam auf sein Pferdezüchtigungsinstrument machen.

„Was?" fuhr er auf und richtete lauernd seine kleinen Augen auf seine vor Wuth, Angst und nervöser Schwäche zitternde Gemahlin.

Livia, deren Kinn zuckte, deren unnatürlich glatte Haut stets zwischen Röthe und Blässe abwechselte, sah ihn noch immer starr, fast herausfordernd an, mit ihren im Fieber brennenden Augen. Dann traten auf einmal Thränen in diese Augen, sie suchte nach Worten, ihre blauen Lippen verzerrten sich schmerzhaft.

„Du bist ein Elender," flüsterte sie mit dem Ausdruck tiefster Indignation.

Drusus, der seinen Gleichmuth wiedergefunden, zuckte die Achseln, nahm die Angelegenheit von der heitern Seite und lächelte.

„Livia — vergiß Dich nicht, sonst werde ich mich vergessen —" sagte er ruhig, hob die Reitpeitsche, schnickte mit ihr durch die Luft und prüfte ihre Elasticität.

„Ja! ein Elender!" wiederholte sie, aber bereits nicht mehr mit derselben Bestimmtheit, was ihren Gemahl veranlaßte, seinen Vortheil in's Auge zu fassen.

„Elend? Ja, Du hast recht, das bin ich," seufzte er, eine ironisch-kummervolle Miene heuchelnd, „ich bin elend — weil Du mein Weib bist —" setzte er höhnisch lachend hinzu.

Die Peitsche pfiff durch die Luft, manchmal dicht am Ohr Livias vorbei.

Livia hob angstvoll den dünnen, vogelartig abgemagerten Kopf, ihr Muth war verflogen, sie suchte mit den Blicken die Thüre.

„Weil — ich Dein —" lispelte sie zaghaft, wie im Traum.

„Ja!" stieß ihr Gatte rücksichtslos heraus, „was soll ich mit Dir anfangen! Du magerst täglich ab — ich küsse bald nur Deine Knochen, glaubst Du, das wäre amüsant? Bin ich nicht zu bedauern? und nun zürnst Du mir noch, wenn ich mich anderweitig schadlos halte —? Das ist doch ungerecht — vor allem aber bring das Weib da hinaus —"

Livia hatte sich, am ganzen Körper bebend, erhoben, drückte ihr Schweißtuch auf den Mund

und wollte, um ihre Thränen zu verbergen, das Gemach verlassen.

Drusus kehrte sich nach ihr um.

„Ich wollte Dir nur noch sagen,“ rief er ihr nach, „daß ich mir Deine Anklagen bei meinem Vater verbitte. Höre ich noch einmal davon, so hast Du's zu büßen ....“

Livia hörte ihn nicht mehr, sondern eilte in Thränen aufgelöst nach ihren entlegeneren Gemächern, während ihr jene Sklavin, die vor ihr gekniet, folgte.

Der Prinz, den diese stumme Flucht seiner Gattin, die er für Trotz hielt, ärgerte, wollte ihr nacheilen. Doch hielt ihn der eben eintretende Stallknecht zurück.

„Ah — die Peitschen —“ sagte Drusus, sogleich besänftigt, während der Stallknecht mindestens 40—50 Reitpeitschen, die er unterm Arm getragen, auf den Tisch warf.

Drusus Gesicht leuchtete verklärt beim Anblick dieser Schätze. Er prüfte seine verschiedenen Lieblings-Peitschen mit Kennermiene, lobte, tadelte, und wählte schließlich eine aus, deren vergoldeter Griff einen Geier darstellte.

„Komm mit,“ sagte er zum Stallknecht, „ich

will den Hengst „Kreon“ in Augenschein nehmen —“ und Beide gingen die Rennbahn aufzusuchen.

* * *

Während Livia durch den Corridor dem Gartensaal zuschritt, weinte sie still vor sich hin, jedesmal, sobald sie einem Diener begegnete, rasch den Kopf abwendend. Doch tadelte sie sich dieser Thränen wegen. Vor Allem sah sie ein, wie thöricht es von ihr war, wieder und immer wieder eifersüchtigen Regungen nachzugeben. Sie konnte aber nicht anders, obgleich sie ihren Gemahl verabscheute, schnitt ihr dessen Untreue durchs Herz. Sie hatte sich schon oft vorgenommen, ihrem Gatten völlig aus dem Wege zu gehen, seine Beleidigungen, als kämen sie aus dem Munde eines Unzurechnungsfähigen, nicht weiter zu beachten und sich nur, wenn er sie thätlich mißhandeln wollte, zur Wehre zu setzen. Daß sie nicht mehr schön war, ihn nicht mehr fesseln konnte, wußte sie — und doch! hatte ihr Sejan nicht oft gesagt: die Spuren ihrer früheren Schönheit ließen sich niemals verwischen? Oder war dies eine leere Schmeichelei des gewandten Hofmanns? Nein! sie wollte das nicht glauben! sie konnte noch beglücken und die rohe Art, in der

ihr eben Drusus ihr Leiden zum Vorwurf gemacht, empörte sie mit Recht. Das war unmenschlich und unwahr zugleich, meinte sie, denn gewiß: sie besaß noch genug Reize einen Mann zu fesseln. Der, allen Schwindsüchtigen eigne Drang das Leben mit fieberhafter Gier zu genießen, mit dem lodernden Becher der Lust noch einmal hastig die welkenden Lippen zu netzen, brachte es mit sich, daß im Busen der längst dem Tod Geweihten, die glühende Sucht zu gefallen noch nicht erloschen war, unter der Asche des grausten Elends sogar noch Eitelkeit aufflammte. Nun nahm die sich der süßesten Selbsttäuschung Hingebende, der große Gartensaal auf, zwischen dessen Säulen stolze Lorbeerbüsche ihre zackigen Blätter in starrer Vornehmheit erglänzen ließen. Die sehr breite Dachöffnung warf eine Fülle goldhellsten Lichts über die zierlichen Blumenbeete und ließ nur die eine Hälfte des Saals im Schatten, der sich scharf auf dem Kiesboden abgrenzte und aus dessen duftiger Bläue die massiven Säulen drohend, wie finstere Wächter hinüber schauten zu ihren vom Sonnenglanz umschimmerten glücklicheren Kameraden.

Als die durch ihre Abmagerung höher er=

scheinende Jammergestalt Livias zwischen den Beeten hinwandelte, war es, als nahte der Geist des Herbst's mit seinen trüben Todesschauern, um den Schmelz der Blumen wegzublasen, die Sonnenstrahlen zu stehlen, war es, als verziehe der Löwe, der den munteren Silberstrahl in die Marmormuschel spie, angstvoll seine grimmigen Erz-Wangen. Es war rührend anzusehen, wie die bleiche Frau nun vor einen in der Nähe des Erzlöwen aufgestellten Spiegel trat und ihre zu ihrer kranken Erscheinung gar nicht stimmende prächtige Kleidung musterte. Sie besaß, je kränker sie wurde, eine desto leidenschaftlichere Vorliebe für kostbare grellfarbige Gewänder, deren Reflex die Blässe ihrer hohlen Wangen färbte. Unschön ragten ihre spitzen Schultern aus dem Purpur des Obergewands, das Diadem schwankte auf dem dünn behaarten Schädel, der die Goldwölbung nicht mehr ganz ausfüllte und die Ringe fielen ihr bei heftigeren Bewegungen leicht über die Knöchel der Finger. Sie seufzte und ihr Spiegelbild seufzte auch. War es denn möglich? Mußte sie es glauben? Sie hatte sich kaum einige Minuten betrachtet und war zur traurigen Einsicht gekommen, daß nur noch ihr Blick seine

frühere Schönheit bewahrt, daß die Spuren ihrer Jugend immer mehr hinter einer häßlichen Larve verschwanden, daß die Silberfläche des Spiegels grausam sei, grausamer als die Worte ihres rohen Gemahls. Wieder brannte es ihr in den Augen. Da rauschte es neben ihr, dicht an der im Sonnenlicht wie Oel glänzenden Marmorsäule. Das Lorbeergebüsch, daß sich hier in süßer Erschlaffung an die Härte der Säule schmiegte, theilte sich. Der Metallblitz einer Helmwölbung zuckte durch die Blätter, ein blauer Mantel, ein lächelndes, bewunderndes Gesicht tauchte aus dem Schatten. Livias Herz krampfte sich in süßem Schreck weh zusammen beim Anblick dieses behelmten Kopfes, um dann mit freudiger Hast bis in ihren Hals herauf zu schlagen.

Sejan war es, der sich vor ihr verneigte, näher trat und sie mit Blicken scheuer Ehrfurcht begrüßte, die mehr verriethen, als Worte. Ihr wankten noch die Kniee, sie mußte gegen eine lähmungsartige Schwäche ankämpfen.

„Hohe Frau," begann er mit seiner schmelzenden Silberstimme, der er einen beklommenen Ton zu geben verstand, „verzeihe, wenn ich Dich überrasche —"

Sie hatte sich gefaßt, ihr Herz schlug ruhiger. Sejans Erscheinung versetzte sie in einen eigenthümlichen stillen Freudenrausch und mit erglühenden Wangen sagte sie, sich kaum Zeit lassend die Worte deutlich auszusprechen: „O — eine angenehme Ueberraschung —"

„Leider," fuhr er melancholisch fort, „muß ich, um Dich zu sehen Schleichwege gehen — Du weißt warum."

„Du bist mir nur um so willkommner," erwiderte sie lebhaft, „bitte, tritt näher — hast Du Zeit, so lassen wir uns dort in der Nähe des Löwenbrunnens nieder — wie?"

„Wie Du befiehlst," flüsterte Sejan, mühsam Athem holend, ihr wieder einen jener Blicke zuwerfend, die von tiefster, nur aus Ehrerbietung zurückgehaltener Leidenschaft redeten.

Sie haschte gierig diesen Glut-Blick mit ihren krankhaft glänzenden Augen auf, wie mit Stahlklammern, die sich sehnsüchtig in die strotzenden Wangen des Lebens einbohren. Dann schritt sie mit nervöser Hast durch den schmalen von Rosenbüschen umglühten Kießweg voran der Marmorbank zu, die im Mittelpunkt der Säulenhalle im Schatten des Erzlöwen prunkhaft ihre Polster zum Sitzen anbot.

Er sah, während er ihr folgte, wie sie leise zitterte mit den mageren Schultern und dem fast haarlosen Kopf. Sein Gesicht hatte, als sie ihn nicht mehr betrachtete, seinen schwärmerischen Ausdruck in einen höchst nüchternen, gelangweilten, ja verdrießlichen verwandelt. Die krankhafte Gier, mit der dies innerlich morsche Geschöpf jede Gelegenheit aufhaschte, um sich einmal zerstreuen, erheitern zu können, diese für jeden tiefer Nachdenkenden so erbarmungswürdige, ja erschütternde Sucht, hatte für ihn, den berechnenden Weltmann, nichts rührendes, bemitleidenswerthes. Er belächelte ihre glühenden koketten Blicke, das zärtliche Lächeln ihrer dünnen Lippen, ihre klägliche Gefallsucht; ihn ekelten ihre vergnügungssüchtigen, üppigen Bewegungen an, mit welchen sie ihre Schwäche zu übertünchen suchte. Und als er sich mit graziöser Geschmeidigkeit neben ihr auf dem weißen Marmor niederließ, war's ihm als umhauchte ihn der Moderduft einer eben dem Felsengrab entstiegenen, mit Goldflittern behangenen Mumie. Es überschauerte ihn zuweilen kalt. Aber sobald sie ihn wieder beobachten konnte, war jeder Zug aus seinen vornehm-weichlichen Alkibiades-Zügen verschwunden. Er war ganz Aufmerksamkeit, ganz bescheidene Hin-

gebung. Selbst ein nicht so sehr wie Livia vom Dämon des Lebensdrangs durchzucktes Weib, hätte sich täuschen lassen von diesem feinen, in der Schule Tibers großgezogenen Diplomaten, hätte diese studirten Bewegungen, die eine zart verschwiegene, fast traurige Huldigung athmeten, für echtes, unter der Asche glühendes Feuer gehalten. Sie genoß, nach der rauhen Behandlung ihres Gatten, die Liebenswürdigkeit des Weltmannes mit vollen Zügen. Ihre Bewegungen hatten in ihrer Freudigkeit etwas zuckendes, krampfiges, ihr Gesicht glühte wie verjüngt, aber es war die Verjüngung, die das Fieber giebt, das ungesunde Roth des welkenden Blatts. Ihr war, als lächelten die Säulen ringsum, die so prunkhaft der Blumenpracht entstiegen, als nickten sie ihr zu, ihm kam es vor, als umkerkerte ihn die finstre Architektur einer egyptischen Grabkammer, als murmelte der Wasserstrahl, dicht neben ihm, ein Todtengebet.

„Ach mein lieber Sejan," begann sie seufzend und spielte mit den Perlen ihrer Halskette, „Du sahst mich wieder einmal vorm Spiegel stehen — halte mich indeß nicht für eitel, im Gegentheil, ich erschrak vor meiner täglich zunehmenden Häßlichkeit."

Sejan führte eine erschrockene Schulterbewegung aus.

„O — was sagst Du —!“ unterbrach er sie mit vorwurfsvollem Blick. „Häßlichkeit? Besäßen nur alle Frauen Roms einen Strahl Deines Liebreizes —“

Sie sah ihm prüfend in die Augen, die anfangs sinnend auf ihr ruhten, dann vielsagend die ovalen Lider herabsenkten, wie in verhaltenem Kummer.

Er wußte, daß er hier die Farben seines Lobs stark auftragen durfte, daß Liebesleidenschaft, Lebenslust und brutale Behandlung diesem armen Wesen die ruhige Urtheilskraft geraubt.

„Ach! sage mir doch einmal ernstlich die Wahrheit,“ fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube Du schmeichelst mir?“

Sejan dachte im Stillen: O weibliche Eitelkeit! nahm indeß eine etwas beleidigte Miene an.

„Benehme ich mich wie ein Betrüger?“ entgegnete er, mit einer Miene, als prüfe er sein Verhalten. Dann nahm er seinen Helm ab und fuhr sich mit berechneter Anmuth über die vom Helm geröthete Stirne.

„Herrin — ich wende mich an Deine Menschenkenntniß —“ setzte er hinzu.

„Ach mein Lieber, ich bin aber doch schwer leidend —“ seufzte sie.

„Und hast Du nie davon gehört,“ entgegnete er, „daß Leiden verschönern? daß sie dem Körper einen pikanten Reiz verleihen?“

„Du bist gewiß ehrlich,“ meinte sie hierauf und schien wie unterm Hauch seiner Worte erfrischt aufzuleben, „warum aber hältst Du allein mich für noch anziehend —?“

„Ich? Allein? Wer könnte andrer Meinung sein —?“ sagte er ganz erstaunt, den Helm wieder nachlässig auf die Locken drückend.

Sie schwieg.

„Zum Beispiel mein Gatte!“ sagte sie dann, den Kopf niederbeugend und eine Rose, die neben der Bank empor wuchs, leicht an die Lippen drückend.

Sejan zuckte zusammen, wie von plötzlichem Zorn erfaßt. Er murmelte unwillig, die Brauen runzelnd, vor sich hin, ließ die Sandale seines Fußes geräuschvoll über den knirschenden Kiesboden gleiten und hielt dann graziös seine wohlgepflegte Hand unter den Wasserstrahl des speienden Erzlöwen, als wolle er sich auf andere Gedanken bringen. Als der hierdurch abgelenkte Strahl

einen feuchtblauen Staubregen über die Bank sprühen ließ, zog er die Hand rasch hinweg und wischte mit seinem blauen Mantel Livias von feinen Wasserperlen benetzten Arm ab, wie ein sorgsamer Krankenwärter, um Entschuldigung bittend.

Livia beobachtete ihn von der Seite, athmete schwer, sah ihn manchmal liebevoll an und suchte offenbar nach passenden Worten.

„Sprich Dich offen aus," flüsterte sie dann mit der nervösen Ungeduld einer Kranken.

Sejan sah hastig zu ihr empor. Er war seiner Sache noch nicht ganz gewiß. Durfte er es wagen, das entscheidende Wort fallen zu lassen? Vermochten ihre Ohren den furchtbaren Klang dieser Laute zu ertragen? Seine Menschenkenntniß sagte: Ja! aber seine Klugheit band ihm noch die Lippen. Doch es mußte gewagt werden. Sie liebte ihn, sie würde ihn nicht verrathen. Ein liebendes Weib verzeiht auch das Unverzeihlichste. Sein schönes Gesicht röthete sich, seine Augen nahmen einen scharf beobachtenden, vorsichtig-lauernden Ausdruck an, als sei er jeder Zeit bereit, die Klauen, die er eben ausstrecken wollte, wieder zurück zu ziehen.

„Darf ich offen reden —,“ lispelte er, sich zu seiner Nachbarin wendend und ein wenig mit seinen halbgeöffneten, ungemein genau, wie aus Erz geschnittenen Lippen kokettirend.

Sie nickte aufgeregt und beugte den Kopf so weit vor, daß man ihren schmächtigen, von kläglich dünnen Flaumhaaren umflatterten Nacken sehen konnte.

„Weißt Du,“ begann er, ihr vertraulich näher rückend und that, als entlockte ihm der Unwille das Mitleid, die Worte, „weißt Du — o es ist schändlich — Dein Gemahl — nun — wir verstehen uns —“

Er riß, sich hastig abwendend, das Blatt eines in der Nähe ragenden Lorbeerbusches ab und warf es wie im Zorn auf den Kiesboden. Das Blatt blinckte wie ein Smaragd am Boden, er starrte auf dasselbe und schlug die kräftig-zarten Arme mit anmuthiger Wendung über der heute nicht vom Panzer bedeckten Brust zusammen.

„Dein Gatte kann Dich nicht verstehen,“ murmelte er dann und schnickte das Lorberblatt mit der Fußspitze weg, „er, der derbe, rauhe Kriegsmann — Du die zartfühlende Kranke — Du bedürftest eines Gatten — der Dich tröstest, pflegt —“

Er hielt inne und beobachtete die Wirkung seiner Andeutung.

Der Brunnen murmelte ruhig weiter, als wolle er seine Neutralität darlegen, der Schatten der Säulenhalle überzog allmählich die andere Hälfte der Beete und verlieh dem engen Gartensaal immermehr den Charakter eines düstren Grabmals.

Sie fuhr wie aus Träumen auf, wollte reden, schwieg aber. Erst ein Blick zärtlicher Innigkeit, den Sejans Augen vortrefflich bis zur Täuschung erkünstelten, löste ihr die Zunge.

„Ach wenn Du wüßtest, wie er mich oft behandelt —“ entwischte ihr leise das Wort.

Sich scheu umblickend, mit der Hast eines Kindes, das den aufpassenden Lehrer in der Nähe wähnt, wandte sie sich dann ab.

„Ich weiß, ich weiß,“ flüsterte er, seine kräftige Brust aus den übereinandergeschlagenen Oberarmmuskeln herausdrängend.

„Du weißt nicht Alles —“ fuhr sie bebend fort, indem sich ihre starren Augen befeuchteten und ein Zucken ihrer hohlen Augen und Mundwinkel einen Schmerzausbruch ahnen ließ.

„Nicht — Alles?“ lallte er wie im Schlaf.

mit erhitzten Wangen, löste die Arme und sah sie erschrocken, anscheinend mit tiefster Theilnahme an, „sprich — was weiß ich noch nicht —?“

„Daß — daß —“ stammelte sie, wagte nicht weiter zu sprechen, fuhr sich mit dem Schweißtuch nach den überquellenden Augen und sah sich dann wieder angstvoll um, als ob eine der Säulen zur Lauscherin werden könne.

„Daß —?“ suchte er sie zum Reden zu verlocken „doch nicht —?“ setzte er rascher athmend hinzu, indem er deutlich durchblicken ließ, er ahne was sie sagen wolle.

Dann beugte er sich vor und nahm mit gut gespielter Spannung die Miene eines Menschen an, der entrüstet das Entsetzlichste hören soll und nicht fähig ist, es zu ertragen. Er zitterte dabei und suchte seinen an sich schmachtend blickenden Augen einen krassen Ausdruck zu geben, der ihm indeß mißlang. Jetzt war der Moment gekommen, fühlte er, zu prüfen, ob ihm dies Weib auf seinem blutbesudelten Wege zum höchsten Ziel folgen wolle, oder ob ihre Schwäche zurückschaudern werde vor dem Abgrund, der übersprungen werden mußte. Und da er ihrer bedurfte um seine Riesenentwürfe auszuführen,

suchte er sie jetzt mit aller ihm zu Gebote stehenden Kunst zu umstricken, wie ein Netzfechter, der den Gegner in die Maschen seines Netzes verwickelt. Als sie die Lippen öffnete, deutete er durch eine kummervoll-sanfte Handbewegung an: sie solle schweigen, er errathe Alles. Ihr Blick las in seinen thränenfeuchten Augen, daß er sie verstanden und dies Verständniß verstärkte das Mitleid, daß sie mit sich selbst empfand.

„Mißhandle Dich nicht selbst,“ flüsterte er mit dumpfem Unwillen in der zitternden Stimme und faßte ihre Hand.

Hierauf ließ er, als geschickter Schauspieler eine effektvolle Kunstpause eintreten, die er mit hörbar leidenschaftlichen Athemzügen ausfüllte.

„O, der Schändliche — was mußt Du leiden Aermste — gequält von Krankheit und Rohheit,“ murmelte er dann, „aber gedulde Dich, das soll anders werden — muß anders werden, sofern die Götter mir behülflich sind —“

Dieser letzte, mit dämonischer Innigkeit und Energie hingehauchte Zusatz, schien sie bis in's innerste Herz hinab zu treffen, wie eine glühende Pfeilspitze. Sie vermochte ihre Thränen nicht mehr an sich zu halten und verbarg ihr Gesicht im

Schweißtuch, er drückte ihre Hand, streichelte sie mit der seinen und wollte sich eben zu ihrem Ohr neigen, um das letzte entscheidende furchtbare Wort in ihre Seele zu schleudern, als ein Geräusch ihn störte. Er wich von ihr zurück.

Sie hatte nur noch Zeit zu lispeln: „Ach! davon nichts — ich flehe Dich an —" als das Echo von Schritten, das aus dem anstoßenden Vorgemach herüberscholl, einen Augenblick das Rauschen des Wasserstrahls übertönte.

„Um aller Götterwillen —" keuchte sie lauschend mit vorquellenden Augen, „mein Gatte —"

Sejan saß wie erstarrt. Er hatte durch Livias hingebendes Benehmen, durch die Art, wie sie seine nicht miß zu verstehenden Andeutungen hingenommen, erkannt, daß er sie beherrschte. Er fühlte, daß sie zu allem, was er zu ihrem Wohl unternahm, ihre stillschweigende Zustimmung geben werde. Und das genügte ihm. Sie sollte sich passiv verhalten, er wollte handeln, genug, wenn sie seinen Racheplänen kein Hinderniß in den Weg legte, und er durch ihre Hand später dem Thron um eine Stufe näher gerückt wurde. Diese Aussicht erfüllte den Ehrgeizigen einen Augenblick hindurch, wie mit einem plötzlichen Licht,

in dem er seine ganze Zukunft morgentlich angestrahlt vor sich liegen sah, wie ein fernes Hochgebirg. Doch als nun des Drusus weiße Toga zwischen den düstern Säulen sichtbar ward, faßte er sich rasch, stand auf und schritt auf den Kronprinzen lächelnd zu in etwas gebückter Haltung. Wie stutzte er jedoch, als Drusus ihm mit einer Freundlichkeit entgegen schritt, als sei zwischen ihnen nicht das Geringste vorgefallen.

Drusus streckte dem Minister liebenswürdig beide Hände entgegen und lächelte so herzlich, als es seine groben, wie aus Holz geschnitzten Stallknechtszüge nur zu ließen, woraus der Menschenkenner Sejan sofort den Schluß zog, daß der Prinz bereits eine Falle errichtet haben müsse, die ihn verderben solle.

„Mein lieber Sejan," sagte Drusus, „wie freut es mich, Dich bei mir zu sehen — das ist recht — unterhalte Du mir zuweilen meine Gattin — ach, die Aermste —" fügte er sentimental werdend hinzu, „sie hat so wenig Zerstreuung — ich — beim Herkules — bin immer beschäftigt — Jagd — Pferdedressur —"

Sejan, ein noch besserer Meister der Verstellungskunst, entgegnete ebenso liebenswürdig und

nahm seine bescheidenste Unterthanenmiene an. Beide wandelten Arm in Arm die Kiespfade entlang, erschöpften sich in Schmeicheleien und schieden endlich mit einem herzlichen Händedruck von einander.

Sejan lächelte, als er ging, leise vor sich hin. Die heuchlerische Freundlichkeit des Prinzen, die so schwerfällig, bärenhaft zu Tage kam, amüsirte ihn; er fürchtete diese Herzlichkeit nicht.

Als er im Vorgemach angekommen war, glaubte er die flehende Stimme Livias, vermischt mit sehr verdächtig klatschenden Tönen, aus dem Gartensaal herüberschallen zu hören. Er lächelte bitter und dachte: „Arme Närrin, sie bildet sich wirklich ein, ich liebe sie. Aber sie roch wahrlich nicht nach Rosen; ich werde zu Hause ein parfümirtes Bad nehmen müssen, um diesen Leichengeruch wieder los zu werden! Götter! Hoffentlich ist diese Comödie bald zu Ende gespielt.“ Und er begann nun über die Mittel nachzubrüten, die den Stein, der aus dem Wege geräumt werden mußte, ohne Aufsehen zu erregen, hinabschleudern sollten. Es wurde ihm indeß nicht Zeit gelassen, derartige Gedanken weiter zu verfolgen. Er hatte kaum die Straße betreten,

als ihm einer seiner Sklaven, ganz außer Athem mit Schweiß bedeckt, entgegengelaufen kam.

„Was soll's —“ frug er den Keuchenden.

„Soeben hat sich der Kaiser bei Dir zum Besuch anmelden lassen,“ ward ihm zur Antwort.

Sejan verbarg seine Freude. Er entgegnete nichts, sondern eilte so rasch er konnte nach Hause mit dem beseligenden Gefühl in der Brust, daß die Götter allen seinen Entwürfen ihren Segen verliehen. Denn er ahnte, worum es sich handelte, daß Tiberius wahrscheinlich in seiner Wohnung nicht den Minister allein suchte und er flüsterte zufrieden sich selbst zu: „Der Blitz hat gezündet, der alte Zunder fängt noch einmal Feuer und hoffentlich verzehrt ihn die Glut, so daß ich seiner Beobachtung hierdurch entzogen werde — freie Hände zum freien Spiel bekomme —“

Kaum hatte er das Mosaik-Salve seines prächtigen, in der Nähe des Tempels des Quirinus gelegenen Hauses unter den Füßen, als er sogleich mit ruhigem Ernst Anordnungen traf, um den Kaiser würdig zu empfangen. In seinem Hause, seinen Dienern gegenüber, suchte er stets den leutseelig-biedern Hausvater zu spielen, um durch dies pathetische Benehmen seine niedre

Abkunft vergessen zu machen. Doch fiel er leicht aus der Rolle und nahm dann einen hochmüthigen Emporkömmlingston an, der Jeden verletzen mußte. Der Koch erhielt den Auftrag für den Mittag ein möglichst reiches Mahl zu bereiten. Thürpfosten und Wände wurden mit Rosengewinden geschmückt, Lampen für den Abend wurden zurechtgestellt, alles Metall, der Marmor ward nochmals vom Staube gereinigt, sämmtliche Sklaven mußten neue Gewänder anlegen.

Nachdem Sejan diese Befehle ertheilt, schritt er in sein Arbeitsgemach.

„Die germanische Sklavin,“ rief er seinem Kammerdiener zu, der sogleich verschwand.

Der Minister stellte den blinkenden Helm auf einen kleinen Seitentisch, wischte sich seufzend die vom Metall gepreßte Stirn und warf sich nachlässig, ermüdet, mit blasirtem Gesichtsausdruck, in einen schwerfälligen Sessel. Seine, vom Knie ab, unbekleideten Beine ruhten weit vorgestreckt auf dem schwarzgrauen Fell, dessen Bärenrachen blutgierig die Zähne in den Mosaik des Fußbodens schlug, während die Metallaugen des Ungeheuers wüthend jeden Eintretenden anstierten.

Die eleganten, mit dem Bimsstein sauber von Haaren befreiten Arme hielt der Günstling über den dichtlockigen Kopf geschlungen, sein schmiegsamer Oberkörper lag oder hing so bequem auf dem herabgerutschten Sesselpolster, daß es schien, als müsse er jeden Augenblick auf den Boden gleiten. Er schloß behaglich die Augenlider, als kokettire er mit einer unsichtbaren Schönen. Um seine Wimpern lag eine wie von Künstlerhand gezogene bräunlich-blaue Furche, die seinem Antlitz eine gewisse angenehme schmachtende Mattigkeit verlieh. Er schien nachzudenken. Er lächelte wohlgefällig und sagte sich, indem er wie von Wonne durchschauert aufathmete: „Du bist wahrlich ein Genie! Dem Glück verdankst Du viel, aber Dir selbst noch mehr — was Du auch unternimmst — Alles gelingt Dir —“ Dann dachte er an jenen Spott des Kaisers über die silberne Statue, die der Senat dem Minister hatte setzen wollen. Er erröthete ein wenig und ärgerte sich über Tiberius Hohn. Tiberius ist eifersüchtig, sagte er sich, doch er hat Grund hierzu . . . .

Das Klingen der auf der Vorhangstange aufgereihten, nun aneinander schlagenden Ringe, ließ ihn die Augen öffnen. Er sah verschlafen vor

sich hin, noch so völlig von seinen inneren Bildern beherrscht, daß er es nicht gewahrte, wie hinter ihm die grünen Falten des Thürvorhangs sich zusammenstrafften und den Ausblick auf die vergoldete Hängeampel des Corridors gewährten.

„Herr — die Germanin —“ schlug es an sein Ohr.

Er fuhr mit dem Kopf um und überflog mit einem gleichmüthigen, prüfenden Blick das Mädchen, das mit einem Zug sinnenden Stolzes um die etwas knabenhaft trotzig herabgezogenen Mundwinkel in der Nähe der Thüre stand und ihr sich im Marmorboden verschwommen fortsetzendes Spiegelbild betrachtete. Sejan gab dem Sessel einen Ruck, so daß derselbe, indem er knirschend über den glatten Boden glitschte, seinen Insassen direkt der Thüre gegenüber brachte.

„Höre Brutus,“ wandte sich Sejan dann nachlässig an den Haushofmeister, „sorge dafür, daß Gelbrüben aus Köln und Sorrentiner Wein auf die Tafel kommen, der Kaiser liebt dieselben —“

Die Germanin hob bei diesen Worten aufmerkend den Kopf; ihre Augen nahmen einen ängstlichen Ausdruck an, während der Minister

mittelst eines Handwinks, der zugleich ein Gähnen graziös maskirte, den Diener entließ.

Dann brachte er seinen Körper in eine etwas schicklichere Lage und stützte den Kopf auf den einen Arm, dessen rosigem Ellbogen er die Sessellehne zur Unterlage gab. Nachdem er in seiner koketten Art seine schön gerundeten, fast wie aus weißem Marmor gemeißelten Kniee betrachtet, sagte er träumerisch, wieder ein leichtes vornehmes Gähnen unterdrückend: „Ich bin mit Dir zufrieden, Thusnelda —"

Thusnelda drehte gespannt aufhorchend den Kopf zur Seite. Dann verflog dieser aufmerkende Zug auf ihrem Gesicht.

„Ich — diesmal mit Dir nicht, Herr," entgegnete sie sanft, fast schmerzlich.

Jedesmal bevor sie sprach, ging eine Bewegung durch ihre Züge, die andeutete, daß sie das, was sie sagen wollte, sich erst vorher im Stillen zurecht legte.

„Wie? Du bist nicht mit mir zufrieden," lächelte Sejan matt und lehnte sich in den Sessel zurück. Dann strich er leicht über seinen auf dem Seitentisch stehenden Helm, dessen Metallglanz sich durch die Fingerwärme trübte.

„Nein —“ sagte sie.

„Und warum nicht —?“ fragte er.

Er lächelte wie verschlafen und schob das Bärenfell mit dem Fuß näher zu sich heran.

„Ich bitte, sage mir erst, warum Du mit mir zufrieden bist,“ fragte sie, einen Schritt ungenirt näher kommend und wieder den Kopf mit jener Miene kindlicher Neugier zur Seite neigend.

„Nun, Du erräthst es doch,“ entgegnete Sejan, indem er einen väterlichen Ton annahm, „ich sagte Dir, ehe ich Dich in den kaiserlichen Palast brachte, Du solltest Dich ganz Deiner Eigenart überlassen, solltest keine Furcht zeigen. Nun sieh, ich urtheilte richtig. Die Art, wie Du mit dem Kaiser sprachst, muß Eindruck auf denselben gemacht haben —“

„Ich habe das nicht beabsichtigt —“ fiel sie hastig korrigirend ein.

„Das ist's eben, was mir gefällt,“ entgegnete Sejan, sie mit dem Wohlwollen betrachtend, das man trotzigen Kindern entgegenbringt.

„Der Kaiser ist ein großer Menschenkenner, er würde jede Absicht durchschaut haben. Ohne Zweifel merkte er, daß Du frisch vom Herzen wegsprichst und das ist ihm neu — das interessirt ihn — Du wirst ihn fesseln —“

Die Germanin sah mißmuthig vor sich hin.

Sejan legte seine Hand auf den Helm und zog sie nach einiger Zeit weg, sodaß man den grauen Abdruck seiner fünf Finger auf der glatten Metallwölbung verhauchen sah.

Thusnelda regte sich nicht; ihr einer Arm bog sich unter der Brust hin, als ruhe er von der Arbeit, ihr andrer Arm hing laß an ihrer Hüfte herab und hielt den mantelartigen Ueberwurf. Da sie den Kopf senkte, sah man ihr aufgewundenes Haar wie ein röthliches aus Goldfäden geflochtenes Nest schimmern. Ihre Züge hatten eine gewisse frische Derbheit, ihre Wangen glichen festen, etwas herben Aepfeln.

„O Herr — ich glaubte, Du achtetest mich zu hoch, als daß Du mich zu unedeln Zwecken gebrauchen würdest,“ sagte sie traurig.

„Was sagst Du?“ fuhr der Gebieter auf.

„Du hast mich verstanden,“ sagte sie unerschrocken.

„Unedele — Zwecke,“ flüsterte der Minister lächelnd und hob seinen Helm ein wenig in die Höhe, wobei er die schwungvollen Linien seines ausgestreckten Armes bewunderte. Dann nahm er sich zusammen und ward ernsthaft.

„Aber ich bitte Dich, Kind, was verlange ich denn Unehrenhaftes von Dir?“ erwiederte er, diesmal wirklich mit gutmüthigem Wohlwollen in der Stimme, „ich habe weiter nichts im Sinne, als Dein Glück zu befördern, das weißt Du. Ich gab Dir schon viel Proben davon. Und welches Glück wäre wohl größer,“ fügte er mit aufrichtiger Begeisterung hinzu, „als das, einen Tiberius, einen irdischen Gott, einen Weltbeherrscher — zu beherrschen —“

Sie hielt, wie immer, ehe sie sprach, ein wenig den Athem an.

„Es giebt verschiedene Arten von Glück,“ wandte sie ein, „was ich unter Glück verstehe, ist nicht das, was Du, darunter verstehst — wenn es dem Adler Glück ist die Wolken zu berühren — glaubst Du der Wurm würde mit ihm tauschen wollen? Was den Einen zum Lachen bringt, bringt den Andern zum Weinen, was den —“

„Ach? philosophiren wir wieder?“ unterbrach sie Sejan, sie, schalkhaft die Augen zusammenkneifend, von der Seite ansehend.

Sie biß sich auf die Lippen und hielt wieder den Athem an, was sie vorübergehend erbleichen ließ. —

„Verzeihe," sagte sie rauh, jetzt rascher athmend.

„Nun Kind," fuhr er erheitert fort, „das schadet nichts, Tiberius liebt die Weltweisheit, ihm kannst Du ja einige Lektionen ertheilen. Bei mir schlägt das nicht mehr an, ich halte mich an Thatsachen." Dann fuhr er fort: „Sage mir nur noch, welchen Eindruck auf Dich Tiberius gemacht hat? Es interessirt mich das zu wissen."

Um ihre Mundwinkel legte sich ein schmerzlich sinnender Zug.

„Ich bedaure ihn!" sagte sie träumerisch.

„Was?" stieß Sejan heraus, die Augen aufreißend, „Du — be — den Herrn — der Welt —?"

Dann lachte er laut auf und schlug sich auf das Knie.

Sie sah ihn verwundert, ein wenig gekränkt an.

„Warum lachst Du Herr?" fragte sie ernst, „es ist so — er ist alt — das verdient allein schon Mitleid — er hat Niemand, der für ihn sorgt — er mißtraut den Menschen und muß ihnen mißtrauen — welcher Tiefblickende könnte ihn glücklich preisen, dem das Gold der Krone nur Wunden brennt —"

Sejan nickte mit dem Kopf, obgleich ihn die

altkluge Sprechweise der Germanin erheiterte, blieb er doch ernst.

„Gut, sehr gut,“ entgegnete er nachdenkend, „bedaure Du ihn! das ist ganz gut . . .“ Dann besann er sich und setzte rasch hinzu: „Er wird gleich hier sein —“

„Wer? der Kaiser —“ fragte sie zusammenzuckend —

„Wer sonst! Erschreckt Dich das?“

„O — nein —“ sagte sie langsam.

„Wen man bedauert, den liebt man —“ fügte er hinzu, sie scharf fixirend.

„Lieben?“ fragte sie mit barscher, höhnischer Stimme, „wann würde ich fertig werden, wenn ich Alle, die ich bemitleide lieben wollte —“

Sie konnte ihren Satz nicht beenden, Stimmengemurmel und der Ruf: „Gebt Raum dem Kaiser!“ erfüllte den Corridor des Hauses und unterbrach sie.

Sejan sprang vom Sessel auf.

„Gehe rasch,“ sagte er nervös, „ich werde Dich rufen — hier —“

Er stürzte an eine Seitenthür und hob zitternd den Vorhang.

Sie blieb völlig ruhig, sah den Aufgeregten

mit spöttischer Verwunderung an und schüttelte, während sie sich durch jene Thür entfernte, verächtlich den Kopf.

Sejan faßte sich sogleich wieder. Das Stimmengemurmel, das Rauschen der Waffen, die Comandorufe versetzten ihn in eine angenehme Erregung — es war ihm momentan, als gälten ihm diese Auszeichnungen, als genösse er schon sie, nach der er strebte — die Herrschermacht mit ihrem bestechenden Prunk.

Er eilte auf den Hausflur und kam gerade noch recht, um den Kaiser vorm Hause zu begrüßen.

Die prächtige Sänfte fiel ihm zuerst in's Auge, rings um dieselbe die noch keuchenden Träger, die sich die Stirn wischten und die Traggurte von den Schultern schoben. Zwei Diener hatten Tiberius unter die Arme gefaßt und hoben den alten Mann, der prüfend den einen Fuß auf die Hand eines Dritten, sich bückenden Sklaven vorstreckte, aus den Purpurpolstern und goldbefranzten Vorhängen der reich ornamentirten Sänfte. Eine Abtheilung Prätorianer, blinkend im Sonnenlicht, den Speer im Arm, schloß wie eine Erzmauer die zudrängende Volksmasse vom

kaiserlichen Zug ab. Kopf an Kopf stand rings das Volk und suchte neugierig durch die Arme oder über die Schultern der Soldaten zu spähen. Als sich der Minister im Portal des Hauses zeigte, durchlief ein Flüstern die Menge, das lebhafter, ehrfurchtsvoller war, als dasjenige, welches sie vorher beim Nahen des Kaisers hatte hören lassen. „Er ist's, seht wie stolz er blickt —" hörte man flüstern.

Der Minister eilte mit unbedecktem Haupt, ein Lächeln freudigster Bestürzung auf den Lippen, die vier Marmorstufen hinab, sich an dem Erstaunen und Bewunderu der Menge weidend. Dann verbeugte er sich und sagte laut, damit es überall vernommen werden konnte mit feuchten Augen und zitternder Stimme: „O Herr — Du weißt nicht wie Du mich beglückst, durch diesen Besuch —"

Tiberius, der nun festen Boden unter den Füßen hatte, suchte offenbar der Straßenscene, die ihm lästig wurde, ein Ende zu machen. Er reichte seinem Minister hastig, aber huldvoll lächelnd die Hand, die dieser an die Lippen führen wollte.

„Im Hause das Weitere," flüsterte der

Cäsar ungeduldig, dem Minister seine Hand entziehend.

Dann wandte er sich, einen unzufriedenen Blick über die Volksmenge werfend, an den Führer des Zugs.

„Kehrt zurück zum Palast," befahl er fast unverständlich dem Hauptmann, „ich sende einen Boten, wenn Ihr mich abholen sollt —"

Kommandorufe erschollen, die Träger schlüpften in die Ledergurte.

Jeden Versuch ihm behülflich sein zu wollen ablehnend, schritt der Kaiser rasch die Stufen empor, gefolgt von einigen seiner Hofgelehrten.

„Herr — eine prachtvolle neue Sänfte," sagte Sejan im Hausgang stehen bleibend und zurücksehend nach dem abziehenden Gefolge. Er wollte mit irgend einer Schmeichelei die Pause ausfüllen, die entstanden war.

„Ja, der Bildhauer Dioscoridos hat den Plan entworfen," entgegnete Tiberius zerstreut und schritt, wie Sejan bemerkte, kraftvoller und sicherer einher, als es sonst seine Art war.

Offenbar wollte er gesund, womöglich jung erscheinen. Er kokettirte sogar ein wenig, freilich sehr unbehülflich mit seiner Frische, schnickte mehr

als sonst mit den Fingern, bewegte sich energischer und blickte lebhafter um sich. Auch sein Anzug war jugendlicher, seine Frisur sorgfältiger.

„Was aber das Volk bei solchen Gelegenheiten stets zu gaffen hat," fuhr der Kaiser mißmuthig fort, „können die Leute nicht grüßen und dann ihrem Handwerk nachgehen? Warum dies schafheerdenartige Zusammenlaufen —"

„Hoher Herr — das Volk dürstet nach dem Anblick seines Herrschers —"

Sejan biß sich als, ihm diese plumpe Phrase entschlüpft, auf die Lippen.

„Ja, ja," lachte der Kaiser verächtlich, „wenn ich ein Elefant wäre, würden sie noch inniger dürsten —" und Sejan, der seinen Fehler wieder gut machen wollte, setzte in dies verächtliche Lachen einstimmend hinzu: „Wenn Du ein paar Denare unter sie geworfen, hättest Du sie zu begeisterten Kundgebungen veranlaßt —"

Tiberius schüttelte ernst den Kopf, als wies er sich selbst zurecht.

„Ich suche das Volk emporzuziehen," sagte er, nicht zu erniedrigen — mich schmerzt es jedesmal, „wenn ich bemerke, wie wenig Selbstgefühl die Menge hat —"

Dann richtete er sich, während Sejan verlegen dreinschaute, mit jugendlicher Elasticität empor und betrachtete seines Ministers Hauseinrichtung, erst die Ornamentik des Corridors, dann die einzelnen Gemächer.

„Was sagt Theodorus zu Sejans Geschmack?" wendete sich der Monarch lächelnd zu dem Gelehrten, als sie im Arbeitsgemach angekommen waren.

Er deutete dabei auf einige kostbare Tische und Statuen, die dem kleinen aber behaglichen Raum Würde und künstlerische Weihe verliehen.

Der Gelehrte meinte, es sei nicht schwer Geschmack zu entwickeln, wenn man vom Kaiser so huldvoll mit Gehalt und Geschenken bedacht werde.

„Du irrst mein Lieber," sagte Tiberus auf einmal sehr gut gelaunt, „ich spare für den Staat, an mir selbst und an meinem Minister vor allen Dingen — Sejan's Gehalt ist nicht groß und —" bei diesen Worten klopfte er dem Günstling wohlwollend auf die Schulter: „es ist nicht der geringste Dank, den ich ihm dafür zolle, daß er so wenig Ansprüche an meine Kasse macht —"

Sejan entgegnete lächelnd: „Ja, es ist wahr,

mein Gebieter schenkt dafür dem Volk bei Feuersbrünsten und Wasserschäden desto größere Summen, und doch bin ich ihm für das Wenige, das ich erhalte, dankbarer, als jene für das Viele —"

„Ach ja," sagte Tiberius seufzend, „Dankbarkeit vom Volk — Wärme von der Schlange —"

Dann wandte er sich wieder zu Theodorus.

„Es scheint, Du prüfst Sejans Ministermappen?"

Der Gelehrte, der näher an den Tisch herangetreten war, mehrere Schriftstücke und Bücher mit seiner spitzen Nase beschnüffelt hatte, meinte ein wenig spöttisch: „Hiervon verstände er nichts —" und warf dann ein Werk über die Befestigung der Städte, das er in der Hand hielt, verächtlich bei Seite.

Der Kaiser bemerkte die Unzufriedenheit des Gelehrten, die ihn zu amüsiren schien, denn er fuhr, wie um den Hochmüthigen zu ärgern, fort: „Ja, ja, das ist ein altes Räthsel — Sejan erledigt die massenhaften, kaum von drei Leuten zu bewältigenden Regierungsgeschäfte und hat dabei immer noch Zeit für seine Freunde — er ist immer fertig, wenn Andere anfangen, und fängt an, wenn Andere bereits fertig an Geist und Körperkraft zusammenbrechen —"

Sejan lehnte bescheiden dies Lob ab.

„Ich führe nun einmal einen raschen Griffel,“ meinte er leichthin.

„Theodorus scheint mit meinem Lob nicht einverstanden,“ wendete sich der Kaiser boshaft schmunzelnd an den sich zornig räuspernden Gelehrten, der nun die Falten seiner Toga glatt strich.

„Nicht ganz Gebieter,“ sagte der gallige Mann der Wissenschaft, indem er gelb im runzeligen Gesicht ward, „es gehört schwerlich viel Genie dazu, dergleichen Geschäfte zu erledigen — das ist nur die Sache eines praktischen Verstandes —“

„So? glaubst Du?“ fragte der Kaiser und wandte sich an Sejan: „Was sagst Du hierzu?“

„Er sagte selbst, er verstehe nichts davon,“ meinte Sejan, nicht im Geringsten beleidigt.

Nun mischte sich der sich im Gefolge befindliche Pomponius Sekundus, der Lieblingspoet Tiberius' ins Gespräch. Mit einem feinen, für den Gelehrten um Entschuldigung bittenden Lächeln auf den Lippen, trat er bescheiden an Tiberius heran.

„Theodorus gehört zu jenen Gelehrten,“ sagte er leise, „welche die Staatsmänner, Dichter, Künstler, und Feldherrn erst dann schätzen, wenn dieselben

bereits zwanzig Jahre todt sind — dergleichen Forscher gleichen den Würmern, für die erst die Leiche Werth erhält — an den Lebenden haben sie nur Augen für die Fehler — sie sehen gewissermaßen an Achilles immer nur die Ferse —"

Der Kaiser, dem es stets Freude bereitete, wenn er seine Gelehrten aufeinander hetzen konnte, lächelte zufrieden.

„Da hast Du's," sagte er zu dem ärgerlich die Stirn runzelnden Redner. Dann brach er ab und wehrte mit der Hand dem Theodorus, der in Wuth gerathen, heftig entgegnen wollte.

„Verzeiht! ich habe im Augenblick noch eine Regierungsangelegenheit mit Sejan zu besprechen," fuhr er in ernsterem Tone weiter fort, „ich bitte euch daher meine Freunde, zieht euch für wenige Minuten zurück. Später setzen wir dies interessante Gespräch fort — —"

Sejan stand regungslos; die Uebrigen rafften die knisternden Falten ihrer Togen zusammen und wollten sich entfernen.

Da glitt durch Tiberius' sonst so ernstes Gesicht ein fast übermüthiger Zug, der gleich wieder verschwand.

„Ach! wartet," rief er, mit einem sonderbar

sarkastischen Blick auf Sejan: „Einstweilen — damit Du, mein Theodorus, so lange ich abwesend, einen Gegenstand zum tieferen Nachdenken hast, bitte, besinne Dich doch darüber, welcher Dichter folgenden Vers verfaßt hat: „Das Lebende allein hat Werth dem Lebenden.“

Ich habe mich gestern vergeblich auf den Verfasser besonnen — er muß bereits zu den halb verschollenen gehören —“

Der Kaiser grüßte freundlich die sich Entfernenden, die sich tief verbeugten, und wandte sich dann mit dem Blick behaglichen Einverständnisses an Sejan.

„Ich bin begierig, was mir der Bücherwurm zur Antwort geben wird,“ meinte er die Augenlider zusammenkneifend, „merkst Du?“ fügte er mit gutmüthig-listigem Lächeln hinzu, während man die Stimmen der Weggehenden in der Ferne noch vernahm.

„Dieser Vers,“ sagte Sejan lächelnd, „steht wohl in keinem Buch, Du scheinst mir ihn soeben improvisirt zu haben, Herr? Und beim Zeus ich bewundere Dein Talent — der Vers ist nicht schlecht —“

Der Kaiser lachte in seiner leisen Art,

die zwischen Ernst und Scherz geistreich die Mitte suchte.

„Mir scheint, Du seist ein bessrer Aesthetiker als jener Wissensfürst,“ erwiederte er. „Sahst Du, wie er nachdenksam die Brauen runzelte?“ . . .

„Als wühle er bereits wurmhaft in der Leiche jenes alten Dichters,“ schloß der Angeredete lächelnd den Satz.

Hierauf entstand eine Pause. Der, Freunden gegenüber so feinfühlige Tiberius gerieth offenbar in Verlegenheit, was ihm, diesem Weltherrscher, der sich rücksichtslos alles hätte erlauben dürfen, diesem überlegenen Geist, einen gewissen kindlich erhabenen Zug verlieh. Die düstere edle Stirn niederbeugend, hatte er einen Augenblick in Gedanken verloren dagestanden, als suche er nach Worten.

Sejan, der ahnte, was dieses Stillschweigen zu bedeuten hatte, schob ihm erregt einen Sessel herbei und beschloß, dem schwerfällig mit sich selbst Kämpfenden, den Anfang des Zwiegesprächs zu erleichtern. Sejan räusperte sich, rückte an mehreren Möbeln und suchte vorsichtig nach einem geistigen Anhaltspunkt, da ihm in gewissem Sinn sein Unternehmen doch bedenklich vorkam. Endlich,

als der Kaiser zerstreut nach ihm hin sah, trat er bescheiden, fast unterwürfig und wie um Verzeihung bittend, näher.

„Herr, begann er leise, wie beschämt, „ich glaube, ich habe Dir noch ein Räthsel zu lösen —“

Er hielt graziös die Hand vor den Mund und hüstelte beklommen.

Der Kaiser fuhr empor, erröthete ein wenig und sah von unten nach oben, so daß seine Pupille unter dem Oberlid fast verschwand, dem Günstling in's Gesicht. Doch dieser eben noch mißtrauisch-prüfende Blick klärte sich auf, als er die durchaus offenen Augen des Ministers mit dem demüthigen und zugleich schelmischen Ausdruck auf sich gerichtet sah. Er drehte sich um und ließ sich in dem Sessel nieder.

„Wie? von was sprichst Du?“ fragte er mit schlecht gespielter Verwunderung — „Räthsel?“

„Ich“ — sagte Sejan, ohne auf diese Verwunderung zu achten, „ich fühle mich schuldig Herr — ich bereue, daß ich im Eifer, Dich zu zerstreuen, zu erheitern, zu weit ging —“

„Ach —?“ stieß der Kaiser hervor, als besänne er sich.

„Ich flehe Dich an, Herr,“ fuhr Sejan fort,

„betrachte die Comödie, die ich in Scene setzte, als einen plumpen Scherz — und —“ er hielt einen Augenblick inne, „lassen wir die Sache auf sich beruhen —“ setzte er dann mit herzlich um Entschuldigung bittendem Ton hinzu.

Der Kaiser, in den Sessel zurückgelehnt, sah den Sprecher an, mit seinen großen, wie Spiegel leuchtenden Adleraugen, vor denen ein Weltreich zitterte, die dazu geschaffen schienen, erzstarrende Legionen im Zaum zu halten oder über den Räthseln des Daseins zu brüten.

„Ach . . . Du meinst . . . ja, ja! Gewiß! Ich erinnere mich! jene Germanin?“ murmelte er, ein wenig erhitzt im Gesicht.

Er regte sich nicht und drückte die beiden Hände erwartungsvoll auf die Löwenköpfe, in welche die Sessellehnen ausliefen.

„Ich dachte Dir eine Freude zu bereiten Herr,“ warf der Minister leicht hin, als handle es sich um ganz Unwichtiges, Nebensächliches, „ich glaubte das kindliche Geplauder des Mädchens dürfte Dir nach Deinen anstrengenden Regierungsgeschäften zuweilen eine Erholung bieten — denn sie ist klug, diese Germanin — ja — lächle nur Herr — sie philosophirt sogar manchmal —“

er brach ab, strich leicht mit der Hand durch die Luft und fuhr fort, als rede er mit sich selbst: „nun sehe ich aber ein, daß ich da eine Dummheit begangen — bitte — sprechen wir von angenehmeren Dingen —!"

Der Kaiser hatte allmählich Zeit gefunden seines Schamgefühls Herr zu werden, welches ihn beschlichen, da er sich, in seinem Alter, als Liebhaber eines jungen Mädchens dachte. Er ärgerte sich jetzt über das jugendliche Benehmen, das er vorhin zur Schau getragen und verwünschte seine heute etwas kostbarere Kleidung, den Lorbeerkranz, den er sich hatte flechten lassen.

Sejans Worte klangen so ehrlich, er nahm die ganze Angelegenheit so offenbar von der scherzhaften Seite, wandte sich jetzt so höflich zu Tiberius, daß derselbe nicht wagte, irgend ein Mißtrauen merken zu lassen. Er begnügte sich mit dem Kopf zu nicken, denn er mußte erst diese ihm in gewissem Sinn knebelnde, überrumpelnde Liebenswürdigkeit seines Ministers abschütteln. Diesen jedoch vermochte selbst die starre Ruhe seines Herrn nicht aus dem Sattel zu werfen. Er beherrschte sich vollkommen, jeden Athemzug, jede Miene! Jede Bewegung seiner

Hände verkündete Sicherheit. Das Gewinnende seines Lächelns, seines Mienenspiels feierte Triumphe und nicht ohne Grund nahm er, während er sprach, zuweilen eine gewisse biederbe Ungezwungenheit des Benehmens an. Er ging wirklich, indem er in den Papieren seines Schreibtischs wühlte, auf andere Gegenstände über, natürlich nur, um jeden Verdacht von sich abzulenken und des Kaisers Empfindungen betreffs der Germanin sorgfältiger prüfen zu können. Er redete über den Fortschritt der neuen Dämme am Tiber, stattete Bericht ab über einige Versetzungen und Beförderungen im Heer, über den muthmaßlichen Ausfall der Ernte und dies allerdings mit der sachkundigen Bestimmtheit eines Mannes, der weiß, daß er unentbehrlich ist.

Der Kaiser, der zerstreut zugehört, sah dem Vortragenden immer noch lebhaft ins Gesicht Er beabsichtigte jetzt denselben mittelst einer unerwarteten Frage auf die Probe zu stellen.

„Höre mein Lieber," unterbrach er ihn ganz unvermittelt, mit feinem sarkastischem Lächeln um die müden Lippen, „wenn Du mir nicht ein langerprobter Freund wärest — weißt Du, was ich dann jetzt thun würde?"

Sejan, der indessen alle Umstände wohl erwogen und sich vorgesehen hatte, fragte bescheiden höflich: „Und was, mein Gebieter?“

„Ich würde Dich ohne Verhör in die mamertinischen Gefängnisse werfen lassen —“ fuhr der Herrscher ruhig fort und beobachtete den Eindruck seiner Worte.

Vom Atrium herüber vernahm man während der jetzt entstehenden Pause die Stimme des Theodorus, die scharf und kampflustig erschallte.

Ohne zu zittern, aber auch ohne Stolz oder Groll, sondern in liebenswürdigem Ton, fragte der gewandte Günstling, sich von seinem Tisch abwendend: „Wegen jener Germanin, Herr?“

„Wegen dieser!“ bestätigte Tiberius.

Sejan besann sich, indem er ein Schriftstück in der Hand haltend, unter sich sah.

„Und ich glaube, Du thätest Recht hieran,“ sagte er dann ernst, „ich würde, wenn ich Du wäre, ebenso gehandelt haben —“

„So?“ meinte Tiberius, „Warum?“

„Warum?“ lächelte Sejan, „ei, das ist klar! Ich würde, wenn ich Deinen ewigen Argwohn im Busen trüge, den Minister gestraft haben, der mich — Zeus weiß aus welchen Gründen! so

plump, so durchaus dumm an ein Weib zu fesseln suchte, ... Einen solch' undiplomatischen Staatsmann, der es so schlecht verstünde, mich zu hintergehen, dem würde ich fürder nicht mehr trauen."

Der Kaiser mußte lächeln. Er konnte nicht leugnen, daß er mit dieser Antwort zufrieden war; sie klang ehrlich genug. Sejan würde gewiß, wenn er Gefährliches im Hintergrund verbarg, seine Netze feiner gestellt haben.

„Du hast Recht," sagte der Cäsar ruhig, „den Tiberius besticht man nicht so leicht mit Tand, um ihm ernsthafte Geschäfte ungenießbar zu machen."

„Ueberdies," warf Sejan dazwischen, „geht die Kunde, Tiberius sei ein Weiberfeind —"

„So ist's —" lächelte der Kaiser.

„Und dann Herr," fuhr Sejan treuherzig lachend fort, „glaubst Du wirklich, ich habe Dein Alter so wenig in Berücksichtigung gezogen?"

„Freilich, mein Alter," entgegnete der Kaiser ein wenig verstimmt. „Nein, ich that Unrecht Dir zu mißtrauen — Amor verschwendet seine Pfeile an mir umsonst — Uebrigens —" setzte er sinnend hinzu — „das Mädchen gefällt mir —"

Sejan verbarg seine Freude, die ihm dies Geständniß erregte.

„Jedenfalls ist sie ein sonderbares Geschöpf, deren Unterhaltung, ihrer Rauhheit wegen, zuweilen einen gewissen Reiz hat —“ meinte er mit kühler Betonung, das Schriftstück durchblätternd, das er in Händen hielt.

„Und das ist der Grund, warum Du sie mir vorführtest?“ fragte der Kaiser zerstreut.

„Hem!“ hustete Sejan, „darf ich Dir offen meine Gründe auseinandersetzen Herr?“

„Sprich —“

Sejan besann sich einen Augenblick.

„Ich fühlte schon lange,“ begann er dann, seine Stimme zu einem wehmüthigen Zittern dämpfend, „daß Du Dich in Deinem Alter verlassen, vereinsamt fühlst. Du mißtraust und das mit Recht, einer Welt, die Dich nicht versteht, die nur Vortheil aus Dir ziehen möchte, die stets verlangt und nie giebt. Mir allein traust Du, und mein ganzes Dasein hindurch war ich bestrebt mich dieses Vertrauens würdig zu erweisen, ja, ich darf mit Stolz sagen: ich war Dein Freund, Dein Tröster, Pfleger, einmal sogar Dein Retter. Trotzdem bist Du nicht glücklich, trotzdem fehlt

Dir Behaglichkeit, Ruhe. Ich fühle es leider mit Schmerz, ich kann Dich nicht so pflegen, trösten wie es nöthig wäre, wie dies nur ein Wesen weiblichen Geschlechts fertig brächte. Deine Kolikanfälle, Deine übrigen Leiden — verzeihe, daß ich dies hier erwähne — kurz — wie soll ich's anfangen, stets um Dich zu sein, Dir behüflich zu sein! Herr Du bedarfst eines Wesens, das Dir jeder Zeit mit Treue und Liebe anhängt, das fäh'g ist, Dein kostbares Leben in jedem Augenblick zu behüten und es dadurch zu verlängern —"

Der Kaiser, der mit zurückgedämmten Empfindungen zugehört, unterbrach ihn.

„Und dies Wesen glaubst Du in jener Germanin gefunden zu haben?" fragte er, von der aufrichtigen Sorglichkeit, die aus den Worten seines ersten Dieners zitterte, gerührt.

„Ganz gewiß Herr," versicherte dieser schnell, „das Mädchen ist fähig, sich für den, welchen es achtet, zu opfern — sie ist eine hohe, große Natur — kühn wie der Eichenwald, dem sie entstammt — wenn Du Dir ihre Treue erringen kannst, hat Deine Krone einen neuen Edelstein von unschätzbarem Werth erhalten —"

Der Kaiser, der einige Augenblicke starr vor

sich nieder gesonnen, stand auf, schritt auf seinen Minister zu, sah ihm mit mild-ernstem Blick in die Augen und schloß ihn dann mit väterlicher Inbrunst in die Arme. Er küßte ihn, wie dies damals häufige Sitte war, auf die Wange. Dann löste er seine Arme, trat zurück und faßte seines Günstlings Hand.

„Verzeihe, ich that Dir Unrecht,“ sagte er, sich beherrschend, mit weicher Stimme, „ich vergaß, woran Du mich erinnerst, daß Du mir einst das Leben gerettet — und ich ließ mich wieder einmal verleiten, meine menschenfeindliche Stimmung zu sehr zu verallgemeinern —“

Sejan war von diesem Gefühlsausbruch seines sonst so zurückhaltenden Herrn einen Augenblick so tief bewegt, daß er erbleichend, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zu Boden sah. Des Kaisers arglose Liebe traf ihn, wie ein Schlag in's Gesicht. Seine ehrgeizigen Pläne stachen ihn wie Skorpione, er verfluchte sie und in ihm flüsterte es dringend: „Laß Dir genügen, an dem, was Du erreicht — fort mit dieser entsetzlichen Last — die Dich in den Abgrund reißt — seine Liebe ist mehr werth, als das Diadem —“ Unwillkürlich entzog er seine Hand, derjenigen

des Kaisers, wendete sich mit traurig-müdem Gesichtsausdruck ab und als der Kaiser ihm vertraulich auf die Schulter klopfte, ward es ihm so weh und elend um's Herz, daß er rasch nach einer Ablenkung suchte.

„Höre nur, wie die sich zanken!“ sagte er, nach der Thüre gehend, von welcher her man die Stimme des Theodorus erschallen hörte. Dann kam er wieder näher. „Sie streiten über Deinen Vers,“ sagte er, ein Lächeln erzwingend und um sich über seine Schwächeanwandlung hinwegzuhelfen, erzählte er dem sinnend mit einem Schreibgriffel spielenden Kaiser, daß er das Mädchen auf seinem germanischen Feldzug in der Nähe von Köln aus den Händen zweier Soldaten befreit, die sich um dieselbe stritten. Da sie ihm ihres ungekünstelten Wesens halber gefallen, habe er sie mit nach Rom genommen, in seinem Hause erziehen lassen, so daß sie jetzt ihre Muttersprache fast verlernte, überhaupt in ihren äußeren Sitten ganz zur Römerin geworden sei. Nur ihre innere Gesinnungsweise sei unrömisch. Ihre Eltern seien bei der Eroberung des Heimathsdorfes gefallen.

„Ich habe es nicht bereut,“ schloß er, „daß ich sie wie eine Freie erziehen ließ. Sie beweist

sich dankbar und hat mich während meiner vorjährigen Krankheit mit unermüdlicher Geduld gepflegt. Es läßt sich nicht schildern, welch wunderbare Krankenpflegerin sie ist — Du hörst sie gar nicht — sie umschwebt Dich wie ein Geist — die Römerinnen sind Nilpferde, mit dieser Zartheit verglichen . . .“

Der Kaiser hatte indeß seine rasche Herzlichkeit bereut. Einmal lag es überhaupt in seiner Art, nach derartigen menschlichen Regungen in eine desto größere Zurückhaltung, ja Schroffheit, zu verfallen, als erkenne er, daß er Mysterien, vor profanen Ohren entweiht.

Dann aber gefiel ihm in Sejans Worten plötzlich der häufige Hinweis auf sein Alter, seine zunehmende Kränklichkeit nicht. Warum mir dies vorhalten? überlegte er. Ist das reine Herzensgüte? Bin ich wirklich so sehr der Pflege bedürftig? Geht es so schnell mit mir zu Ende? Ich fühle mich doch noch leidlich wohl!

Indessen beherrschte er seine Züge, denen er ihre frühere huldvolle Freundlichkeit zu bewahren suchte und nahm sich vor, jetzt seinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, um des Ministers wahre Absicht zu durchschauen. Es fiel ihm dabei ein,

daß er vor einiger Zeit sich über allzugroße Arbeitslast beklagt und den Wunsch ausgesprochen hatte, sich zurückzuziehen. Es war ihm damals aufgefallen, wie lebhaft ihm Sejan zustimmte, wie er ihm alle Vortheile eines solchen von Rom entfernten Lebens ausmalte. Der Minister begeisterte sich für diese weltentrückte Idylle eines Weltherrschers und brachte sogar bereits einen Ort — die Insel Kapreä — in Vorschlag. Der Kaiser hatte sich im Laufe des Gesprächs den Lorbeerkranz vom Haupt genommen, dessen er sich, da so häufig sein Alter, seine Kränklichkeit erwähnt wurde, zu schämen begann. Er zerpflückte jetzt dessen einzelne Blätter, die er auf den Tisch streute, wobei er seiner freudlosen Jugend gedachte. „Sieh, so zerpflückte mir die Hand des Schicksals mein Glück," sagte er, die Blätter mit dem Gewand auf den Fußboden streichend. „Ich möchte das Mädchen sprechen," fuhr er zögernd fort und als der Minister in allzu hastiger Freude nach der Thüre eilte, um dasselbe rufen zu lassen, gefiel auch dieser Diensteifer dem Kaiser nicht; rasch setzte er hinzu: „Gieb mir Deinen Arm — wir Beide ergehen uns einstweilen in Deinem Garten" — und hiermit schob er seinen Arm unter den seines Günst-

lings, ohne ihm Zeit zu lassen, die Germanin zu benachrichtigen.

Sejan schien anfangs ein wenig betreten, er ahnte, daß ihm sein Gebieter immer noch nicht völlig traute und schwieg daher. Der Kaiser indeß, als er am Arm seines Ministers durch den Hausflur dem Garten zuschritt, lächelte so gnädig wie möglich.

„Wirklich — schön aber einfach ist Deine Einrichtung," lobte er mehrmals, absichtlich mehrere kostbare Vasen übersehend, die zwischen Säulen aufgestellt waren. Nur einmal betastete er einen assyrischen Thürvorhang, der mit Gold reich bestickt war und meinte: „Hm! ich pflege meine Thüren einfacher zu schließen" —

„Ein Geschenk der Stadt Rom," entschuldigte sich Sejan.

„Ich würde es als zu kostbar zurückgewiesen haben," warf Tiberius mit leisem Tadel ein. An solchen Bemerkungen fühlte Sejan, daß sein Herr plötzlich übler Laune geworden war.

Die Beiden mußten an der Schaar der Höflinge, die im Peristyl warteten, vorüberschreiten. Schon von Weitem vernahm man das Echo zankender Stimmen, was den Kaiser veranlaßte, einen

Augenblick lauschend stehen zu bleiben und seinem Begleiter lächelnd einen Wink zu geben. Von Weitem sah man die weißen Togen der sich Streitenden wie Nebelballen zwischen den Säulen hin und her huschen, bald verschwinden, bald wieder auftauchen.

„Und ich sage Dir,“ hörte man die rechthaberische Stimme des Theodorus, „diese Verse sind von einem alten griechischen Dichter — wer das nicht am Bau und Ausdruck sieht, ist einfach ein Dummkopf —“

„Diese Verse haben gar keinen Sinn,“ behauptete eine andere Stimme.

„Was?“ ereiferte sich der Grammatiker, der nun hinter einer Säule hervortrat, „das kann nur Einer sagen, der selbst keinen Sinn hat — ich höre es am Tonfall — die Verse sind einem Trauerspiel entnommen — vielleicht einer Medea —“

„Geht doch,“ erwiderte Pomponius Sekundus, „was zankt ihr euch — der Kaiser hat uns foppen wollen -- er hat die Verse selbst verfertigt —“

Gelächter, Widerspruch, Hohn erschallte von allen Seiten, die weißen Nebel der Togen schienen sich um einen Mittelpunkt, den armen Sekundus

zu verdichten. Tiberius hatte mit spöttischem Lächeln den sich ereifernden Gelehrten zugesehen.

„Stören wir sie nicht in ihren tiefsinnigen Betrachtungen,“ sagte er, „und gehen wir abseits —“

Dann schritt er dem Ausgang des Corridors zu. Dort angekommen, blieb er im Säulenportal stehen, die Hand vor die Augen haltend, da ihn nach der kühlen Dämmerung der Wohnräume das grelle Licht, das über dem Garten flimmerte, blendete. Der Garten zog sich auf dem Rücken des quirinalischen Hügels entlang. Seitwärts gewandt, überblickte man die in einen violetten Duft, wie in ein wollüstig-prächtiges Meer versunknen Paläste, Tempel und Dächer Roms. Murrend, wie ein fernes Gewitter, hallte der Straßenlärm herüber, der vom Hasten, Drängen, Arbeiten und Genießen einer Welt erzählte. Den Kaiser erfüllte der Anblick seiner Stadt mit Schwermuth. Um diese zu verscheuchen, wandte er sich an Sejan.

„Was glänzt dort vom Felde im Norden herüber?“ fragte er.

„Das sind die Zelte des Prätorianerlagers,“ beeilte sich dieser mitzutheilen.

„Ah so,“ lachte der Cäsar, „jetzt sehe ich auch

Helme und Lanzen in der Sonne blitzen — gut! gut! man muß den Kindern die Zuchtruthe stets offen am Spiegel zeigen —“ Sejan, der immer noch über des Kaisers schlechte Laune nachdachte, schritt nun an der Seite seines Herrn in den Garten hinaus. Ihm erregte der Anblick Roms keine Schwermuth, sondern eine brennende Sehnsucht, diese tosende, genußsüchtige, hungrige, lasterhafte Welt, die sich da unter dem violetten Duftschleier in den engen Gassen wälzte, mit den Armen der Macht umspannen zu können. Dabei empfand er freilich, daß ihn der Besitz dieser Welt keineswegs glücklicher machen würde. Aber seinem Geist war nun einmal dies Ringen nach Herrschaft angeboren, wie dem Kinde der Spieltrieb, wie dem Weib das Bedürfniß nach Liebe. Und während das Wagengerassel, das Treiben der Straßen ihn wie eine ferne träumerische Musik berauschte, sprach eine zuversichtliche Stimme in ihm: dies Alles wird einst dir gehören, dort das waffenblitzende Lager ist die aufgehobene Faust, die balde schon zugreifen wird.

Beide wandelten schweigend durch die Myrthenbüsche des Gartens. Der Kaiser hielt seiner Gewohnheit gemäß die Arme auf dem Rücken ge-

kreuzt, während er den mächtigen Kopf mit der löwenartigen Stirn auf die Brust neigte und die Falten seiner Toga ihm unordentlich am Boden nachschleiften. Mehrmals verlor er die Toga, die an den Hecken hängen blieb, so daß der Günstling sie ihm schließlich abnahm, um sie zu tragen. Sejan ging stets bei Biegungen des Kiesweges ein wenig langsamer, um seinem Gebieter den Vortritt zu lassen, zuweilen auch räumte er demselben hastig kleine Aeste, die im Weg lagen, mit dem Fuß bei Seite, oder befestigte widerspenstige in der Luft schaukelnde Rebenranken an die kleinen Säulen. Als ihm eine solche Ranke einmal aus der Hand glitt und im Zurückschlagen des Kaisers Wange traf, war er untröstlich, während der Kaiser lächelnd fragte: ob er denn ein Verbrechen begangen, da er ihn geißle — — Sejan stutzte bei dem Wort: „Verbrechen,“ da es ihn an seine Absichten erinnerte, doch da er im Gesicht des Kaisers nur ein gnädiges Lächeln entdecken konnte, athmete er auf. Die finstere Laune seines Gebieters schien bereits wieder einer heiteren Platz gemacht zu haben — freilich konnte man nie wissen, wie bald sich die Sonne wieder umwölkte. Plötzlich blieb Sejan stehen und legte

seine eine Hand auf seines hohen Begleiters Arm, während er mit der andern Hand geradeaus in die Gebüsche deutete, welche Beide verdeckten. Dort bemerkte man, umgeben von einem Pinienhain, eine kleine künstliche Felsengrotte, die ihren zerborstenen schwarzen Rachen mit den wie Zähne herabhängenden Steinzacken gähnend aufriß, als wolle sie den spiegelblanken Teich verschlingen, der zu ihren Füßen gelagert, es wagte, ihre epheuumarmte Finsterniß in seiner Tiefe täuschend nachzuahmen. Der Teich in seiner regungslosen Metallglätte sah gar nicht aus wie ein Teich, es schien, als blicke man durch ihn, wie durch einen Zauberspiegel, ins geheimnißvolle Grundlose des Himmels.

„Wer steht dort?“ flüsterte Tiberius sich vorbeugend, obwohl er sich die Frage bereits selbst beantwortet.

„Sie — die Germanin,“ gab der Günstling zurück und dies Wort erweckte in dem Weltherrscher plötzlich ein sonderbares Schamgefühl. Er mußte an sich halten, um nicht zu erröthen, er bemerkte mit peinlichem Befremden, wie sein nicht mehr jugendliches Herz rascher schlug und er fuhr sich unwillkürlich nach dem Pflaster, das ihm auf

der Wange eine seiner gewöhnlichen Hitzblüthen verbarg.

Dicht am linken Ufer des Teiches erglänzte eine von niedriger Säule emporgehobene Marmorbüste des Tiberius, wie sie damals massenhaft in Rom angefertigt wurden. Des Kaisers zu dem Teich hinab geneigtes ernstes, weißes Marmorantlitz, war von einem vergilbten Lorbeerkranz umschattet, der wohl schon seit Wochen auf diesen Steinschläfen welkte. Vor dieser Büste, sie fast überragend, stand Thusnelda in Betrachtung verloren. Der Saum ihres langen Gewandes berührte, über das Ufergras herabfallend, den Saum der Wasserfläche, so daß sie sammt der Büste im Teich noch einmal zu sehen war, nur in etwas dunklere Farben getaucht. Diese beiden Bilder, die aufeinandergestellt sich auf der Silberglätte des Weihers berührten, schienen frei in der Luft zu schweben und boten, vom tiefem Himmelsblau umschlossen, einen wundersamen Anblick. Thusnelda hielt in der lose am Gewand herabhängenden Hand einen eben erst gewundenen Lorbeerkranz, dessen grüne Fülle sich zackig von den Gewandfalten abzeichnete. Jetzt hob sie den Kranz langsam, als wolle sie ihn mit dem verwelkten, den die Statue trug, ver-

tauschen. Die weichen edeln Formen ihres Armes hielten die duftige Schwere des Kranzes frei in die Luft, über das Haupt des Cäsar — so stand sie wie eine Viktoria. Der Ausdruck ihres herbfrischen Germanengesichts war hierbei jedoch kein freundlicher, eher ein verschlossen-düsterer; ihre Mienen hatten sogar — wie in Folge des langen Betrachtens — eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des kaiserlichen Steinbildes. Der Kaiser wandte sich mit gerunzelter Stirn zu Sejan, den er einige Zeit fixirte.

„Sie weiß wohl, daß wir sie belauschen?“ flüsterte er mit ironischer Betonung.

Sejan blickte ihn verwundert an.

„Ich schwöre Dir, daß ich selbst nicht weiß, wie sie hier her kommt,“ stammelte er.

„Geh mir doch — das ist eine lumpige, vorher einstudirte Komödie,“ zischelte der Herrscher verächtlich, sah seinem Minister grimmig ins Gesicht und wollte sich abwenden . . . „Glaubst Du, ich durchschaue dies Spiel nicht —“ lispelte er im Weggehen.

Als er beim Umwenden bemerkte, wie das Mädchen den frischen Lorbeerkranz, statt ihn auf's Haupt des Steinbildes zu setzen, von sich weg in

den Teich schleuderte, blieb er stehen. Sollte dies auch Komödie sein? Das Mädchen war, nachdem sie den Kranz weg geworfen, langsam, wie ermüdet, der Grotte zu geschritten. Tiberius besann sich einen Augenblick, indem er finster auf den bestürzten Minister schielte. Dann gab er diesem mit den Augenbrauen einen Wink, der in seiner drohenden Strenge an's Beleidigende grenzte und schlüpfte darauf vorsichtig durch die Myrthenbüsche. In wenigen Sekunden stand er am Eingang der Felsenhöhle, dicht hinter dem Mädchen, das ihm, den Rücken zukehrend, eben vom Dunkel der Grotte umblaut wurde. Er mußte über seine Athemlosigkeit, seine Hast, mit der er sich durch die Büsche gewunden, lächeln.

„Du benimmst Dich wie ein zwanzigjähriger Pantomime,“ wies er sich zurecht, als ihm der Schweiß prikelnd auf die Stirne trat und ihm der weich im weißen Gewand verlaufende Nacken des Mädchens ins Auge fiel.

Dieser Nacken, von goldrothen Härchen wie von kleinen wilden Flammen umkräuselt, schimmerte aus der violetten Nacht der Grotte perlmutterartig hervor, in schattenhafter Plastik.

In Tiberius erwachte mit einemal die Erinne-

rung an seine innig geliebte Gattin Agrippina, die er auf Befehl des Augustus hatte verstoßen müssen. Die alten Wunden jener trennungsschaurigen Zeit brannten in ihm auf und dieselbe Sehnsucht, die ihn jedesmal berauscht, sobald er seiner Gattin auf der Straße begegnet, überrieselte jetzt seine Nerven. Mit sarkastischem Ingrimm suchte er diese seinem Alter unziemliche Weichlichkeit zu unterdrücken. Er wollte ja, indem er die Germanin überraschte, an der Art ihres erschrocknen Gesichtsausdrucks prüfen, ob man ihn zu betrügen wagte, ob sie von seinem Hiersein eine Ahnung besaß. Daher gemahnte er sich daran, daß er hier „Herr“ sei, über Leben und Tod Aller, daß er einen Betrug, wie den wahrscheinlich vorliegenden nicht ungestraft dürfe hingehen lassen — nicht allein seinetwegen, das Wohl des Staats verlangte es, daß er auch in kleinlichen Nebendingen auf Gewissenhaftigkeit drang. Das Mädchen bückte sich eben, um einen am Boden glänzenden Stein aufzuheben.

„Was suchst Du hier?“ unterbrach er rauh die Stille der Grotte. Der befehlende Ton, den die Felsenhöhlung dumpf, als käme er aus dem Schallrohr einer Tuba, zurückwarf, durchzuckte

wie ein Beilhieb die runden Schultern des Mädchens. Sie fuhr hastig um, ballte die eine Faust und reckte sich, wie zum Kampf bereit, hoch empor. Tiberius bohrte den scharfen Strahl seines Herrscherauges in dasjenige des Mädchens. Er gewahrte indeß nur einen momentanen physischen Schrecken in ihrem Gesicht, der sich mehr zum Unwillen neigte und der ihr die Lippen wie drohend verzog. Mit der einen Hand war sie sich nach der Herzgegend gefahren, ließ jedoch diese Hand gleich wieder sinken und stand jetzt, zitternd beide Fäuste ballend, als wolle sie sich zur Wehr setzen.

„Warum mich erschrecken?" stammelte sie in trotziger Angst erbebend, sich noch höher aufrichtend.

„Du bemerktest mich doch hier in der Nähe?" herrschte ihr der Kaiser zu.

Gleich hierauf, als er in ihr von scheuer Wildheit strotzendes Auge blickte, bereute er den befehlenden Ton seiner Worte. Dieser ungebändigte Blick, der mit drohender Entschlossenheit auf ihn gerichtet blieb, flößte dem Kaiser Ehrfurcht ein, ja — einen Moment hindurch hielt er den Athem an und überlegte, ob es ihm seine Würde er-

laube, sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen.

„Ich werde antworten," murmelte sie zusammenschauernd, „aber erst wenn —" Die Stimme wollte ihr nicht über die aufeinanderschlagenden Zähne, sie rang nach Athem und wollte hinzusetzen: „erst wenn Du vom Eingang der Grotte zurücktrittst" . . .

Plötzlich stürzte sie, wie, als wolle sie sich selbst Muth einflößen, mit starken, in ihrer Aufregung fast unweiblich großen Schritten auf den Kaiser zu. Dieser wich bestürzt einen Schritt zur Seite und sie, ihn mit dem rauschenden Gewand streifend, schoß an ihm vorüber, aus der Dämmerung der Grotte ins Tageslicht. Hier athmete sie, von der Grotte ab der Stadt zugewendet, hastig, wie von einer lähmenden Angst befreit.

Der Kaiser wagte nicht, sie wegen dieses hastigen, eigentlich unziemlichen Hinausstürzens, zur Rede zu stellen.

Ja, er vermied es, daran zu denken, was sie etwa gethan haben würde, wenn er ihr den Ausgang aus der Grotte länger versperrt hätte.

Sein Blick ruhte jetzt auf seiner duftverschleierten Hauptstadt, die ihm — eine herrische

Sklavin — prunkvoll über die sieben Hügel gelagert, zu Füßen ruhte. Zuweilen verirrte sich aus dem gleichmäßigen Rauschen des Straßengetriebes fern her deutlicher ein einzelner Ton herauf, ward aber wieder verschlungen von der allgemeinen Brandung des Menschenmeeres. Jetzt belästigte ihn wieder der Gedanke an ihr rücksichtsloses an ihm Vorbeistürzen. Es ärgerte ihn fast, aber er vermied immer noch eine Frage. Einen Moment lang kam ihm die Rolle, die er hier spielte, so sehr seiner unwürdig vor, daß er sich anschickte zu gehen. Dann bedachte er jedoch, daß er zu hoch stünde, um irgend welche Beleidigung beachten zu dürfen — den Löwen kann nur der Löwe beleidigen! Es fing an ihm schwül zu werden, das ferne Rauschen der Stadt, die sonnige Stille hier oben im Garten, bedrängten ihn, als läge er zwischen den glühenden Resten eines verkohlenden Scheiterhaufens. Die grünen Büsche und bunten Blumen des sonnenglänzenden Gartens flimmerten ihm wie verschwommene Fackeln vorm Auge; ein leises Lüftchen, das ihm jetzt zärtlich die Wange leckte, ließ ihn tief aufathmen. Seine Toga auf der Brust zusammenraffend, drehte er sich nach langem Schweigen langsam nach der

von ihm Abgewendeten um. Die schamhafte Befangenheit, die er noch keinem menschlichen Wesen gegenüber gefühlt, entkleidete ihn einen Augenblick hindurch aller imperatorischen Ueberlegenheit und legte in sein sonst so strenges, finster-ernstes Gesicht einen an's Kindliche streifenden Zug.

„Sage mir, Thusnelda —“ begann er endlich, ein eigenthümlich sarkastisches und doch verlegenes Lächeln auf den ausdrucksvollen Lippen, von welchen die Entscheidungen über das Wohl einer Welt fielen. Sie drehte nur den Kopf nach ihm, so daß sie ihn über die linke Schulter hinüber ansah, gleichmüthig, gefaßt im Aeußeren, innerlich jedoch von einer krampfhaften Nervenspannung gequält.

„Du wußtest von meinem Hiersein nichts?“ fragte er, mit etwas unsicherer Stimme.

Sie sah ihn nur verwundert an, machte mit dem Kopf eine verneinende Bewegung, brachte aber, da ihr die Kehle wie zugeschnürt war, kein Wort hervor. Ihre Haltung erschien stolz und bescheiden zugleich. Der Kaiser suchte nach einem Uebergang, fand ihn nicht und nachdem eine Weile verstrichen war, entfuhr es ihm:

„Und warum warfst Du jenen Kranz in den Teich?“

Sie schien betroffen, da sie merkte, daß man sie belauscht, sie erröthete ein wenig und blickte beunruhigt auf den im Sonnenglanz flammenden Spiegel des Teiches.

„Fürchte nichts," suchte er ihre Bedenken zu zerstreuen. „Kleinlichkeit findet keinen Platz in des Tiberius' Brust — ich weilte hier — ich sah, wie Du mein Bild bekränzen wolltest und —" Sie wandte sich hastig mit verwirrtem, erhitztem Gesichtsausdruck vom Teich ab, völlig dem Monarchen zu.

„Auf Befehl des Kassius," fuhr sie mit auffallender Entschiedenheit zwischen die Worte des Letzteren.

„Wer ist Kassius —" fragte der Kaiser, von ihrer fast zornigen Hast angenehm berührt.

„Der Hausverwalter Sejan's," bedeutete sie kleinlaut, ihre Raschheit bereuend.

„Auf dessen Befehl solltest Du mein Steinbild frisch bekränzen?" frug er freundlich.

„Ja!".

„Nicht aus eigenem Antrieb —" wollte er fortfahren; sie aber schnitt ihm mit einem schroffen: „Kassius befahls" das Wort ab.

„Und — dann?" fuhr er lächelnd fort, „wa-

rum warfst Du den Kranz von Dir —? und setztest ihn mir nicht auf's Haupt?"

Sie sah einen Augenblick starr vor sich nieder, als besänne sie sich, ob sie hier ganz der Wahrheit gemäß antworten dürfe. Ihr Auge blickte wie verschleiert, ihr nackter Fuß scharrte im Kies. Auf einmal sah sie empor und fragte rasch mit kindlichem Gesichtsausdruck:

„Darf ich gehen, Herr?"

Der Monarch blickte sie wohlwollend an.

„Ich bitte Dich zu bleiben und meine Frage zu beantworten —" entgegnete er sanft.

Wiederum eine Pause.

„Willst Du, daß ich lüge?" gab sie zurück, ein mißmuthiges Lächeln auf den, wie im Trotz emporgezogenen Lippen.

„Nein Thusnelda — die Wahrheit will ich hören —" erwiderte er noch sanfter wie zuvor.

„Die — Wahr—heit," fragte sie gedehnt, mit einem höhnischen Anflug in Stimme und Miene.

„Ja — die Wahrheit," sagte er ernst, „rühmtest Du Dich nicht, als ich Dich zum erstenmale sah, Du gäbest stets der Wahrheit die Ehre?"

„Ich wohl — aber Du?" warf sie ein.

„Ich bin nicht wie andere Herrscher —"

„Ich möchte es auf keinen Versuch ankommen lassen —“

„Rede wie es Dir ums Herz ist und nehme keine Rücksicht auf meine Würde,“ ermuthigte er, „beim Zeus! ich bin nicht eitel — ich sichere Dir überdies — magst Du mir sagen, was Du willst — völlige Straflosigkeit —“

„Die verlange ich nicht —“ sagte sie barsch.

„Wie?“ fragte er verwundert.

„Glaubst Du, ich zittre vor Dir?“ fragte sie.

„Nun, ich besitze immerhin ein wenig Macht —“ meinte er.

„Und ich mehr als das — die Verachtung jeder Gewalt,“ sagte sie ruhig, aber innerlich bebend.

„Das ist germanische Denkungsart,“ entgegnete er, „und Du glaubst wohl, Du sprächst hiermit Dinge aus, die mir räthselhaft bleiben und suchst dadurch über mich zu triumphiren? Doch wisse, auch uns Römern fehlt es nicht an philosophischem Denkungsvermögen und wenn mich auch meine Umgebung verwöhnt, so sehr bin ich nicht dem Menschlichen entfremdet, daß ich die Höhenluft des freien Gedankens nicht ertragen könnte. Ich wollte, sie dächten Alle wie Du — doch einerlei!

sprich jetzt —: warum, wenn Du die Strafe nicht fürchtest, verbirgst Du so ängstlich die Wahrheit?"

„Nicht aus Feigheit —"

„Also — aus —?"

„Hem! vielleicht aus Zartgefühl? vielleicht, weil ich auch einem Feind nicht wehe thun möchte —"

„Das ist wieder germanisch gedacht," sagte er und setzte mit leise zitternder Stimme und traurigem Lächeln hinzu:

„Es thut mir leid, daß Du mich Deinen Feind nennst —"

Ihr war, als befange sie ein peinlicher Traum. Sie sah zu Boden, als umschleiere sie eine nicht abzuschüttelnde schwere Ermattung, welche die Folge allzu aufreibender Gemüthskämpfe war.

„Sollte mir der Freund werden," flüsterte sie wie verschlafen, „der der Feind des Menschengeschlechts ist —?"

Der Kaiser zuckte zusammen, wie ein Wagenlenker, dem im rasendsten Lauf, schon dem Ziele nahe, die Zügel entfallen, oder die Radare bricht.

„Wie? Was ist das?" fuhr er auf und wendete sich der Sprecherin zu. Diese plötzlich wie-

der zu sich kommend und aus ihrer Lethargie erwachend, starrte ihn, über sich selbst verwundert, an.

Seine wie angeblasene Kohlen aufglühenden Augen hefteten sich in ihren Blick, um seine von feinen Fältchen umfurchten Mundwinkel wölbte sich's drohend, doch seltsamer Weise verwandelte sich der aufblitzende Grimm seiner Mienen rasch in einen gramvollen Ernst, der ihm die Runzeln der Stirne langsam in die Höhe zog.

Thusnelda bereute ihr vorschnelles Wort. Nicht weil sie an dasselbe nicht glaubte, oder weil sie Furcht empfand; es lag ein Zug in des Kaisers Gesicht, der ihr, sie wußte nicht warum, wehe that, ihr ein seltsames Mitleid einflößte. Die Spannung ihrer Nerven ließ nach, der zurückgedämmte Aufruhr ihrer Empfindungen wollte sich Bahn brechen. Sie fühlte mit einem Mal, als sie des Kaisers schmerzlichen, ja ängstlichen Gesichtsausdruck gewahrte, wem sie gegenüber stand, was sie gewagt. Nicht, daß sie mit der Tatze des Löwen gespielt, entmuthigte sie, sondern daß diese Tatze, anstatt zuzuschlagen, die Klauen einzog. Sie wollte, daß er sie vernichte, es demüthigte sie, daß er ihre Beleidigungen so ohne zu grollen, hinnahm,

sie hoffte, daß sie recht behielt und ihm zurufen dürfe: „Da hast Du den Beweis, daß der Thron die Wahrheit flieht!“ Und nun beschämte er sie, nun erschien er ihr in der That groß und sie hielt es für möglich, daß sie sich in seinem Charakter, den man ihr oft in den schwärzesten Farben gemalt, getäuscht. Ein krankhafter Drang zu weinen beklemmte ihr die sonst so gesunde Brust — über sich selbst zu weinen, über die Welt zu weinen, über des Kaisers Milde und Menschenverachtung.

Aber diesen Drang wollte sie — und koste es ihr das Leben — beherrschen und sie empfand ingrimmigen Zorn gegen sich selbst, daß sie die sichtbaren Spuren dieser Selbstbeherrschung nur mit Anstrengung verbergen konnte. Sie mußte sich mit der Schulter an die zackige rauhe Mauer der Grotte lehnen und wagte nicht aufzusehen. Ihre Gesichtsmuskeln zuckten, ihr Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. Ein vernichtendes Schamgefühl drückte sie nieder und es war ihr, als ginge von dem noch immer schweigenden Herrscher ein intensives Licht aus, das ihr weh in die Augen drang, ihren Körper versengte. Der Kaiser fuhr sich mit der flachen Hand von oben über das

ganze Gesicht, als wollte er eine peinliche Vorstellung wegwischen, athmete auf und schritt dann ein paar Mal mit kurzen Schritten vor dem Grotteneingang auf und ab. Seine Befangenheit war gänzlich geschwunden. Jener Vorwurf, den sie ihm gemacht, anstatt ihn niederzudrücken, gab ihm sein Würdegefühl wieder, ließ ihn ganz jenen inneren Reichthum fühlen, der ihn zu einer überlegenen, bedeutenden Natur machte. Er faßte die ganze Sache plötzlich von der heiteren Seite auf, indem er sich sagte, daß es ihm, der stets bestrebt war, seiner Herrscherpflicht zu genügen, nicht ziemte, sich zu vertheidigen. Und doch schmerzte ihn jene Anklage. Eine verächtliche Bitterkeit quoll in seiner Brust empor und hielt ihm wieder seine Vereinsamung vor Augen.

Nachdem er einige Zeit mit energischen Schritten auf und ab gewandelt war, blieb er vor Thusnelda stehen, sie sarkastisch lächelnd betrachtend.

„Du nennst mich also den Feind des Menschengeschlechts?“ sagte er, schwieg dann und sah ihr immer höhnischer in das erröthende Gesicht.

„Hast Du auch bedacht, was das für ein Wort ist?“ fuhr er fort, indem seine Stimme zitterte, als könne er seinen ironischen Grimm kaum zügeln,

„Oder hast Du nur nachgeplappert, was in den Atrien der reichen Geldwechsler und Adeligen über mich geschwatzt wird? oder kennst Du mich nur aus den Epigrammen, die bestochene Dichterlinge an die Straßenecken Roms heften und die so schmutzig sind wie die Seelen derer, die sie geschaffen?"

Er hielt inne und fixirte sie. Sie wagte aufzublicken und erschrak vor dem Hohn, der in seinen Mienen zuckte und wetterleuchtete.

„Du kennst wohl die geheimen Triebfedern jener Angriffe? Wie?" fragte er sie mit jenem boshaft-verbissenen Lächeln, das dem tiefsten Schmerz entspringt.

„Du hast mir wohl über die Schulter gesehen, als ich meine Befehle unterzeichnete? was?" Er bog den Kopf zur Seite. „Etwa als ich den Luxus einzuschränken gebot?" fuhr er fort, „die Thier- und Gladiatorenkämpfe verbot?" Er lachte heiser vor sich hin und fühlte, daß er eigentlich mehr sprach, als er mit seiner hohen Stellung vereinigen konnte.

„Hem! Gewiß!" fuhr er trotzdem immer noch mit dieser bitteren Laune fort, die anscheinend auf die Meinung des Andern eingeht, „ich bin ein

entsetzlicher Tyrann — frage nur dort unten — das große Rom — frage die Priester, die Soldaten, den Pöbel — sie werdens Dir Alle unter Fluchen bestätigen — im Augenblick habe ich keine Lust, Dich zu widerlegen — bleibe Du nur bei Deinem schönen Glauben — den Du mit Allen theilst, die statt des Schwertes nur seine Scheide kennen — —“

Er war unzufrieden mit seinen Worten, er fühlte, daß er gethan, was er zu vermeiden gesucht, daß er sich vertheidigt und das verdroß ihn. Du hättest völliges Schweigen ihrem Vorwurf entgegen setzen sollen, gestand er sich, das würde sie mehr überzeugt haben, als diese Phrasen, die sie belächeln wird. Er wandte sich von ihr ab und schritt, die Hände auf dem Rücken, den Kopf nach vorn geneigt, langsam dem säulenstolzen, über goldgrünen Pinienwipfeln weiß herüberschimmernden Palastportal seines Wirths zu. Das eigenthümliche gepreßte Gefühl erhabener Einsamkeit das sich schon vorher kühl über seine Seele ergossen, dehnte ihm jetzt noch gewaltsamer schmerzlicher die Brust. Daß jene Anklage aus dem Munde eines Wesens kam, dessen Urtheil er achtete, vor dessen Augen er gern in makellosem Glanz dage-

standen, that ihm besonders weh. Diese Anklage einer Person, die ihn nur vom Hörensagen kannte, zeigte ihm wieder mit herzzernagender Deutlichkeit, wie auf allen seinen Pfaden die Verleumdung ihr Schlangenhaupt erhob. Sie wenigstens hätte ihn kennen sollen, wie er sich kannte. Aber auch sie verstand ihn nicht, so wenig, wie seine nächste Umgebung, so wenig wie Sejan, wie die Gelehrten — so wenig, wie das ganze römische Volk. Was er wollte und that, ward mißdeutet, bewitzelt, absichtlich mißverstanden. Er kam sich vor wie unter Narren der einzige Vernünftige und wenn er sich die großen Ziele vormalte, die er erreichen wollte und Roms kleinliche egoistische Versunkenheit neben diese seine Pläne stellte, mußte er sich fragen: warum lebst du, warum wirkst du eigentlich? Sei doch wie die Uebrigen! Genieße, berausche dich und suche nicht das Vermoderte zu erhalten, das Abgestorbene zu beleben. Aus der Asche bildet Keiner mehr den lebendigen Leib!

Nun blieb er einen Augenblick stehen. Dort unten auf den grünen Hügelpolstern schlummerte es, das marmorglänzende, brausende Rom, die Tyrannin des Tyrannen. Wie peinlich ihm der Gedanke war, der Lehrmeister eines solchen Kin-

dervolks sein zu sollen, die Axe sein zu müssen, um die sich dies ungeheure Rad in stumpfsinniger Hast drehte. Und in seinem jetzigen wilden Humor überhörte er ganz das Elend, das Laster, das aus diesen Straßen herüber stöhnte und girrte und ward thatsächlich zum Tyrannen, der sich sagte: Wenn ihr euer Wohl nicht erkennt, will ich euch zwingen, es zu erkennen — eure Waffe ist die Verleumdung, um die ich mich nicht kümmere, meine Waffe ist die Peitsche, die ihr küssen sollt. Doch empfand er, daß Herrschermacht hier nichts mehr auszurichten vermöchte. Der Befehl: „stehe auf, sei gesund“ konnte einem Kranken nicht mehr helfen, der im hitzigsten Fieber phantasirte. Strafen waren hier fruchtlos. Nur eine große geistige Umwälzung, sagte er sich, kann diese dem Abgrund zutaumelnde Welt noch retten — aber woher soll diese Umwälzung kommen? Und dann erinnerte er sich jenes Schwärmers in Jerusalem, der die Götter umstürzen wollte und lachte verächtlich auf. Mit solchen Märchen flößt man einer erstorbenen Menschheit kein neues Blut in die Adern, sagte er sich, es verwirrt den Verwirrten noch mehr, wenn man ihm von der Gleichheit der Menschen vorschwatzt. Ueberdies ist das staatsgefährlich.

Dieser Träumer muß vom Erdboden verschwinden. Ich werde ihm Gelegenheit geben, seine Todesverachtung durch die That zu beweisen.

Als er nun weiterschritt, versank sein Geist immer tiefer in den verlockenden, grünschillernden Sumpf unheilbarer Schwermuth, die ihn weich und kühl umschloß. Dieses schwermüthige Gefühl seiner äußeren und inneren Macht, dieser traurigstolze Selbstgenuß blieb seine einzige Rettung Das Gefühl seines Werthes wuchs sogar, je mehr er sich unverstanden, vereinsamt wußte und streifte zuweilen die bedenklichen Höhen des Größenwahns. Zugleich wuchs in ihm das Verlangen, sich von der Welt zurückzuziehen und dieselbe wie ein Gott aus weiter Ferne, von den Wolken herab zu lenken.

* * *

Thusnelda war, als der Kaiser gegangen, noch einen Augenblick wie lauschend stehen geblieben. Seine Worte, die von jenem eigenen, halb boshaften, halb milden Lächeln begleitet waren, saßen ihr noch wie Pfeilspitzen, deren Gift langsam das Blut zersetzen, in der Brust und deren Widerhaken immer tiefer eindringen, je öfter die Hand versucht, sie herauszuziehen. Die Ueber-

zeugung, daß sie sich im Charakter des Kaisers getäuscht, daß sie sich in ihrer Phantasie einen ganz anderen Tiberius zurechtgebildet, als der wirkliche war, diese Ueberzeugung, die ihr aus den letzten Worten des Weggehenden deutlich entgegenleuchtete, beschämte sie so tief, daß sie immer noch nicht aufzusehen wagte. Ihre Wangen brannten, ihr stark ausgeprägtes Gesicht hatte einen hülflosen, heißen Ausdruck, der an denjenigen schlafender Kinder erinnerte. Besonders um ihre Augen lag ein kindlich-verstörter Zug, so als wolle sie eben einschlafen, könne es aber vor Schmerz nicht. Es war ihr, als habe sich der weggehende Kaiser in eine im Abendgewölk versinkende Sonne verwandelt, deren purpurgoldene Strahlen noch in der Luft verglommen, ihr das Gesicht verbrannten, ihr die Augenlider zu Thränen reizten. Als sie endlich den Kopf hob und sich allein sah, schien ihr die ganze Natur sich im Goldglanz seiner Sone zu baden — der Teich, die Büsche, der Himmel, die Statuen schienen, noch vom Licht dieser Sonne berauscht, ihr zuzurufen: sie solle Abbitte thun, den Gekränkten um Verzeihung bitten . . . Sie biß die Zähne aufeinander, ballte die Fäuste und empfand eine Wuth gegen sich

selbst, als habe sie sich unabsichtlich eine lebensgefährliche Wunde beigebracht. Dieses zornige Schmerzgefühl brachte es mit sich, daß ihr die Natur auf einmal ein höhnisches mitleidsloses Gesicht zeigte.

„Wer hieß dich auch so vorschnell urtheilen," riefen ihr die Vögel und lispelnden Blätter zu, „wer hieß dich über Dinge reden, die du nicht verstehst —"

Dann fiel ihr der Marmorkopf des Kaisers in's Auge, der ihr in stillem Spott zu lächeln schien. Verzog er nicht die Lippe? Wandte er sich nicht nach ihr um? Sie sah finster zu ihm hinüber, auf dessen Scheitel die Sonne einen blinkenden Lichtblitz warf. Wie gelassen er sich im blauen Silber des Teiches beschaute. Und dort, an's Ufer getrieben, lag noch der Lorbeerkranz, den sie ihm aufs Haupt setzen sollte. Wie das Blau des Himmels den weißen Marmor weich wie mit Seidenkissen umarmte, und wie bedeutend diese straffen Züge den strengen Pflichteifer seiner Seele wiederspiegelten. Sie las jetzt in dieser Seele. Sie ahnte die Stimmung, die ihre Beschuldigung in des Kaisers Brust hervorgerufen, ihre weibliche Empfindungsfeinheit sagte ihr, daß

ein erhabenes Einsamkeitsgefühl sich um seine Seele ergossen, daß er traurig war.

In den Zorn, den ihre Voreiligkeit in ihr erregt, mischte sich das Mitleid mit dem Beschuldigten. Und doch fühlte sie, daß er ihr Mitleid verächtlich abweisen würde. Einige Zeit stand nun ihr Denkvermögen völlig still. Sie sah den Teich blinken, sah die grünen Kuppeln der Pinien in das Blau des Himmels mit wollüstiger Weichheit emporstreben, ohne daß sie wußte, wo sie sich befand. Dann tauchten allerlei Phantasien vor ihrem inneren Auge auf. Eine Sehnsucht nach der Heimath ergriff sie, nach dem eintönigen Rauschen des Heimathswaldes, der die kleine Lehmhütte beschattet. Sie sah den Vater, von Hunden umsprungen, von der Jagd heimkehren, sah die Mutter, rothangestrahlt vom Heerd, dem Fröhlichen entgegenlächeln — dies Bild lag hinter ihr wie ein halbvergessener Traum und auch die Kampfscene, die sich um die Hütte entsponnen, dämmerte vor ihrem geistigen Auge. Sie erinnerte sich noch mancher Einzelheiten. Mit welcher Spannung sie dem Aufeinanderschlagen der Schilde gelauscht, wie sie dem Vater eine neue Streitaxt gereicht — freilich das Meiste blieb im Dunkeln; sie war da-

mals kaum zehn Jahre alt gewesen. Plötzlich sank sie auf die vor der Grotte befindlichen Bank und legte die Hände in den Schooß. Sie weinte nicht, aber es war ihr elend, die Glieder wie zerschlagen. Ohne Angehörige in einem fremden Land, der Willkür fremder Menschen preisgegeben, deren inneres Fühlen ihr, trotz ihrer frühzeitigen römischen Erziehung, unverständlich blieb. Und doch reichte diesem Schmerz die ebendurchlebte Scene mit Tiber einen heimlichen Trost. Nun erst lichtete es sich in ihrer Gedankenwelt. Nun erst wagte sie sich, das Geständniß abzulegen, daß ihr der seltsame Mann mit dem hochernsten, unheimlich-finsteren Gesicht schon seit Wochen ein Gegenstand halb unbewußten Nachdenkens gewesen. Nun erst merkte sie, daß sie überhaupt nie an ihr eigenes Wort: er sei der Feind des Menschengeschlechts, geglaubt, daß sie dies Wort nur wie einen Schild benutzte, um sich vor seiner düsteren Laune zu schützen. Aber wo sollte das Alles hinaus? Wozu dies Alles? Verachtete er sie nicht? War sie ihm wirklich mehr, als ein nicht uninteressantes Buch, das man, wenn man es ausgelesen, bei Seite legt? Immer mehr befremdete sie das eigenthümliche Verhältniß, daß sich zwischen ihr, der Sklavin,

und dem Herrscher einer Welt entsponnen —! Und doch hatte er so viel Menschliches. Dann plötzlich schien es ihr, als gehöre sie an seine Seite, trotzdem sie eine unendliche Kluft von ihm schied, als sei sie die Einzige, die das Räthsel seines Innern zu lösen vermöge. Ja! sie fehlte ihm, empfand sie und das mußte auch er empfinden! Er brauchte sie unbedingt, wenn er lebensfrisch bleiben wollte, wenn ihn die ewigen Verbitterungen und Enttäuschungen nicht vor der Zeit in den Tod ziehen oder ihn zum Tyrannen machen sollten. Welches Mitleid sie mit ihm fühlte, — gewiß! sie meinte es ehrlich mit ihm und sie wollte ihm das beweisen — —!! Sie schrak zusammen, als der Kiesboden, auf den sie ihre Augen geheftet, knirschte und sich ein Schatten über denselben, bis dicht an ihre Fußzehen legte. In diese Grübeleien versunken, hatte sie nicht bemerkt, wie sich ihr schon seit einiger Zeit Lygdus, der Kammerdiener des Drusus näherte. Sie hatte diesen jungen Griechen mehrmals gesprochen, wenn derselbe — wie dies auch jetzt der Fall war — seinem Herrn hier her in das Haus des Sejan gefolgt war. Im Ganzen interessirte sie der gewandte hübsche Mensch, obgleich seine leichtfertig-träge,

üppig-freche Art sich zu benehmen, auch wieder ihre gesunde Offenheit abstieß. Lygdus schlenderte die Arme über der Brust gekreuzt, ein blasirtes Lächeln auf den weichlichen Griechenlippen, durch die Büsche, als sei es ihm eigentlich gar nicht darum zu thun, näher zu kommen und eine Unterhaltung zu beginnen. Von Weitem schon glänzten seine gesalbten Schultern wie Erz im Sonnenlicht und hob sich sein schwarzkrauses Haar vom frischen Grün der Hecken ab. Seinen Bewegungen sah man an, daß er der Liebling seines Herrn war, denn er schob sich mehr heran als er ging; manchmal blieb er in malerisch-koketter Stellung stehen, manchmal gähnte er und ahmte dabei die Vornehmheit Sejans nach, manchmal bückte er sich, als wolle er eine Pflanze näher besichtigen, immer dies träge, frivole Lächeln auf den Lippen, mit dem er der Welt seine schweigende Geringschätzung andeuten zu wollen schien. Dabei verbreitete er einen durchdringenden Wohlgeruch babylonischer Salben wie eine Wolke um sich. Erst als er vor ihr stand, gewahrte sie ihn und sah theilnahmlos zu ihm auf, noch völlig damit beschäftigt, Klarheit in die Verwirrung ihrer Gedankenwelt zu bringen. Lygdus' Benehmen zeigte eine gewisse katzenartige weichliche

Zudringlichkeit. Aus der eleganten Art, in der er sich gehen ließ, aus seinem halb verlegenen, halb wohlwollenden Lachen, sprach eine heimtückische behagliche Freundlichkeit, die Feinfühlige beleidigen mußte. Man merkte, wie sehr er seiner Grazie vertraute.

„Mein alter Weinschlauch besucht ihn," grinste er, eine Bewegung mit dem Daumen nach dem Wohnhaus zu ausführend.

„Wer?" fragte sie zerstreut, stumpf zu ihm aufsehend.

„Na, mein Herr —" bedeutete er, den Kopf zurückwerfend, daß seine Locken im Nacken aufflogen.

„Sprichst Du so von Deinem Herrn?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Na, unter uns Dienern wird man doch die Wahrheit sagen dürfen," meinte er, die üppigen Augenlider fast schließend, so daß er aussah, wie ein weinseliger Adonis. Nur noch ein ganz schmaler Streifen des Auges blitzte auf Thusnelda herab. Diese sagte nichts, nickte nur zerstreut.

„Die Zwei, der Sejan und mein alter Weinschlauch, haben sich ja wieder versöhnt —" fuhr er fort, „hem! schöne Versöhnung das!! Aber

höre Du —“ unterbrach er sich dann, knickte ein wenig in die Kniee uud lachte ihr so in gebückter Stellung aufdringlich ins Gesicht: „höre Du — sie liegen eben bei Tisch — und — ja — ja — — ich stand hinter des Drusus Stuhl — sie sprachen von Dir —?“

Ihr mißbilligend strenger Blick ließ ihn aus seiner unziemlichen Stellung in die Höhe fahren. Er besaß Lebensart genug, um wieder den zartfühlenden, auf die Tugend der Geliebten Rücksicht nehmenden Liebhaber zu spielen.

„Sieh mich nur nicht so unschuldig au —“ lachte er leise und bröckelte mit der Hand ein Stückchen Kalk von der Felsenmauer der Grotte, „meinst Du, ich hab’s nicht bemerkt? Ihr Germaninnen, ihr seit schließlich auch nicht besser, als unsre Weiber — so stolz ihr auch thut — das ist eine Maske von Eichenlaub — die ihr vor nehmt —“

Sie hatte nicht zugehört.

„Wie? von was sprichst Du?“

„Ha! ha! ha!“ lachte er, „von was? Wie naiv Du bist! Wo bleibt Dein germanischer Haß gegen alles Römische?“

„Du weißt, daß ich das Römische nicht hasse —“

„So? nicht? hem! Glaub's“ — Er spuckte, sich umkehrend, ins Gras.

„Ihr seid uns auf allen Gebieten überlegen, es wäre kleinlich, die zu hassen, die uns Vorbilder sind — wir haben von den Römern zu lernen —“ sagte sie, die nicht ahnte, wo hinaus er wollte und nur sehr zerstreut zuhörte.

„Ah!“ platzte er heraus, „so lernst Du von Tiberius?“

Mit boshafter Schalkhaftigkeit auf sie herabsehend und krampfhaft an der Mauer der Grotte klaubend, nahm er die Miene eines Eifersüchtigen an.

„Von — wem? lernen? . . .“ stotterte sie.

„Na — war er denn eben nicht hier —“ flüsterte er und sah ihr durch die zusammengepreßten Augenlider listig und doch wieder, wie um Entschuldigung bittend, ins erröthende Gesicht.

„Woher — weißt Du —“ stammelte sie, sich verwirrt im Kreise umsehend.

„Nun — Sejan flüsterte das dem Kronprinzen zu,“ fuhr er fort, „als wir ins Haus traten — der Kaiser sei hier, sei eben nicht zu sprechen — weil er — hem —! — ich hörte das — aber ich bitte Dich — rege Dich nicht auf“ — fügte

er mit gutmüthigem Hohn hinzu, ihr aus seinen dicken zusammengekniffenen Augenlidern einen jovialen Blick zuwerfend.

„Aufregen? davon ist keine Rede —“ bemerkte sie ruhig.

„O, doch — Du zürnst mir — aber sieh — ich an Deiner Stelle — wenn er auch Kaiser ist — ich hätte mir einen jüngeren Freund ausgewählt —“ meinte er.

„Du willst sagen,“ warf sie mit frostigem Lachen hin, „ich hätte Dich auswählen sollen — wie?“

Er zögerte einen Augenblick, trat dann zurück, schluckte einmal und prüfte, den Kopf zur Seite neigend, ob sie ihn verhöhnen wollte.

„Nun und! warum mich nicht?“ frug er keck, einen Schritt näher kommend.

„Gefällt Dir der Kaiser so wenig?“ sagte sie, auf seinen heiteren Ton eingehend, obwohl ihr dieses Gespräch immer langweiliger vorkam.

Er sah ihr mit komischer Verzweiflung in's Gesicht und faltete wie im Mitleid die Hände.

„Aber bedenke doch, Beste,“ jammerte er im drolligen Ton eines geprügelten Lustspielsklaven, „der Mann ist über die Sechzig hinaus —“

„Aber er trägt die Krone,“ lachte sie, obgleich es ihr ernst zu Muthe war.

„Ach? Du bist ehrgeizig?“ fragte Lygdus, „das wußte ich nicht —“

„Nun denke Du nur, ich sei ehrgeizig,“ sagte sie.

„Was ist das für eine Antwort!“

„Die einzige, die für Dich taugt —“

„Warum —?“

„Weil Du die richtige doch nicht verstehen würdest —?“

„Ah ha! germanischer Tiefsinn,“ lachte er wegwerfend, „ihr liebt ja, wie es in euren Liedern steht, allein die Seele des Nächsten — freilich da darf der Leib schon sechzig Jahre lang dies kostbare Kleinod umfassen —“

„So ist's — Du bist gescheidter als ich dachte,“ entgegnete sie.

„Aber beim Höllenhund —“ unterbrach er sich und schlug sich heftig auf's emporgezogene Knie, „ich schwatze und schwatze und vergesse meinen Auftrag — Du sollst sogleich in den Speisesaal kommen —“

„Wie? was — dort?“ entfuhr es ihr.

„Nur mit," drängte er, „Sejan will Dich sprechen — warum wissen die Götter —"

Sie fragte nur: „Jetzt?" und sah geistesabwesend zu ihm auf.

„Ich glaube, es handelt sich um — nun um Deinen künftigen Herrn," beruhigte sie der Grieche, „wer weiß, ich hörte davon reden — vielleicht schenkt man Dir gar die Freiheit —"

„Ich will nicht," murmelte sie.

„Was? willst nicht?" fragte Lygdus erstaunt.

„Ich will keine Freiheit," sagte sie trotzig.

„Dummes Zeug," rief er.

Er faßte die Unschlüssige an der Schulter.

„Wir zögerten zu lange — beeile Dich —"

Sie erhob sich langsam und ordnete mit beiden Händen ihr Haar, wie im Halbschlaf. Als sie an einem Rosenstrauch vorüberkam, fühlte sie trotz ihrer Befangenheit das Bedürfniß, eine Rose zu brechen, um sie sich in die linke Seite ihres Haarwulstes zu stecken. Lygdus, der sie beobachtet, ahnte, als sie stehen blieb, ihre Absicht.

„Ei! habt ihr Germaninnen auch Sinn für den Schmuck?" spöttelte er, „nun das ist hübsch — besinne Dich nur nicht lang — komm her — ich stecke sie Dir an —"

Er brach eine der größten Rosen und sie ließ es sich gefallen, daß er sie ihr im Haar befestigte. Sie wußte kaum, was geschah, ihre Schläfen rauschten, ein Vorgefühl, das sie durchfröstelte und zugleich durchglühte, wollte ihr zuraunen, daß eine Entscheidung nahe. Lygdus trat zurück, betrachtete die wie vom heißen Nebeldunst des Schweißbades Umflorte und sagte entzückt: „Na! so wird's ihm gefallen —"

Sie sah ihn erstaunt an, wie erwachend, athmete tief auf und wollte die Rose wieder aus dem Haar entfernen. Er aber ergriff ihre nach der Schläfe zuckende Hand.

„Das dulde ich nicht," wehrte er ab, „sie muß bleiben, komm nur — Du siehst prächtig aus — der Purpur der Rose gießt Glut über Dein ganzes Gesicht und das Gelb Deines Haares stimmt wunderbar mit dieser Glut."

Sie folgte ihm mit dem irren Blick und dem zögernden Schwanken eines geschmückten Opferthieres. Einmal dachte sie daran, zu entfliehen, dann fiel ihr seltsamer Weise der Anfang eines germanischen Liedes ein, auf den sie sich gestern vergeblich besonnen. Dann wollte sie sich in den Teich stürzen . . . Die ganze Welt, die Bäume,

der Himmel, die Statuen schienen ihr Warnungen zuzuflüstern, es lag etwas Drängendes, verzweiflungsvoll den Athem Anhaltendes in der stillen, glänzenden Natur. Erst als sie zufällig mit der Hand an ihre Brust fuhr und sie den daselbst verborgen gehaltenen Dolch hart und kalt durch die Gewandfalten dringen fühlte, kam Sicherheit und Selbstbeherrschung über sie.

Als sich Beide der Vorhalle näherten, vernahmen sie das eigenthümliche Geräusch, das eine speisende Gesellschaft verursacht und das sich aus Tellergerassel, Becherklingen, Gelächter und dem Ruf der schüsseltragenden Diener zusammensetzt. Thusnelda stand regungslos im Vorgemach. Immer wieder drängte sich ihr jenes germanische Lied ins Gedächtniß, das mit ihrem jetzigen Zustand nicht im geringsten Zusammenhang stand . . .

*
* *

Im Speisesaal wurde soeben der Nachtisch, bestehend aus Käse von Bithynien und Datteln aus Aegypten aufgetragen. Der Minister wußte, daß Tiber die Einfachheit liebte, doch hatte er die Kostbarkeit dieses Mahls damit entschuldigt, daß der Kaiser ihm schon seit einem halben Jahr

die Ehre, ihn zu bewirthen, entzogen und daß ein neuer Gast die Anzahl der Speisenden vermehrt — Drusus, dessen Feinschmeckerei er Rechnung zu tragen für seine Pflicht halte. So hatte das Mahl, dem besonders die Männer der Wissenschaft eifrigst zugesprochen, einen glänzenden Verlauf genommen. Im Saale herrschte eine angenehme kühle Dämmerung, durch welche der Duft der Speisen, gewürzt von unzähligen über Boden und Tische gestreuten Rosen, quoll. Wie verächtlich schauten die blinkenden Goldkapitäle der Säulen herab auf die in üppigem Genuß träg sich auf den Polstern wälzenden Esser; der blaue Rauch der Schüsseln, der zeitweilig ihre Ornamente verhüllte, das wüste Gelächter beleidigte ihre Pracht. Sejan und Tiberius lagen, von der übrigen Gesellschaft ein wenig entfernt, um einen runden bocksfüßigen Tisch. Tiberius, dessen trübe Stimmung verflogen war, dehnte sich behaglich auf dem breiten Purpurpolster, führte einige Austern zum Mund und reichte dann einer griechischen Dienerin den Goldbecher hin. Diese ließ aus dem rauhen Schlauch den sie unterm Arm trug, den wie edles Metall aufglänzenden Wein in den Becher rauschen und entfernte sich mit demüthigem Gesichtsausdruck.

Die ab und zu schreitenden Diener hatten oft, wenn sie den Saal mit seinem tosenden Gelärm, seinem verschleiernden Dunst, seinen auf niedrigen Polstern liegenden Gestalten überschauten, den Eindruck eines Kampfgemenges. Dieser Eindruck ward verstärkt, wenn gehobene Arme auftauchten, Becher aneinander klangen oder der rothe Wein von den Tischen wie Blut herab tropfte.

„Sage mir doch, mein Lieber,“ wendete sich Tiberius, den der treffliche Sorrentiner angeregt, an Sejan, „wie hast Du Dir das eigentlich gedacht“ —

„Was, mein Gebieter?“

„Das mit der Germanin —“ setzte der Kaiser hinzu, den Sejans Frage nicht angenehm berührt. Beide konnten sich hier ungestört besprechen; der Streit der Gelehrten, die um die nächsten Tische lagen, zog Aller Aufmerksamkeit auf sich und machte ein leiser geführtes Gespräch für die Anwesenden unhörbar.

„Gedacht?“ fragte Sejan vorsichtig.

„Nun ja!“ sagte der Kaiser leichthin, „ich meine — Du kennst doch die in Rom nimmer rastende Zunge der Verleumdung —“

Er warf eine Austernschale auf die Marmortisch-

platte und beschrieb, mit dem scharfen Rand derselben, Kreise im vergossenen Wein, der eine kleine Lache bildete. Er glaubte genug gesagt zu haben, um seinem Günstling ein unvorsichtiges Wort zu entlocken, betreffs jenes Planes: Rom zu verlassen und die Insel Kapri zum ständigen Aufenthalt zu wählen. Doch dieser sah sich vor, da er errieth, daß ihn sein Herr in die Enge treiben wollte.

„Verleumdung?“ lächelte er, „wer wüßte nicht, daß Tiberius die Verleumdung ebenso sehr gering achtet, wie Jupiter den Kieselstein, den der Knabe nach dem Himmel wirft —“

Tiberius wurde verdrießlich. Er räusperte sich, schlürfte eine Austernschale aus und führte ungeduldig den Becher zum Mund.

Sejan beobachtete ihn, seine Schadenfreude unter gutherzigem Lächeln verbergend, von der Seite und brach Auster auf Auster mit dem Messer auseinander.

Dem Kaiser würde es eine geheime Freude bereitet haben, seinen Minister auf Schleichwegen ertappen zu können. Sicherlich, rief er sich zu, will er mich von Rom forthaben, wie bringe ich's zu Weg, daß er mir dies gesteht?! Um sich den Anschein zu geben, als denke er an Gleichgültiges, als gehe er ganz arglos in der Festfreude auf,

trank er seinem am zweitnächsten Tische liegenden Sohne zu und rief ihm lächelnd über die Köpfe der andern Zecher hinüber: er mache ihm zehntausend Sesterzen zum Geschenk: Drusus wurde von seinem Nachbar auf diesen Ruf aufmerksam gemacht.

„Was?“ frug er, der im allgemeinen Stimmgebrause nicht gehört. Der Kaiser wiederholte sein Wort. Drusus sprang von seinem Polster auf, wankte, so schnell es ihm der reichlich genossene Wein und seine Schwerfälligkeit erlaubte, an das Lager heran und küßte gerührt seines Vaters Stirn. Er konnte nur noch unzusammenhängende Dankesbezeugungen stammeln, seine Augen glänzten bereits in überirdischem Lichte.

„Schon gut, schon gut,“ sagte Tiberius, seine Rührung verbergend, drückte dem von ihm innigst geliebten Sohn die Hand und beobachtete dabei die Miene des Sejan, den er durch diese dem Drusus erwiesene Gunst prüfen und ein wenig ärgern wollte. Sejan hob vom Purpurkissen seinen Oberleib ein wenig in die Höhe, reckte den Arm aus und betheuerte mit strahlendem Gesicht: „Herr, ich bin glücklich, daß diese rührende Umarmung zwischen Vater und Sohn sich in meinem Hause zugetragen —“

Drusus hatte sich entfernt, als der Kaiser sich wieder an den Minister wandte. Der Kaiser, vom Weine erregt, fühlte sich in einer ihm sonsthin unbekannten gehobenen Stimmung. Sein Einsamkeitsgefühl, das ihn kaum erst, wie das Bad in einem kühlen Waldteich durchfröstelt, hatte sich in ein Gefühl erhabener Wehmuth verwandelt. Die Zärtlichkeit des Sohnes hatte momentan über sein winterlich-starres Herrschergemüth einen warmen knospenden Lenz gebreitet. Diese tiefe Rührung, die er sich selbst zu verheimlichen suchte und die ihm daher nur desto inniger das Herz durchhauchte, brachte es auch mit sich, daß er von Sejans Tugenden sofort besser dachte. Zwischen diese beiden Empfindungen schlich sich noch eine Vorstellung, von deren Vorhandensein er nichts wissen wollte und die gewissermaßen nur als flüchtige Skizze aus dem Hintergrund seines Gemüths hervordämmerte. Diese Vorstellung tauchte in der erhabenen Ruhe seiner Seele auf, wie der große, milde Vollmond am Rande der Campagna, wenn sein feierlich lächelndes Todtenantlitz die ernsten Bogen einer Wasserleitung bestrahlt und die Schatten derselben in pompös-phantastischen Umrissen auf den bleichschimmernden Boden malt. Er warf

seinen Rosenkranz vom Haupt, winkte einen der Knaben heran und ließ sich einen frischen Kranz reichen. Ein Rosenblatt fiel, als der Knabe ihm den Kranz aufsetzte, in seinen Becher und schwamm wie ein purpurnes Schifflein auf dem goldblinkenden Wein. Der Knabe erblaßte, als er seine Ungeschicklichkeit bemerkte, der Kaiser jedoch betrachtete sinnend das Blatt und setzte es, indem er es anblies, in Bewegung. Er wußte nicht warum der sich mit dem Wein mischende Duft des Rosenblattes ihm jetzt mitten im Lärm des Festes die Erinnerung an Thusneldas Haar erweckte. Er sah starr auf den Becher, athmete berauscht dessen Aroma und fuhr dann wie aus Träumen auf.

„Mein Sejan wird über seines Kaisers Versunkenheit lächeln?“ begann er herzlich.

„Wenn der Kaiser nicht redet, nehme ich an, daß er irgend einem tiefen Gedanken nachhängt,“ lächelte Sejan, sich leicht verneigend.

„Nicht immer,“ meinte der Kaiser lächelnd, „eben dachte ich wirklich an gar nichts —“

„Aber so f ü h l s t Du Manches?“ wagte Sejan einzuwenden.

„Das vielleicht,“ flüsterte der Kaiser.

„Mir war, als athme ich wieder den strengen Duft der germanischen Urwälder, in welchen uns die stiergehörnten, langhaarigen Bursche einst so schwere Arbeit schufen. War das eine Zeit. Die Bäume riesig und knorrig wie die Bewohner —“

Dann, nach einer Pause, wandte er sein edelgeschnittenes Gesicht dem Freund zu und sagte, sich selbst bespöttelnd und mit den scharf ausgeprägten Muskeln der Stirn leise zuckend:

„Weißt Du, jenes Wort will mir gar nicht aus dem Sinn —“

„Das — Thusnelda's?“ fragte der Minister zögernd.

„Ja, ja!“ stieß Tiberius halb unschlüssig heraus, indem seine runden Augen, deren sonst oft stahlscharfer wie am Schleifstein des praktischen Verstands geschliffener Blick, sich weicher umschleierte.

„Herr — Du wirst doch die Rede einer Närrin —“ wollte Sejan einlenken, aber Tiberius unterbrach ihn, während seine Augen sogleich wieder jene metallene Härte annahmen und seine Gesichtsmuskeln von leisen Zuckungen befallen wurden.

„So kleinlich bin ich nicht — aber weißt Du —“ sagte er, „sie hätte, wenn sie eine voll-

endete Schauspielerin wäre, gar kein besseres Wort finden können, um mich zu fesseln. Dies Wort empört mich, weil es unwahr ist und gefällt mir, weil es mir ihr Seelenleben erschloß. Ich hasse sie. Und doch mundet mir ihre Rede wie ein Gift, an das man sich gewöhnt und dessen dämonischem Reiz unsere Nerven unterliegen . ."

„Gift nennst Du ihre Rede?" lächelte Sejan.

„Die Wahrheit ist uns Herrschern ein Gift," entgegnete ihm Tiberius ernst, „wir entwöhnen uns derselben, wie sich das kranke Kind der frischen Luft entwöhnt — doch ich will gesunden," setzte er hinzu und fuhr dann nach einer Pause fort: „Ich bitte Dich, folge mir von hier weg — des Lärms hab ich genug — ich sehne mich nach Stille."

„O gewiß," sagte Sejan diensteifrig, während der Kaiser noch hinzusetzte: er spüre den Wein, dem er in seinem Alter mäßiger zusprechen müsse. Beide erhoben sich behutsam, damit ihr plötzliches Sichentfernen kein Aufsehen errege und die Festfreude störe. Sejan winkte einige Sklavinnen herbei, die sich am Tische zu schaffen machen mußten, um den Rückzug der Beiden zu verdecken. Als der Kaiser den anstoßenden Saal er-

reicht, lachte er. „Das wäre gelungen," meinte er, „laß diese Gelehrten nur tüchtig weiter trinken, später ergötzen wir uns dann an ihrem Gebahren, wenn sich statt der Muse die Bestie in diesen Trägern der Kultur regt —"

Des Kaisers Laune nahm an Heiterkeit zu, seine Bewegungen wurden lebhafter, sein Blut glühte. Er griff dem Minister unter den Arm und während Beide unter den Säulen des Peristyls einherwandelten, kam er wieder auf Roms verläumderische Neigung zu sprechen, die es ihm unmöglich mache, ganz ungestört seinen Wünschen zu leben. Er lobte den Minister, dem er noch kaum vor einer halben Stunde verrätherische Pläne zugetraut und schloß: „Ich habe ernstlich vor, Deinem Vorschlag zu folgen und mir auf Kapreä eine zweite Heimath zu gründen . . ."

„Du willst uns wirklich verlassen?" seufzte der Minister, der es jetzt für besser fand, Trennungsschmerz zu heucheln.

Der Kaiser wollte gerührt entgegnen, als ihm durch Lygdus gemeldet wurde, die Germanin harre im Vorgemach. Sogleich begab er sich mit Sejan dorthin. Unterwegs sprachen Beide kein Wort miteinander. Als Sejan den dunkelgrünen Vorhang mit

graziöser Handbewegung vom Eingang des Vorgemachs zurückgeschlagen, schritt der Kaiser rasch auf Thusnelda zu, die regungslos mitten im Gemach stand, wie eine Erzbildsäule, deren stolze Gliedmaßen man wohl zerschlagen, aber nicht beugen kann. Ihre etwas starken Züge trugen einen strengen, eigensinnigen Ausdruck, der durch ihr in Unordnung gerathenes Haar verstärkt wurde. Fern durch die kühlen Säle, deren Marmorglätte von Dämmerung gedämpft, zu trauern schien, hallte das Rauschen des Zechgelages wie Kampfgetose herüber, manchmal fast melancholisch hinsterbend, dann plötzlich wieder wild auflebend. Ein Echo, das von den Säulen des Peristyls zurückgeworfen wurde, widerholte schwermüthig und dumpf die Rufe; dies ernste marmorne Gelächter klang zuweilen wild verächtlich, so an das Vergängliche mahnend. Oft erstickte dies traurige Lachen der prunkhaften Marmorsäle plötzlich, wie im Zorn. Der Kaiser hatte einige Zeit die Regungslose betrachtet. Noch nie war ihm ihre Aehnlichkeit mit einer wilden Rosenknospe, die ihre Dornen von sich streckt, so sehr aufgefallen, als jetzt, da ihr erglühendes Gesicht, von den röthlichen Haaren umflackert, ihn herausfordernd ansah.

„Ich sprach mit Sejan," sagte er in dem strengen Ton, in dem er sonst Regierungsangelegenheiten abzufertigen pflegte, „ich schenke Dir die Freiheit . . ."

Sie stutzte.

„Und wenn ich diese nicht mag?" erhielt der Freigebige zurück. Er sah auf Sejan, der im Hintergrund stand und sah dann wieder auf das Mädchen.

„Nicht mag?" murmelte er, seinen Ohren nicht trauend, „die . . . die Freiheit — nicht — mag —?"

Es entstand eine schwüle Pause. Sejan lauschte gespannt.

„Ich will Sklavin bleiben," versetzte sie kurz.

Tiberius drehte den Kopf von rechts nach links, als habe man ihm eine übel riechende Salbe vor die Nase gehalten, athmete schwer und bemühte sich sichtlich, eine aufkochende Erregung niederzukämpfen. Es trat eine längere bange Pause ein.

„Du hast nichts zu wollen," schrie Tiberius plötzlich ganz laut, bebend vor Wuth. Es war, als wichen die Marmorwände des Gemachs erschrocken, von diesem Ton getroffen, zurück. Das Echo wagte nicht den kaiserlichen Zornlaut nachzuäffen. Sie rührte sich nicht, sah ihn nur über

die linke Schulter hinüber fest an. Sejan war bei des Kaisers heftigem Ruf zusammengefahren und wie um Entschuldigung bittend, näher getreten. Der Kaiser, als er sah, daß er ihr gegenüber eine kleinliche Rolle spielte, suchte sich zu fassen. Sie hatte das höchste Geschenk, das er geben konnte, zurückgewiesen — das empörte ihn, beleidigte ihn und — gefiel ihm. Er sah ihr einige Zeit ruhig in das erhitzte Antlitz, wie als erblicke er im Schlaf ein unerklärliches Traumbild. Erst ein aus dem Festsaal herüberhallendes Lachen riß ihn aus dieser Versunkenheit und ließ ihn bemerken, daß des Mädchens Busen sich krampfhaft hob und senkte. Er begann Mitleid mit ihr zu fühlen, er hätte ihr diese peinliche Lage ersparen mögen und weidete sein Herz mit einer gewissen grausamen Innigkeit an ihrer zunehmenden Befangenheit. Die Lust, sie noch in peinlichere Verlegenheit zu setzen, erwachte in ihm, doch als jetzt ein Rosenblatt seines Kranzes unhörbar vor seinem Auge herab zum Mosaikboden zitterte, kam ihm zu Sinne, wie wenig diese jugendliche Zierde seines Hauptes zu seinem Alter stimmte. Unwillkürlich setzte er die Sandale auf das zu Boden gefallene Blatt und lächelte beschämt, obgleich die seine

hochgewölbte Stirn umglühenden Purpurbälle ihm eine gewisse milde Majestät verliehen.

„So, so,“ murmelte er, „Du verwirfst die Freiheit? — Doch gleichviel — ich pflege bei meinen Entschlüssen nicht nach der Meinung der Betheiligten zu fragen — Du bist frei — warum willst Du nicht frei sein?“ setzte er rasch hinzu.

„Ich weiß nicht —“ stammelte sie, indem ihr glänzende Thränen in die starrblickenden Augen traten und ihre Lippen bebten.

„Du weißt nicht —?“ fragte er kopfschüttelnd.

Sie wußte es in der That nicht. Sie wußte nicht, warum sie den Mann, den sie eben erst tief bemitleidet, über dessen Schicksal sie Thränen hätte vergießen können, so schroff abwies, da er mit dem kostbarsten Geschenk nahte. Sie wußte nur, daß ihr Herz ihr in der Brust zuckte wie ein Skorpion, daß sie nach einem Schutz suchte, um eine andrängende ihren Stolz vernichtende Empfindung abzuhalten, daß sie sich aber nicht demüthigen lassen wollte und koste es ihr Leben. Er sollte nicht ihr Gönner sein, sie wollte nichts von ihm annehmen.

„Du weißt es nicht?“ wiederholte der Kaiser nachdenklich. Plötzlich verbreitete sich ein Zug

eigenthümlicher Milde um seine ausdrucksvollen Lippen. Es war ihm, als habe eine entfernte Ahnung von dem geheimen inneren Zwiespalt, der ihr jenes schroffe Ablehnen erpreßt, sich im Hintergrund seiner Seele aufgethan, eine Ahnung, die ihn erglühen ließ, wie die Altarflamme die kalte Erhabenheit des Götterbildes in lebendige Wärme taucht.

„Also wir lassen es dabei," sagte er weich, „Du bist frei und trittst in meine Dienste. Ich bedarf zeitweilig einer Pflegerin — ich bin leidend — Sejan sagt, Du lesest gut vor — ich werde Deine Talente verwerthen — — jetzt leb wohl," fügte er noch weicher hinzu. Sie sagte nichts, sah ihn nur einmal an. Mit zu Boden geschlagenen Augenlidern schritt sie dem Ausgang zu. Der Kaiser sah ihr nach, da ihr schwebender, ihre harmonische Seele wiederspiegelnder Gang, ihn fesselte. Der rothe Saum ihres Gewandes schlüpfte wie eine Schlange über den Mosaik, denselben vorübergehend in flüchtigen Purpur tauchend, ihr röthliches Haar floß wie ein natürlicher Goldmantel bis zu ihren Hüften hinab. Als sich ihre weiße Gestalt eben statuenhaft-plastisch vom dunkelgrünen Vorhang abhob, rief er noch

einmal ihren Namen, da ihm ihr letzter Blick aufgefallen war. Sie kehrte sich um. Nun stand sie dicht vor dem Vorhang, dessen Dunkel die Umrißlinien ihrer starken gelblich-weißen Arme, die strengen Formen ihres Gesichts und Nackens, den zackigen Faltenwurf ihrer Gewandung scharf hervortreten ließ. Ihre feuchtschwellenden Augen hatten sich erweitert, als könnten sie die Menge der Thränen nicht mehr fassen.

„Du scheinst es zu mißbilligen," sagte der Kaiser, „daß ich Rosen trage — auf kahlem Scheitel — zucke nicht mit den Brauen — ich habe Deinen Blick verstanden —" setzte er schleunigst hinzu, als er bemerkte, daß ihre thränenschweren Augen verwundert blickten. Er griff nach der schwellenden Purpurfülle des Kranzes, nahm ihn sich mit beiden Händen lächelnd vom Haupt und setzte ihn ruhig der neben ihm in der Nische stehenden Statue der Venus auf's weiße Steinhaupt. Die Liebesgöttin schien, als sie der duftende Purpurkranz berührte, geheimnißvoll zu lächeln und der erschrockenen Germanin war's, als wolle ihr die Göttliche den Marmorapfel zuwerfen, den sie prüfend in schlanker Hand wog. Thusnelda beugte, von des Kaisers symbolischer Hand-

lungsweise seltsam bewegt den Kopf und entfernte sich. Der Kaiser sann einen Augenblick vor sich nieder und betrachtete dann die noch zitternde Falte des Vorhangs, welche des Mädchens Gestalt verschlungen. Wie eine der Urne entschwebende Weihrauchwolke sich anmuthig in Duft auflöst, war sie hingeschwunden.

„Weißt Du, wie sie mir vorkommt?“ wandte er sich dann an den aufmerksamen Sejan. Dieser bat mittelst einer Handbewegung um Aufschluß.

„Als sei sie: Ich! — ins Weibliche übersetzt —“ sagte der Kaiser träumerisch, „ich würde mich in ihrer Lage ebenso benehmen — —“

Der Monarch wollte fortfahren, seinen Plan: Rom zu verlassen, auseinanderzusetzen, als ihn ein tosendes Stimmengewirr, das wachsend aufbrauste, unterbrach. „Das ist kein Festlärm,“ stieß er bestürzt hervor. Nun übertönten die Worte: Wasser, Arzt, Hülfe! das allgemeine Gebrause. Einzelne Schreie übergellten, wie Mövenrufe den Sturm, das immer drohender durch die Säle rauschende Wehgeheul.

„Herr -- ich fürchte —“ stieß Sejan erbleichend heraus —

„Was?" kam es tonlos über des bebenden Cäsars Lippen.

„Man ruft nach Dir!" flüsterte der ahnende Sejan, „horch —? es rief Drusus!"

„Gehen wir in den Saal," fiel es tonlos von Tiber's halbgeöffneten Lippen. Ehe sich Beide vom Platz bewegt, stürzte ein Sklave in's Gemach: „Wo ist der Kaiser — Drusus —" stammelte er — „ein — ein — — Eudemus sagt —"

„Was?" rief ihm der Kaiser barsch entgegen.

„Ein Schlaganfall —" stotterte der Sklave.

„Der Wein —"

Der Kaiser winkte dem Athemlosen zu schweigen und eilte, von Sejan gefolgt, dem Festsaal zu. Nichts verrieth seine Seelenstimmung. Nur ein leises Räuspern, das er zuweilen ausstieß, ließ auf eine innere Bewegung schließen. Sein bleiches Gesicht mit den tief eingegrabenen Furchen blickte frostig wie eine Wachsmaske. Nur in den Augen zuckte ein unheimlicher, irrer Glanz. Als er im Saale ankam, wichen die Umstehenden sofort von dem sich auf den Polstern wälzenden Drusus zurück und ließen den Vater näher treten. „Was geschah, warum liegt er so —" fragte der Letztere

streng, befehlend. Eudemus, der dem Ohnmächtigen zur Ader gelassen, richtete sich vom Lager empor und theilte dem Kaiser mit: der Fall sei nicht unbedenklich — offenbar ein Schlaganfall — man habe eben nach Tänzerinnen verlangt, der Prinz habe eine Flöte an dem Mund geführt und lachend darauf zu blasen versucht. Plötzlich da er die Wangen allzusehr angespannt, sei er, einen Schrei ausstoßend, zurückgesunken. Der Prinz lag mit blauroth gefärbtem Gesicht und dickaufgeschwollenen Halsadern in den Polstern. Er keuchte und rang nach Athem. Manchmal zuckte sein Körper konvulsivisch; mit den Nägeln seiner gekrallten Finger zerkratzte er den blauen Polsterüberzug, ächzte, schlug um sich, trat einen Tisch um und biß schließlich so grimmig in den ihm vorgehaltenen Wasserbecher, daß sich derselbe verbog und das Knirschen seiner Zähne schauerlich durch den stillen Saal hallte. Auf einmal sank er erschlafft zusammen, öffnete den Mund weit und entfärbte sich.

Sejan mußte sich abwenden — er ahnte die Ursache dieser Katastrophe. Der Kaiser stand, sein Beben unterdrückend, vor dem niedrigen Ruhebett und sah finster auf den jetzt wie keuchend dalie-

genden Sohn, als wolle er demselben Vorwürfe entgegenschleudern. Nur im Innersten seines strengen starren Auges glomm mehr und mehr eine mit dem Aufgebot seiner ganzen philosophischen Bildung, Seelengröße und Herrscherwürde zurückgedämmte Besorgniß auf. Das aufgeschwollene Gesicht des Drusus belebte sich jetzt ein wenig, während der pausbäckige Arzt mit den jovialen kleinen Augen aus einem Mischkrug ihm die Stirn heftig mit Wein wusch. Rings um das Lager bildeten die Togen der neugierigen Zuschauer, die sogar auf die Tische und Stühle emporgeklettert waren, bis zur Decke einen weißen Schacht, so daß es den Anschein hatte, als sei der Arzt sammt dem stöhnenden Prinzen in eine große Kalkgrube gefallen. Die entsetzten Gesichter schienen auf die weiße Kalkwand gemalt zu sein. Der gelehrte Theodorus flüsterte seinen Collegen die Bemerkung zu: „Sieh nur, wie häßlich der zerfetzte Rosenkranz um des Elenden Gesicht hängt —“ und in der That bildeten diese Symbole der Liebe und des Lebens einen ironischen Schmuck für diese Todenmaske, der überdies der dünne Flaumbart eine widerliche fratzenhafte Umrahmung verlieh.

Während der Prinz schwer keuchend mit ver-

glasten Augen zur Decke stierte, wandte sich Eudemus, seine Instrumente einsteckend, gleichmüthig zu dem in schmerzliches Brüten versunkenen Herrscher, dessen Kopf fest auf die Brust gedrückt, ein Doppelkinn bildete.

„Laß den Prinzen nach Hause bringen," flüsterte der Arzt leicht hin, „der Wein war zu stark — aber ich stehe für nichts, wenn Dein Sohn dies Schlemmerleben weiter fortsetzt —"

Er zuckte die Achseln und zog sich, in die Faust hüstelnd, zurück, einen eigenthümlichen kalten Blick zu Sejan hinüberwerfend, den indes der Letztere nicht erwiderte. Der Monarch kam zu sich. Er hob den Kopf, seufzte und trat einen Schritt zu dem Hülflosen heran, als wolle er ihn umarmen oder ein paar freundliche Worte an ihn richten. Die Umstehenden beobachteten ihn gespannt und regungslos, denn man hatte in Rom das Gerücht verbreitet, Tiberius liebe seinen Sohn nicht, ja, trachte ihm nach dem Leben. Es ging ein leises Knistern durch die Faltenmasse der Togen. Aber Tiberius fürchtete, die Weichheit seines Innern nicht verbergen zu können, die Tiefe seiner Vaterliebe zu entweihen, zwang seine Gesichtsmuskeln zu marmorstarrer Ruhe und schloß die schon ge-

öffneten Lippen. Das Knistern der Togen verstärkte sich, einige Köpfe neigten sich zu einander hin, bedeutungsvolle Blicke begegneten sich. Dann sah sich Tiberius mit einem Gesichtsausdruck im Kreise um, der in seiner finstern Geistesabwesenheit, in seiner gramvollen Majestät etwas Beschämendes für die Neugierigen hatte. Anfangs schien er sich zu besinnen, wo er war, allmählich erkannte er, daß man ihn von allen Seiten beobachtete, was ihn trotz seines Seelenschmerzes auf's Aeußerste verdroß.

„Was ist denn? was gafft Ihr?“ stieß er mürrisch heraus, „das hat nichts zu sagen hier — das geht vorüber — nicht wahr mein Drusus —?“

Während sich das Rauschen der Togenwand verstärkte, trat der Kaiser bis dicht an die Polster des Lagers und beugte sich über seines Sohnes verzerrtes Antlitz, das gelbweiß, wie ein Lehmmodell dalag.

„Steh auf, Drusus, Du bist nicht krank, hörst Du?“ rief er, „Du sollst nicht krank sein — ich befehle es Dir — hörst Du? Dein Kaiser —“

Seine Miene, seine Stimme heuchelte vergebens rauhe Festigkeit. Noch einen Augenblick sah er starr herab in die stumpfblickenden Augen des

Aechzenden, der ihn nicht erkannte, dann hob er zuckend den Kopf und sagte mit gebrochener Stimme zu den mittlerweile nähergetretenen Sklaven: „bringt ihn nach Hause —"

Als sich nun die Togen von einander löſten und die Menge sich zerstreute, konnte man viele Gesichter beobachten, die sich gegenseitig verständnißvoll zulächelten. Einige flüsterten mit einander, den Meisten schien es eine ausgemachte Sache, daß Tiberius keine Spur von Vaterliebe besaß, Manche meinten sogar, man kenne den Grund von des Drusus plötzlichem Unwohlsein. Sejan folgte, eine edle Theilnahme auf dem Antlitz zur Schau tragend, dem sich abwendenden Herrscher. Als er ihn erreicht, beklagte er mit Thränen in den Augen, daß in seinem Hause, an seinem Tische dies Unheil über die kaiserliche Familie hereingebrochen sei. Der Kaiser drückte, als er allein mit ihm im Atrium war, Sejans Hand.

„Nun fühle ich erst," sagte er, „wie werth mein Sohn mir, trotz allen seinen Fehlern, ist, ich werde alt — in ihm dachte ich mir den künftigen Träger der Krone heranzubilden — er sollte mir die goldene Bürde tragen helfen — und jetzt —"

„Hoffen wir zu den Göttern, daß dies nur ein vorübergehender Anfall war," warf Sejan mit unsicherer Stimme dazwischen. Der Kaiser, der zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um Sejans Verstörtheit zu bemerken, nickte.

„Die Götter müßten grausamer als die Menschen sein," flüsterte er, jedes Wort mühsam hervorpressend, „wenn sie mir den Sohn, die einzige Quelle, aus der ich noch Hoffnung und Lebenskraft schöpfte, rauben wollten. Ich stünde vor einem Abgrund, wenn er mir genommen würde, mit ihm risse das letzte Band, das mich an die Menschheit fesselt und — ich fühl's —" setzte er leiser mit irrem Blick hinzu, „wenn mir die Götter das thun — dann," seine Stimme dämpfte sich noch mehr: „— behält sie vielleicht Recht, die Germanin — als sie mich den Feind des Menschengeschlechts nannte —"

Sejan sah unter sich, keine Muskel seines Gesichts bewegte sich. Der Kaiser wendete sich von Sejan ab, schwer athmend, einen Augenblick hindurch seiner selbst kaum mächtig. Nun erst wagte es der Minister, verstohlen nach seinem Gebieter hinauf zu schielen.

„Man soll mich in meinen Palast bringen,"

sagte der Letztere dann rauh, wie innerlich gebrochen.

Als der Kaiser zehn Minuten später dem Ausgang zuschritt, bemerkte er unter den auf dem Vorplatz Spalier bildenden Dienern Thusnelda, deren sinnendes Auge einen Moment hindurch mit der feuchten Glut echten Mitleids auf ihm geruht . . ! nur einen Moment hindurch, aber dem Kaiser sank dieser tiefe Blick warm und erquickend in die umdüsterte Seele. Ein rascher Entschluß stieg in ihm auf. Er trat auf das Mädchen zu.

„Mein Sohn ist erkrankt —“ sagte er kurz.

„Ich weiß,“ gab sie zurück.

„Sejan sagte mir, Du seist eine treffliche Krankenpflegerin — willst Du mir den Sohn pflegen —?“

„Gern,“ flüsterte sie und dies: „Gern!“ klang so überraschend weich, daß der Kaiser, der von ihren Lippen immer nur harte Laute zu hören gewohnt war, sie verwundert ansah. Sie fühlte, daß sie ihrem aufquellenden Mileid zu rasch hatte die Zügel schießen lassen und sah beschämt zu Boden.

„Gut!“ sagte der Herrscher und wendete sich

an Sejan, „ordne alles Nöthige an —“ Dann bestieg der Kaiser die Sänfte.

* * *

In Sejans Arbeitszimmer verbreitete die kümmerliche Flamme des flachen silbernen Oellämpchens eine müde Dämmerung. Nur der bunt eingelegten Erzplatte des Tisches, über der die Lampe gierig ihren den Docht packenden Geierschnabel reckte nnd die mit Büchern, Rollen, Tafeln bedeckt war, wurde diese spärliche gelbrothe Beleuchtung zu Theil. Der übrige Raum des Gemachs schwamm in blauem Schatten, durch welchen zuweilen die Ornamente der Säulen oder die Vergoldungen der Marmorwände einen kalt aufblitzenden Funken, einen feuchten, verschwommenen Lichthauch warfen. Der Thürvorhang war mit ganz besonderer Sorgfalt zugezogen. Seine schweren dunkeln Falten flossen von ängstlicher Hand geglättet herab und schlossen das kleine Gemach geheimnißvoll. Nur zuweilen blinkte eine Goldstickerei des Vorhanges durch die Dunkelheit. Der Bärenrachen des Fells am Fußboden fletschte drohend den Vorhang an, als wolle er jede leiseste Regung desselben sofort bestrafen. Manchmal schienen die Ohren des Un-

thieres zu lauschen, ob sie keine Schritte vor der Thüre hörten.

Sejan stand gebückt dicht vor dem Lämpchen. Die Flamme verlieh seinen wohlgepflegten nackten Armen, mit denen er sich auf die Tischplatte stemmte, eine orangegelbe Röthe. Sein sonst so frisches Gesicht trug eine etwas krankhafte grünliche Färbung. Dieser nervöse Zug seines Gesichts wurde durch die seltsame Beleuchtung verstärkt, die von unten kommend, alle Schatten seiner Gesichtsmuskeln nach oben warf. Seine Gesichtsmuskeln erschienen gespenstisch, leblos, wie durchsichtig; man sah ihm an, daß tiefe Gemüthserregungen in ihm rangen. Sein Auge, als er es nun nach einer Ecke des Gemachs richtete, nahm in dieser Beleuchtung den kalten, blinden Glasglanz der Katzenaugen an, in welchen statt der runden Pupille ein schiefer irrer Lichtfleck flackert. In dieser Zimmerecke entdeckte man in der violetten Schattenmasse, die sich über den Vorhang gelagert, eine nebelhaft schimmernde Toga, auf deren Faltengewirr ein pausbäckiges Gesicht saß, rund wie ein Kürbiß.

„Und dennoch,“ flüsterte Sejan zu jener Toga

hinüber, „es war zu rasch, zu plötzlich — es könnte Verdacht erwecken —“

Die nebelhaft schimmernde Toga bewegte sich knisternd.

„Wie lange willst Du denn warten?“ frug eine Stimme aus der Dämmerung, „ich, mein Lieber, brauche Geld, viel Geld und kann nicht mehr lange auf den Umsturz der Dinge warten —“

Sejan verzog verdrossen das Gesicht. Der Tisch zitterte leise unter dem Druck seiner Hände. Er hätte dem Arzt Eudemus gern ein heftiges Wort hinübergeschleudert, schwieg jedoch aus Klugheit. Dieser Arzt ward ihm immer unleidlicher; der Mensch war schwatzhaft, leichtsinnig und forderte beständig Geld von ihm, das er ihm, weil er ihn zum Mitwisser gefährlicher Geheimnisse gemacht, nicht abzuschlagen wagte.

„Verlasse Dich darauf,“ begann Sejan an sich haltend, „sobald ich der Herr Roms bin, sollen alle Deine Wünsche befriedigt werden. Du sollst Dich in Gold baden. Aber ich bitte Dich, mäßige Deine sonsthin löbliche Begierde, mich zum Herrscher zu machen. Man wird nicht von heut auf morgen Weltherrscher. Das Scepter ist kein Stecken, den man vom ersten besten Zaun bricht und eine

Krone stiehlt man nicht wie eine Feige aus Nachbars Garten. So eine Krone ist ein stachelig Ding, an dem man sich schon die Finger verbrennen kann, besonders, wenn ein Tiberius sich den kahlen Schädel damit belastet. Wenn Drusus bei Seite geschafft wurde, fiel nur ein kleines Vorwerk der Festung; von da ab beginnt erst der Hauptsturm. Verstehst Du?“

„Wohl,“ brummte der Arzt, „ich kenne meine Medikamente — Drusus lebt keine vier Wochen mehr —“

„Das ist eben der Fehler,“ brauste Sejan auf und richtete sich rasch empor. „Haben wir nicht ausgemacht — das ist wahrlich um dem Unterweltshund zu erwürgen — haben wir nicht ausgemacht — Drusus solle langsam hinsiechen? Ein halbes Jahr lang wenigstens —? Und nun? Abscheulich!“ setzte er hinzu, stampfte mit dem Fuße auf und schleuderte einen Schreibgriffel, den er in der Hand hielt, auf den Tisch.

„Du bist zu ängstlich,“ meinte der Arzt achselzuckend.

„Du kennst des Kaisers Argwohn nicht,“ entgegnete ihm Sejan streng und schritt auf ihn zu mit einem Gesicht, als würde er ihn am liebsten

zu Boden schlagen, „ich will mich im Tiber ersäufen lassen, wenn dieser Tiberius nicht jetzt schon einen leisen Verdacht schöpft — der Anfall kam viel zu überraschend — eine leichte Uebligkeit wäre für's Erste genug gewesen — der Kaiser verbirgt seine Gedanken aber sicherlich — sein letzter Blick verrieth mir's — er grübelt über der Sache —"

„Pah," lachte der Arzt dem zornigen Günstling frech ins Gesicht, „Dich quält das Ding, das man Gewissen nennt, Du siehst bereits in Jedermanns Gesicht verdächtige Falten —"

„Was?" rief der Minister laut, dämpfte dann aber seine Stimme und fuhr fort: „Gewissen? Ich? Habe Du nur so viel Vorsicht, als ich Muth habe —"

„Es soll mir's Einer nachweisen, daß er Gift verschluckt hat," fiel ihm Eudemus ins Wort. „Uebrigens meinetwegen — ich behandle ihn — Gegengifte ab und zu gereicht, verlangsamen die Wirkung —"

Der Arzt erhob sich. Sejans Zorn belustigte ihn, da er ihn nicht zu fürchten brauchte. Er trat an den erleuchteten Tisch heran und schaute mit ironischem Lächeln zu dem Wüthenden hinüber,

als wolle er ihm mitleidig den Rath geben, er möge sich doch schonen. Sejan würgte seinen Haß hinunter, schritt ein paar Mal durch's Gemach und zwang seine erregte Stimme zu gleichmüthiger Ruhe.

„Du hast gar keine Ahnung davon," sagte er, einen Stuhl zur Seite schleudernd, „was das heißen will, ein solches Werk beginnen. Das ist nicht so, wie wenn Du ein Brechmittel verschreibst. Ich will lieber dem Vater der Götter den Adler stehlen und ihm eine Gans unterschieben, als diesem alten Menschenfeind eine Togafalte zerknittern, oder dies Staats-Räderwerk zertrümmern, das schon den Jahrhunderten trotzte —"

„Glaubs wohl," murmelte Eudemus gelangweilt und hielt sich die Hand vor den gähnenden Mund.

„Vorerst müssen wir den Kaiser von Rom entfernen," fuhr Sejan fort, sich mit düstrer Gespanntheit in seine Pläne vertiefend. „Das ist das Wichtigste. Ich hoffe, es gelingt uns. Dann muß ich den Senat noch weit schärfer bearbeiten, als dies bis jetzt geschehen, eine sehr schwierige Aufgabe. Da heißt es schmeicheln, Geld hergeben, Strenge anwenden. Ich muß meine Macht immer

kühner entfalten, ohne dadurch Verdacht zu erwecken — ein fast unmögliches Unternehmen. Von mir muß schließlich der ganze Staat abhängen — die Prätorianer, die jetzt noch unschlüssig schwanken, müssen völlig gewonnen werden — und dann —"

Er blieb stehen und stierte mit träumerischem Brüten in das regungslose traurige Flämmchen der Lampe. Er wagte nicht das Letzte auszusprechen. Eine eisige Beklemmung verlangsamte die Schläge seines Herzens und es wehte ihm frostig entgegen, wie aus einem ägyptischen Felsengrab. Das Flämmchen vergrößerte sich vor seinen Augen. Es ward wie eine trübe untergehende Sonne, die ihn kraß anstierte, ihm drohend zunickte. Dann zuckte er zusammen. Es war wieder das kleine spitze Flämmchen, das vor ihm starr aufragte, wie ein mit altem Blut beklebter Dolch. Er erschrak und wandte sein schmerzlich verzogenes Gesicht ab.

„Verflucht," fuhr er mit leisem Ingrimm fort, „daß mir dieser alte Tyrann so viel Respekt einflößt. Kindisch ist das und weibisch. Ich weiß!"

„Du bedenkst Dich wohl noch?" fragte Eudemus gähnend. Sejan fuhr um.

„Ich bitte Dich," wies er den Schwätzer ärgerlich zurecht, „nimm die Sache ernsthafter — ich bebe vor Aufregung und der Mensch gähnt —"

Er hatte die letzten Worte mit fast schmerzlicher wutherstickter Stimme hervorgepreßt. Der Arzt rieb sich die Augen und unterdrückte ein zweites Gähnen.

„Ach ich nehm's schon ernsthaft," lachte er gutmüthig, „oder ist Dir das nicht ernsthaft genug, wenn ich jetzt hundert Denare von Dir verlange?!"

Beide schwiegen. Die Flamme der Lampe knisterte einmal auf, dann lag wieder das schwermüthige, schwüle Helldunkel über dem Marmorgetäfel. Sejans Schatten reckte sich mächtig an der Wand empor, wie ein schwarzer Riese stand er da, den Kopf bis zur Mitte der Decke erstreckend.

„Schon wieder Geld —" begann Sejan. Er wollte verdrossen fortfahren. Ein schlürfender Schritt hinter dem Thürvorhang ließ ihn den Athem anhalten und die Lippen auf einander pressen. Auch Eudemus drehte sich dem, wie von scheuem Windhauch bewegten Vorhang zu, dessen

Goldfranzen mit leisem Rascheln den Marmorboden streiften.

„Wer ist hier?" rief dann lauschend der Minister. Keine Antwort. Der Arzt sah fragend auf Sejan, diesem ward es unbehaglich, er machte einen Schritt auf den Vorhang zu, blieb dann aber unschlüssig stehen. Gleich darauf schob sich eine Falte des Vorhangs behutsam zurück; Sejan versetzte dem Lämpchen einen Stoß, so daß es, über die Tischplatte gleitend, die Thüre schärfer erhellte. Eudemus wendete den Kopf von der Thüre ab, bückte sich und that, als wolle er seine Sandalenriemen fester schnüren. Er zitterte und Sejan belächelte im Stillen die Feigheit des Heilkünstlers, der eben noch so tollkühn den Umsturz aller Dinge herbeiwünschte.

Es war das müde Gesicht des Lygdus, das aus den Falten des Vorhangs auftauchte und das sich mit schläfrigem Lächeln zu dem gespannt vorgebeugten Sejan hinkehrte. Gleich darauf schob der Kammerdiener, ohne zu fragen, seine Gestalt mit einer gewissen edeln Lümmelhaftigkeit in's Gemach und blieb, die Beine auseinanderspreizend, freche Blicke um sich werfend, dicht vorm Vorhang stehen.

„Was willst Du?“ fragte ihn Sejan kurz, ärgerlich, doch von der zudringlichen Sicherheit die aus dem Benehmen des Eindringlings sprach, wie von einer unbehaglichen Ahnung gelähmt.

„Eine wichtige Nachricht von Drusus,“ lächelte der Grieche verschmitzt und rieb sich die Nase, ungenirt, als sei er hier zu Hause.

„Nun?“ fuhr ihn Sejan an, indem er sich darüber ärgerte, daß ihm dieser Mensch zu imponiren vermochte. Das bleiche Griechenantlitz schnitt mit theatralischer Virtuosität eine halb hämische, halb possirlich-listige Grimasse und wendete sich mit kurzem Schnicken dem Arzt zu, andeutend: Es sei Einer zu viel im Zimmer!

„Was?“ fragte der Minister, der ihn verstand, „Geheimnisse?“

Der Grieche hob das Kinn zur Decke und blies die Backen auf, aus denen er dann mit zischendem Laut die Luft entließ.

„He . . . m,“ sagte er gedehnt, immer mit jenem kühlen matten Lächeln, „Geheimnisse? Hem! Herr — so wird's wohl sein . . . so wird's sein!“

Sejan sah auf den Arzt, dann in das heitere Gesicht des Griechen.

„Ich brauche Deine Geheimnisse nicht zu wissen,“ sagte er.

„So?“ machte der Grieche verächtlich lachend. Dieser verächtliche Ton fiel dem Minister auf. Man sollte ihn doch wohl hören, dachte er, that aber, als hege er nicht die geringste Neugier. Doch wendete er sich mit einem fragenden Blick zu Eudemus, als wolle er dessen Rath einholen. Eudemus verstand. Er zupfte seine Sandalenriemen zurecht und stampfte auf, um sein Schuhwerk zu prüfen.

„Laßt Euch nicht stören,“ sagte er, nickte dem Minister zu und entfernte sich. Der Minister beobachtete den Griechen argwöhnisch. Dieser rieb sich, an der Thüre stehend, wieder lächelnd die Nase.

„Nun — also?“ stieß Sejan heraus, sich auf den Tisch stützend. Keine Antwort.

„Du willst wohl Geld erpressen, Bursche,“ fuhr Sejan fort, „das wird Dein ganzes Geheimniß sein. Laß mich in Ruhe —“

Er that, als wolle er sich entfernen, blieb aber, da sich Lygdus nicht regte, an der gegenüberliegenden Thüre abwartend stehen. Lygdus rieb sich zur Abwechslung das Kinn und lächelte den vor ihm jappend aufgespannten Bärenrachen an.

Der Minister schlug mit der Hand ungeduldig auf die Tischplatte.

„Hörst Du?“ rief er aufstampfend, „meinst Du, ich hätte Zeit, Komödie mit Dir zu spielen —?

Endlich regte sich Lygdus.

„O ja,“ meinte er träg, „Du wirst gleich in einer sehr ernsthaften Komödie mit mir spielen.“

„Willst Du wohl die Gnade haben und Dich nicht als Sphinx geberden?“ herrschte ihn der Präfekt der Prätorianer an, „oder soll ich Dir fünfzig Peitschenhiebe angedeihen lassen?“

„Das wäre sehr undankbar,“ sagte der Kammerdiener mit unerschütterlicher Ruhe.

„Undankbar?“

„Denn ich bin Dir ein größerer Wohlthäter als Tiberius,“ fuhr Lygdus kaltblütig fort.

„Was soll das —“ stammelte Sejan ahnungsvoll.

„Was das soll?“ lachte Lygdus, „hem! Dir andeuten, daß der Mächtigste Roms, der Mann, der den Beherrscher der Welt beherrscht, heut Nacht statt in seinem Bett im Kahn Charons hätte schlummern sollen — wenn Lygdus nicht gedacht hätte, er wolle auf eigene Faust ein wenig Weltgeschichte spielen — schau her —“ setzte er verächtlich hinzu.

Er schlenderte träg, wie in allen Gliedern er-

schlafft, an den Tisch heran, zog gähnend ein Silberbüchschen aus der Brusttasche und warf dasselbe mit graziös-lässiger Armbewegung auf den Tisch, sodaß ein metallenes Klingen durch das Zimmer zitterte und die kümmerliche Flamme matt aufzuckte, wie ein Sklavenauge im Sterben.

„Dies Zeug da," murmelte er, wie gelangweilt, „sollte ich Dir in den Wein mischen — hem? was sagst Du dazu?"

Sejan, der ihm gegenüber, neben der anderen Seite des Tisches stand, hob langsam den Kopf, als werde ihm derselbe zu schwer. Seine Gesichtszüge erstarrten, sein Auge quoll, als wolle es sich zum Dolch zuspitzen, aus dem Lid.

„Wie?" kam es verstört über seine Lippen. Er glaubte nicht recht gehört zu haben und beugte sich leise zu Lygdus hinüber, wie von einem Windhauch bewegt.

„Nun ja, die Mixtur da —" stieß dieser ungeduldig hervor, eine Handbewegung ausführend.

„In den Wein?" gab Sejan zweifelnd zurück, „auf Befehl — des —"

„Drusus," schloß Lygdus keck den Satz. „Es wäre mir das auch leicht möglich gewesen," fuhr er gleichmüthig fort, „warum nicht! Ich komme

oft in Dein Haus. Die Diener sind mir befreundet und ich besitze schon einige Taschenspielergewandtheit. Merkst Du, auf welch gebrechlichem Streitwagen der mächtige Sejan dem Ziel zustürmte? Von mir allein hing's ab, ob Dir der Boden unterm Fuß zusammenbrechen sollte“ ... Er hielt ein. In Sejans Brust herrschte momentan die seltsamste Verwirrung. Mißtrauen, Schrecken, Zorn mischten sich in ihm mit dem peinlichen Gefühl, sein Leben einem Menschen, wie diesem Lygdus verdanken zu müssen, von dem er, wie es schien, abhängig werden sollte.

„Aber! hem! —“ begann Lygdus, blies wieder die Backen auf und lachte dann treuherzig: „Warum sollt' ich Dich vergiften? Du kannst mir schließlich mehr nützen als mein Herr, der — wie's scheint — doch bald —“

Er brach ab, zog die Mundwinkel schief und schnickte mit der Hand bezeichnend nach unten, während er dem Sejan einen listig-vertraulichen Blick zuwarf. Sejan, der sich rasch von seinem Schrecken erholt, that, als habe er diesen Blick nicht bemerkt, sah gerade aus und zuckte gleichmüthig die Achseln. Vor Allem galt es ihm, den

Verdacht, den dieser freche Geselle durchblicken ließ, vorsichtig bei Seite zu schieben.

„Freilich," sagte er daher in bedauerndem Ton, „das Schicksal ist unerbittlich —"

„Und — solche Dingelchen da," schmunzelte der Grieche tückisch, auf das Silberbüchschen deutend, „sind auch unerbittlich —"

Sejan betrachtete sich den immer zudringlicher werdenden Burschen aufmerksamer, dessen Eitelkeit von Drusus Gunst groß gezogen worden war. Der Grieche behielt beständig sein vieldeutiges Lächeln auf den bläulichen Lippen, auch wenn er sich abwendete. Dabei wiegte er sich leise in den Hüften, legte die Hände auf den Rücken oder kokettirte mit seiner wohlgepflegten Hand, mit der er sich im Kraushaar kratzte, oder das weiße Haarband zurechtschob. Es lag dabei in seinem Benehmen der unausgesprochene, aber nicht mißzuverstehende Wunsch, dem Minister in irgendwelcher Weise sich zur Verfügung zu stellen, ihm anzudeuten: er könnte ihm behülflich sein. Doch hütete sich der Präfekt der Prätorianer wohl, dem Schlauen entgegenzukommen, oder sich ein unbedachtes Wort entlocken zu lassen. Die Pause, die jetzt eintrat, war die Ruhe vor der Schlacht. Beide beobachteten

ihre geringsten Bewegungen, es war, als wollte jeder den anderen mit den Blicken ausschlürfen. Man hätte Beide für Liebesleute halten können, denen das Geständniß auf den Lippen schwebt. Die Flamme des Lämpchens schien vor Spannung erstarrt aufzuhorchen, die blauen Schatten schienen zu erblassen. Erst ein aus der Küche fern herüber hallendes Klirren löste den Krampf, der in der Luft lag, über den Möbeln zitterte, auf den Menschengesichtern zuckte. Sejan seufzte gleichmüthig und sagte, auf das Silberbüchschen deutend, mit sehr kühler Betonung:

„Also Drusus hätte Dir dies Gift gegeben, damit Du es mir —“ — er machte die Geberde des Hinabschluckens, ergriff das Gefäß und beroch dasselbe.

„Ja, ja!“ warf der Diener hin. Sejan schüttelte den Kopf und nahm die Miene eines Biedermannes an.

„Nein! mein Freund! Das mache einem Anderen weiß,“ entgegnete er kalt, „Drusus ist ein Ehrenmann — niemals würde er Dir einen solchen Auftrag ertheilen — Du hast dies Silbergefäß Deinem Herrn entwendet —“ Er warf dasselbe auf den Tisch, daß es klirrte.

Der Kammerdiener sah ihn erstaunt an und überlegte, wie er die Zweifel zerstreuen könnte.

„Du glaubst mir nicht?“ fragte er und erbleichte ein wenig, als er bemerkte, wie Sejan die Hand nach dem auf einem Seitentische stehenden Metallbecken ausstreckte, um durch Anschlagen desselben Diener herbei zu rufen.

„Ich halte Dich für Einen, der sich durch Schwindeleien Lohn erpressen möchte —“ sagte Sejan mit ruhigem Lächeln, „und dieser Lohn soll Dir sofort in Gestalt von Prügeln werden —“

„So höre nur erst,“ unterbrach ihn Lygdus mit scheuen Blicken.

„Ich höre nicht, sondern handle,“ wies ihn Sejan ab, „Du bist ein Treuloser — deshalb soll Drusus sofort erfahren, welchen Diener er —“

„Halt,“ schnitt ihm der Kammerdiener mit heiserer Stimme das Wort ab und trat zurück an den Thürvorhang, dessen Falten er mit krampfigem Handgriff zusammenraffte. Diese entschlossene, auf Alles gefaßte Bewegung des verwöhnten Dieners kam dem Günstling unerwartet, bestärkte ihn aber in seiner Annahme.

Das „Halt“ des Griechen klang so befehlend, so wegwerfend, so ironisch, daß Sejan beinahe

vor diesem Menschen, dem nicht beizukommen war, eine Art Ehrfurcht empfand und die schon erhobene Hand von dem Metallbecken zurückzog. Der Grieche war, seine Miene kaum ändernd, nur marmorblaß geworden, sodaß seine ewig heiteren Augen wie gespenstisch schwarze und doch üppig lustige Irrlichter aus seinen immer feuchten langwimperigen Augenlidern flackerten. Sein regelmäßiges Gesicht schien in einem wahnsinnigen Lächeln erstarrt, doch zitterte leise sein ganzer Kopf. Seine die Vorhangsfalten packende Hand bebte, er stand sonst aber unbeweglich. Das Kinn weit vorgestreckt, wie zum Sprung bereit, flüsterte er dann mit eigenthümlichem, halb scheuem, halb possirlichem, halb drohendem Ton:

„Sei froh, wenn ich schweige — und hüte Dich, mich zu beleidigen“ — Um die Flamme der Lampe schwirrte ein durch die Dachöffnung eingedrungener dunkelblauer Falter. Sejan blickte auf das ungewisse Taumeln des glanzberauschten Thieres, das die zuckende Flamme auszulöschen drohte.

„Wie? was sollst Du etwa nicht verschweigen?“ fragte Sejan, völlige Ruhe heuchelnd. Der Andere schwieg einen Augenblick.

„Hem!“ kam es dann kaum hörbar, mit harmloser, dadurch aber nur um so wirksamerer Betonung über seine lächelnden Lippen: „so ganz ohne Ursache hat wohl Drusus nicht schon seit drei Wochen Magenbeschwerden —“

Sejan fühlte sich gedemüthigt.

„Was? Davon weiß ich nichts? Magenbeschwerden?“ sagte er indeß verwundert.

„So ganz umsonst besucht ihn doch wohl Eudemus nicht alle Tage —“ fuhr der Grieche achselzuckend fort.

„Warum sollte er nicht —?“ murmelte Sejan, immer noch dem hartnäckig seinem Untergang zutaumelnden Schmetterling zusehend.

„Freilich,“ meinte der Grieche, den Mund höhnisch verziehend, „aber weißt Du, was den Menschen schadet, schadet zuweilen auch den Thieren.“

Sejan sah ihn fragend an.

„Ich setzte,“ fuhr der Andere fort, „heute Morgen das Frühstück des Drusus — ganz im Stillen, ohne daß es Einer sah — einer Taube vor — — das Thier —“ er machte eine Pause, in der er Sejan boshaft und scharf fixirte und setzte im Flüsterton hinzu: „starb!“ — Dann ließ

seine Hand die Vorhangsfalte los. Sejan hatte seine Gesichtszüge völlig in der Gewalt. Er hatte nur prüfen wollen, ob der Grieche eine Ahnung von dem unheimlichen Werk hatte, das gegen seinen Herrn im Gange war. Da er nun seinen Zweck erreicht, heuchelte er die tiefste Ueberraschung. Er starrte den Kammerdiener entsetzt an. Stammelte dann ein paar unverständliche Worte und trat auf einmal auf ihn zu.

„Wie? wirklich?" murmelte er, „starb?" Lygdus nickte. Er wollte es nicht mit Sejan verderben und ging daher bereitwillig auf dessen Spiel ein. „Die Taube starb?" widerholte der Präfekt, „also vermuthest Du, daß in der Speise" — — er sah den Anderen gespannt an, trat näher und hauchte, sich vorsichtig umsehend: „Wer?"

Der Grieche nahm eine stumpfe arglose Miene an und zuckte die Achseln.

„Wie soll ich das wissen —?" murmelte er. Der Präfekt sann.

„Hem, was Du mir da sagst, ist merkwürdig und verdient Erwägung," fuhr er dann ernster fort, „wirklich, es verdient reifliche Ueberlegung — — Also Eudemus — besucht oft —? hem! und Drusus — Magenbeschwerden? Merk —

würdig," wiederholte er nachdenklich, „und der Hahn — wollt ich sagen, die Taube starb, sagst Du? Das ist freilich verdächtig. Ich werde im Stillen —" er brach ab, machte einen Schritt, besann sich und flüsterte dann, wie auf's Tiefste erschüttert, vor sich hin: „ja, es ist meine Pflicht — ich werde eine Untersuchung — dieser Eudemus also," unterbrach er sich — „ja, es muß im Geheimen eine Untersuchung eingeleitet werden — ganz im Geheimen, ohne Wissen des Kaisers, damit der alte Mann nicht den Verstand verliert, ob solcher Abscheulichkeit —"

Er war mit seiner Schaustellerei nicht zufrieden. Die Worte waren, wie er fühlte, schlecht gewählt, matt. Er merkte, daß er sein Spiel umsonst spielte, daß man ihn durchschaute und das raubte ihm ein wenig die Sicherheit seines Auftretens, versetzte ihn in einen künstlichen geschraubten Zustand. Einen Schreibgriffel erfassend, verjagte er den um die zitternde Flamme kreisenden Falter, wobei er bemerkte, daß noch mehrere kleinere Insekten das Licht eigensinnig umschwärmten. Als der verjagte Falter gleich darauf wiederkehrte, verlängerte er mit dem spitzen Metallgriffel den Docht der Lampe. Er fühlte, daß sich der still

beobachtende Kammerdiener an seiner Unsicherheit innerlich weidete. Kaum je hatte ihn, den Gewaltigen, ein Sterblicher in Verwirrung zu setzen vermocht. Lygdus war der Erste, vor dem er zitterte. Dies verdroß ihn indessen nicht allzusehr, da ihm, der jedes Verdienst schätzte, die Findigkeit seines Gegners imponirte. Lygdus, der bisher eine möglichst dumm-unschuldige Miene angenommen, schritt an den Tisch heran, um dem Unschlüssigen zu Hülfe zu kommen.

„Gewiß, Herr," begann er äußerst treuherzig und liebenswürdig lächelnd. „Daß Du an meines Herrn Beschwerden unschuldig bist — Zeus strafe mich — wenn ich je daran gezweifelt! Der Andere, der etwa — hem — nun — Du verstehst, der der Urheber des Todes jener Taube ist —"

(Sejan nickte — —) „der geht mich nichts an. Gar nichts! Ich habe Dir diese Geschichte nur erzählt, weil ich mir dachte, sie könne Dir interessant sein, nur deshalb — und — was kümmerts mich, ob Drusus Leibschmerzen hat — und —" Er hustete in die Hand. „Uebrigens diese Taube" — brach er lachend ab — „beim Aeskulap —! sie wird wohl eines natürlichen Todes gestorben sein — ich habe ihren Mageninhalt nicht vom

Apotheker untersuchen lassen — vielleicht hat sie sich übergessen — kurz das ist mir Alles einerlei —"

Sejan lauschte unbeweglich. Auch die nachlässige Sprechweise dieses Menschen, die spöttische müde Ueberlegenheit, mit der er die Worte, Thatsachen und Menschen zu behandeln wußte, flößte dem Staatsmann Achtung ein. Er sah ein, daß er, um diesen gefährlichen Rivalen unschädlich zu machen, ihn auf seine Seite ziehen, ihn sich zum Freunde machen müsse. Lygdus seufzte so gefühlvoll, als es ihm die Frechheit seiner Verstellungskunst erlaubte.

„Und wenn mein armer Herr," fuhr er mit wehmuthzitternder Stimme fort, „früher die Ufer des Stix schauen sollte, als ich dachte — nun ich weiß mich zu trösten — weiß ich doch, daß es bessere Herren giebt, als den wilden Prinzen, der mich stets roh behandelte — daß Du, o Sejan! mir ein milderer Herr werden würdest —"

Sejan fiel ihm lebhaft ins Wort.

„Du kannst auf mich zählen," sagte er leutselig und geheimnißvoll, „ich bin Dir zu großem Dank verpflichtet — hörst Du?"

Er schritt an Lygdus heran, faßte seine Hand und klopfte ihm gutmüthig auf die Schul-

tern. Lygdus beugte mit ergebenem Lächeln das Haupt.

„Also Du liebtest Deinen Herrn nicht sehr?“ fragte der Minister leise, wohlwollend.

„Wie könnte ich! Den ekelhaften Schlemmer — pfui!“ stieß Lygdus heraus, mit den gespreizten Fingern eine wegwerfende Geberde ausführend.

„Und — er ist kränklich — wenn er langsam hinsiecht — Du würdest — das ruhig mit ansehen können?“ ließ Sejan behutsam einfließen. Lygdus schnalzte einmal mit der Zunge.

„Ich bin zu bescheiden, um dem Schicksal in den Arm greifen zu wollen —“ wich er aus, „die Götter walten, wir dulden —“

Dann schwiegen Beide. Sejan sah wieder dem Falter zu, der sich immer noch die Flügel verbrannte.

„Du sollst es weit bringen, Lygdus, meine ich!“ unterbrach der Minister die Stille, „Du besitzest Talente —“

„Meinst Du wirklich?“ fragte der Angeredete bescheiden, mit fast kindlicher Demuth zu dem Lenker des Staats emporsehend.

„Wirklich!“ bestätigte der Mächtige ernsthaft, „wirklich —“

„Wenn Du mir behülflich sein wolltest —“ wagte der Diener leise zu prüfen. Der Staatsmann nahm seine gewöhnliche höfliche Miene an.

„Was in meinen schwachen Kräften steht, soll geschehen —“ sagte er, das Beiwort: „schwachen!“ betonend.

Lygdus verbeugte sich ein wenig.

„O Deine Kräfte sind stark genug, mich zum Präfekten oder Aedilen zu machen,“ meinte er schmeichlerisch.

Sejan machte eine diese Schmeichelei fein ablehnende Bewegung. Er wollte nun seinerseits dem Schlauen durch huldvolle Vornehmheit des Benehmens imponiren.

„Nun, ich werde meinen geringen Einfluß aufbieten,“ wiederholte er, „verlaß Dich darauf — einstweilen — darf ich Dir wohl achttausend Denare anbieten?“ setzte er liebenswürdig hinzu.

„O!“ stieß Lygdus entzückt lächelnd heraus, „Du beschämst mich, mein Gebieter.“

„Gut! bis morgen hast Du die Summe,“ sagte der Minister mit herablassender Freundlichkeit, „und jetzt gehe, mein Lieber — — es ist spät, ich habe noch Regierungsangelegenheiten zu erledigen —“

Er reichte dem Kammerdiener die Hand. Dieser verneigte sich tief, küßte des Ministers Kleidsaum und schlüpfte mit graziöser Unterwürfigkeit durch die Spalte des Vorhangs. — Als der Günstling allein war, wischte er sich zuerst die Hand, mit der er die des Lygdus gedrückt, an einem auf dem Tisch liegenden Papier ab. Dann sann er vor sich nieder. Dann warf er sich ärgerlich in seinen Sessel, rückte die Lampe näher, beugte sich über verschiedene Rollen, öffnete Briefe und vertiefte sich mit leidenschaftlicher nervöser Hast in die Erledigung der Regierungsgeschäfte. Als eine Stunde später sein Sekretär eintrat, konnte er diesem bereits einen ganzen Stoß Briefe übergeben, die in die verschiedenen Provinzen des Reichs abgehen sollten. Der Geheimschreiber entfernte sich wieder. Sejan gönnte sich einen Augenblick Erholung. Er starrte, in den Sessel zurückgelehnt, auf den blaßrothen Dunstkreis, der sich wie eine verkümmerte Glorie um die kleine Flamme wob und überlegte, ob er auch klug daran gethan, sich diesen Lygdus gewissermaßen zum Aufpasser gewählt zu haben. Freilich! was ließ sich thun? Wie war es möglich, sich diesen Späher vom Halse zu schaffen? Entweder ihn völlig gewinnen oder

völlig vernichten. Er empfand dunkel, daß, während er selbst leidenschaftlich nach Lebensgenuß und Glanz dürstete, dieser Mensch dem Leben eine an Verachtung grenzende Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Er schien nur zu leben, weil es Mode ist, zu genießen, Vortheile zu erjagen, weil er gerade nichts besseres zu thun wußte. Er schien jeden Augenblick bereit, auf Glück, Vortheil, Genuß zu verzichten, obgleich er, wenn ihm die Götter diese drei Dinge darboten, sie nicht zurückwies. Wie verhältnißmäßig ruhig blieb dieser Grieche, sagte sich Sejan, als er ihm mit Strafe und Entdeckung gedroht, wie deutlich besagte sein sich in jeder Lage gleichbleibendes leichtfertiges Lächeln: „Ich bin auf Alles gefaßt und giebst Du mir den Tod, so lache ich Dich erst recht aus —" Solchen unbewußten Philosophen gegenüber zieht man leicht den Kürzeren, sie opfern sich selbst, um den Gegner zu Grunde zu richten. Diese Welt- und Lebensverachtung gab dem Menschen eine entschiedene Ueberlegenheit, die dem Minister unbequem zu werden anfing. Er erröthete wie vor Scham und ärgerte sich über dieses demüthigende Gefühl. Der Kerl muß bei Seite geschafft werden, sagte er sich. Jetzt freilich würde es zu

großes Aufsehen erregen, wenn Herr und Diener zugleich in die Unterwelt abführen — aber später — wenn sich die Wogen gelegt — — auch ließ sich die Behendigkeit des Gesellen noch verwerthen — Sejan versank immer mehr in sich selbst. Eine eigenthümliche Schwermuth, eine innere Leere beschlich ihn und zum ersten Mal tauchte Etwas, wie eine Selbstverachtung in ihm auf. Er kam sich klein, schwach vor. Doch bald wich diese Stimmung einer anderen. Er fing an, diesen Lygdus zu beneiden. Die kecke, gleichmüthige Schlauheit des Griechen reizte seinen Ehrgeiz. Du wirst dich doch nicht von einem Kammerdiener übertreffen lassen? rief er sich mißmuthig zu und er nahm sich vor, nun erst recht mit völliger Beiseitesetzung jeder Rücksicht auf Andere, seinem Ziele zuzustreben. Sein Durst nach Herrschaft wuchs, da ihn die eben durchkostete Demüthigung verschärft. Er wollte sobald wie möglich Livias letzte Bedenken zerstreuen, den Tod des Drusus beschleunigen, die Prätorianer sich völlig gefügig machen. Dann fuhr's ihm wieder durch den Kopf . . . hätte dieser Lygdus Dein Glück gehabt, er hätte es weiter gebracht wie Du! Ueber Gewissensbisse war der hochgestellte Mann

erhaben. Solche überließ er den kleinen Dieben und Mördern. Ruhm und Macht legten sich wie berauschende Weihrauchwolken um sein zum Götterbild erhobenes Ich und hüllten ihm die Wunden seines eigenen Innern, wie die Wunden, die er Anderen schlug. Nur hie und da spähte aus dieser verschönernden Dunstwolke eine hämische Furienmaske ihn an, dann aber lenkte er seine Augen rasch von dieser Larve ab und beschäftigte seinen Verstand mit den Entwürfen, die ihn in die Höhe tragen sollten. Erst als der graue Frühstrahl von der Dachöffnung herab die Tischplatte, die Bücher und Rollen mit einem leichten silbernen Gespinnst überwob, legte der Minister die Feder weg, gähnte und erhob sich mit schlaftrunkenem Gesicht. Als er die Lampe ergriff, um sich in sein anstoßendes Schlafgemach zu begeben, bemerkte er, daß jener Falter, der vor ein paar Stunden die Flamme so hartnäckig umschwärmt, sich zuckend in Todesnöthen auf der Tischplatte weiterschob. Sejan's heiße, müde Augen ruhten auf dem vorher so prächtigen, jetzt zerfetzten Thier! eine unklare Vorstellung rang in seinem überanstrengten Gehirn. Dann ging er.

IV.

In dieser Nacht herrschte im Palast des Prinzen Drusus tiefes ängstliches Schweigen. Niemand wagte laut aufzutreten, laut zu sprechen. Die Vorplätze und Hallen waren mit Teppichen belegt. Die Gesichter der Diener trugen einen scheuen verschlossenen Zug, es schwebte eine gewisse unheimliche Spannung wie auf Fledermausflügeln durch die Räume, die Geräthschaften, Möbel und Säulen schienen sich geheimnißvoll zuzunicken, zuzuflüstern, um dann in öde starre Versunkenheit zu verfallen. Nur hie und da erschien einmal das blasse trauerheuchelnde Gesicht des Lygdus am Thürvorhang, einmal kam auch Livia, verstört mit verweinten Augen in's Schlafgemach, um sich nach dem Befinden ihres Gatten zu erkundigen. Die Besucher hielten sich nie lange

im Krankenzimmer auf; es war als scheuche sie ein frostiger Hauch vom Bett des Sterbenden zurück. Thusnelda saß neben dem Bett des Prinzen. Hinter dem Elfenbeinschnitzwerk des Bettgestelles strebte ein schöngeschwungener Silber-Candelaber auf und hielt — wie zur Zeit, da der Herr des Hauses hier in süßen Träumen von seinen Schwelgereien ausruhte — prahlend die blaue Flamme über die Purpurkissen. Aber das Gesicht des Hausherrn zeigte nicht mehr den gewöhnlichen brutal-behäbigen Ausdruck. Der Reflex des purprrnen Bettvorhangs und der goldbestickten, im Lichtglanz schimmernden Bettdecke legte heute über die gänzlich eingefallenen Züge seine unruhig wechselnde, bald rothe, bald violette Strahlenschminke. Es war, als ob die pomphafte Pracht des Gemachs verwundert und mißbilligend die röchelnden Athemzüge des Leidenden anhörte. Die heiseren mühsamen Qualtöne schnitten der Krankenwärterin durch's Herz und die lustigen Amoretten, die sich droben am Getäfel des Zimmers küßten und haschten, schienen den Sterbenden zu verhöhnen. Dann war es dem Mädchen wieder, als sähen sämmtliche Zierate, Ornamente und Möbel des Zimmers anfgeregt neugierig in das immer

mehr zur Steinmaske erstarrende Gesicht des Drusus; der Marmor blinkte begierig auf, die goldenen Dreifüße standen erwartungsvoll; die langhalsigen Arzeneiflaschen reckten sich auf den runden Tischen empor, zu sehen, wie ein Prinz das macht, wenn er stirbt. Die schwere Goldquaste, die vom aufgebauschten wolkenartigen Bettvorhang wie ein erstarrter Blitz herabglänzte, glotzte neugierig-dumm in das grünliche nach Athem ringende Todtenantlitz, aus dem die Nase immer spitzer, weißer hervorlugte, dessen Augen immer mehr in blauem Schatten versanken. Der Candelaber hob sich höher, der Flamme ward es plötzlich ängstlich zu Muth, sie begann zu zittern, die Amoretten und Ornamente hielten erschrocken im Tanze inne und der dort in der dunkelrothen Nische stehende Marmor-Aeskulap drehte langsam sein Gesicht ab, als zürne er. Dann schien es der durch das viele Nachtwachen überreizten Thusnelda, als schüttelten sämmtliche Zimmergeräthschaften wieder das momentane Grauen ab, das sich lähmend über sie gelagert. Die Flamme hüpfte um so munterer, die Amoretten schlugen, um sich zu zerstreuen, wildere Purzelbäume. Ein Stöhnen des Leidenden schreckte die Pflegerin aus ihrer traumhaften

Ermattungs-Betäubung. Sie frug mit leiser sorglicher Stimme, ob der Gebieter einen Wunsch habe, erhielt aber keine Antwort. Dann rückte sie die Kissen des Kranken zurecht und wischte ihm den kalten zähen Schweiß aus der erblassenden Stirn, der selbst die Schauer des Todes kein edleres Gepräge zu geben vermochten. Sie wünschte es würde ihr irgend Jemand Gesellschaft leisten. Zum ersten Male umfröstelte sie ein Gefühl herzbewegender Einsamkeit, als sie sich in dem kalten Prunkgemach dem Hülflosen gegenüber sah, dessen Athem jeden Augenblick still zu stehen drohte. Aber die Diener blieben fern, Livia mied das Lager ihre Mannes. Thusnelda war immerhin, trotz ihrer Schlichtheit, Menschenkennerin genug, um den Dienern, dem Arzt, der Gattin des Drusus anzumerken, daß diese Alle nur erkünstelte Schmerzen und Thränen zur Schau trugen, daß man im Geheimen den Tod des Wüstlings herbeisehnte.

Diese Beobachtung erfüllte sie anfangs mit Trauer, jetzt mit Schrecken. Schließlich entstand in ihrem überreizten Gehirn die Vorstellung: sie trage Schuld an dem raschen Kräfteverfall des Prinzen, sie habe ihn schlecht verpflegt. Ein jähes Grausen befiel sie, zitternd starrte sie in die hoh-

len Augen des Erblassenden und zerbrach sich den Kopf, auf welche Art sie ihn noch rasch retten könnte. O, wenn sie ihm doch helfen könnte! Sollte er wirklich in den Armen einer Fremden sterben? Sie lauschte, ob sie noch nicht die Schritte des Kaisers vernehme, der jeden Abend um diese Stunde einige Zeit am Bette seines sterbenden Sohnes verbrachte. Nein! Noch ertönte nicht der Ruf der Wache, kein Fußtritt war hörbar, der Palast schien bereits anzunehmen, der Prinz sei in die Unterwelt hinabgewandert. Und sie hatte doch den Lygdus gebeten, er möge sogleich einen Boten zum Kaiser senden mit der Nachricht: Drusus werde diese Nacht nicht überleben! Sollte man die Absendung dieses Boten absichtlich verzögern? Gewiß, der arme schwergeprüfte Greis würde sie vorwurfsvoll anblicken, sie fragen: warum sie ihm seine einzige Hoffnung habe ins Grab sinken lassen!

Aber du hast ja deine Pflicht gethan! rief sie sich zu. Nun empfand sie auf einmal, daß jene seltsame Vorstellung, als habe sie ihre Pflicht vernachlässigt und sei indirekt schuld an Drusus Tod, allein dem krankhaft gesteigerten Mitleid entsprang, das sie dem jetzt bald völlig allein-

stehenden Herrscher entgegenbrachte. Sie hatte ihr vorschnelles Urtheil über seinen Charakter bereut. Es ging von ihm, von der Art seines Gehabens eine eigenthümliche düstere, unheimliche Gewalt auf sie über, sie fühltc sich in seiner Nähe größer und zugleich kleiner, fühlte sich tief unglücklich und doch wieder so zum heiteren Trostspenden aufgelegt. Gerade die hohe Fassung, die der machtvolle Staatenlenker jedesmal am Krankenbett seines Sohnes zur Schau trug und die vielleicht Viele mit Herzenskälte verwechselten, war es, die ihr den fern in den Wolken Thronenden innerlich näher brachte. Sein Schmerz äußerte sich oft wie ein Grimm gegen Götter und Menschen und schmolz dann plötzlich wieder in ergebene Ruhe um. Sie hatte ihn oft allein beobachtet und er hatte ihr gegenüber sich nicht gescheut, rein menschlichen Regungen nachzugeben; er hatte vor ihren prüfenden Augen jede Maske, die ihm der gesellschaftliche und politische Zwang auferlegte, abgenommen. Diese Menschlichkeit berührte dann, wie wenn durch Gewitterwolken ein Sonnenstrahl sich stiehlt, goldklar aus der drohenden Nacht, so daß man ihn auch für einen vernichtenden Blitz halten konnte. Wenn er mit seinem Sohne gesprochen, hatte er

eine gewisse verschämte scheue Zärtlichkeit in seiner Stimme nicht zu verbergen vermocht. Ihr selbst hatte er mehrmals für ihre Sorgfalt gedankt, ihr die Hand gedrückt und angeordnet, sie solle kräftige Speisen zu sich nehmen, nicht jede Nacht wachen, vor Allem: am Tage schlafen. Dabei überschattete seine Worte, die er an sie richtete, eine so eigenthümlich respektvolle Klangfarbe. Seine Miene drückte zurückgehaltene Achtung, sein Auge staunende Ehrerbietung aus. Sie hatte nie wahrgenommen, daß er andere Menschen in dieser Art angeblickt. Gegen alle Andere war er kurz, herb, selbst Sejan behandelte er verächtlich. Freilich ward ihr das Räthselhafte im Charakter des Tiberius, je näher sie ihn kennen gelernt, immer mehr umdunkelt, aber es war dies eine angenehme Dämmerung, die nicht mehr erschreckt, abstößt, sondern die zum Denken, Errathen lockt. Es war die weiche schwüle Dunkelheit einer Sommernacht, die verborgene süß-schauerliche Reize in Wald und Teich ahnen läßt. Nun wußte sie auch, warum sie sich mit solcher Leidenschaft der Pflege des Kranken hingegeben. Ja! das war's. Sie pflegte in dem Sohn den Vater. Was hätte sie darum gegeben, den Sohn dem Vater erhalten zu kön-

nen! Und dennoch! Sie ertappte sich da auf seltsamen, eigentlich abscheulichen Wünschen. Sie wünschte den Kaiser leiden zu sehen, nur um ihm die Wunde kühlen zu können. War dies Eitelkeit? fragte sie sich und schämte sich vor sich selbst. Jetzt sah sie mit schmerzvollem Grausen dem Augenblick entgegen, da sich der Vater, der es immer noch nicht fassen konnte, was ihm die Götter bereitet, von dem Ende seines Kindes überzeugen mußte — und doch sehnte sie diesen bejammernswerthen Augenblick herbei! Sie sagte sich, das sei grausam und doch war es ihr weich um's Herz. — Es war ihr, als solle sie in die für Menschenaugen tödtlichen Mysterien der obersten Schicksalsmächte eingeweiht werden, wenn sie sich den Schmerz des verlassenen Alleinherrschers vorstellte . . . Und dennoch — wie verlockend erschien ihr die Aufgabe, den Mann, dessen Schmerz mächtig war, wie seine Herrschermacht — trösten zu dürfen, ihm den Sohn ersetzen zu dürfen. In solche Gedanken verloren, hatte sie nicht bemerkt, wie das Kissen, auf dem Drusus' Haupt lag, knisterte. Sie fuhr erschrocken empor, es war ihr, als tappe sie aus einem Labyrinth ins Tageslicht. Jetzt zuckte der Kranke mit dem Kopf nach der Seite, wo sie saß.

„Thusnelda,“ lispelte er matt. Sie mußte sich erst wieder finden und erröthete über ihre Zerstreutheit.

„Ja Herr —“ gab sie, sich über ihn beugend freundlich zur Antwort und es war ihr dabei, als rede sie nicht Drusus, sondern den Kaiser an. Der Kranke raffte seine ganze Kraft zusammen.

„Es wird wohl — sprich offen mit mir — es wird wohl vorbei mit mir sein?“ fragte er, mühsam die Worte suchend und vergebens die Augenlider hebend, die seine fiebertrunkenen, stieren Augen halb zudeckten. Immer noch klebte ihr ein wenig Dunkelheit an, von den Irrgängen, aus welchen ihr Geist mühsam den Ausweg gefunden.

„O nicht doch, Herr,“ ermunterte sie so heiter wie möglich. Der Kranke verzog das Gesicht zu einem schlaffen Lächeln und führte mit der abgezehrten Hand eine zuckende wegwerfende Bewegung aus.

„Ach, male doch einem alten Soldaten die Unterwelt nicht weiß —“ murmelte er höhnisch, „er ist aus, der Mimus des Lebens, der Schauspieler nimmt die Maske ab — das verehrte Publikum kehrt der Bühne den Rücken — ich fühl’s — hier — so kalt! weißt Du? ich sterbe an meinem

Leben — wie? Sie sagen's wenigstens!! Hem! Kann sein! Vielleicht auch nicht —" er wollte den Kopf schütteln und machte verzweifelte Anstrengungen, die Augen völlig zu öffnen — „und wenn auch, so schadet's nichts, pah! ich hab' wenigstens ein tüchtiges Stück Leben heruntergelebt, um das mich alle Schlemmer Roms beneiden können — und kann unten den Schatten was vorerzählen —" ächzte er mit klanglos-heiserer Stimme.

„Herr — ich bitte Dich," suchte sie zu beruhigen, „schone Dich, Du strengst Dich an —" Sie wischte ihm die feuchte Stirn mit einem auf dem Tischchen liegenden Tuch und führte ein Stück Eis, das sie aus einem Glase nahm, an seine heißen blauen Lippen.

„Was? schonen?" lallte er wie trunken, indem seine Pupillen beständig unterm Lid hin und herrollten, „gehe, rufe meine Diener — nun? rasch — ich will ihnen Ein's vorsterben — wie's jedem tragischen Schauspieler Ehre machen soll — geh' — rufe sie — die Kerle sollen nicht sagen: Drusus, der Lebemann, hab sich vorm Tod verkrochen wie ein Hund — hörst Du? sie sollen sehen, wie ein Feldherr stirbt — sollen mir Beifall klatschen."

Thusnelda war unschlüssig. Sie wollte aufstehen, den Befehl auszuführen, doch hielt sie des Prinzen unwillig werdender Blick auf dem Stuhle fest.

„Nein! bleib lieber — sieh dort —" stammelte er ängstlich — „da — da kommt was —? Hem?"

Er hatte sich langsam in den Kissen emporgesetzt. Seine Kräfte schienen im letzten Krampf wieder zu kehren, sein Auge stand weit offen und starrte irr fragend auf Thusnelda.

„Was soll kommen, Herr?" fragte sie, ihm den Rücken mit den Kissen unterstützend. Sie biß die Zähne aufeinander und nahm sich vor, die Fieberphantasien des Sterbenden, ohne zu erschrecken, mit anzuhören.

„Dort aus dem Rauch des Dreifußes," murmelte er mit einer gewissen wilden Verschlafenheit in den kraftlosen Zügen.

„Wie? ist das nicht Sejan? Schau· seine Wange ist geschwollen — ich traf ihn gut — ha! ha! Wie? Aber ich will keinen Unsinn reden," setzte er hinzu, „ich will klar bleiben — das ist ja albern —"

Er deutete mit dem zitternden Arm vor sich

hin, doch fiel derselbe gleich wieder auf die Bettdecke.

„Es ist nichts, Herr —“ wandte sie besänftigend ein.

Dann trat eine Pause ein, in welcher er blödsinnig in's Leere starrte.

„Es riecht nach Gift,“ murmelte er dann zerstreut vor sich hin und ließ den Kopf matt auf die Brust sinken, „ich hab's geahnt — daß er sich rächen wird —“

Sie hielt seinen Nacken mit dem Arm umspannt, während ihr das Herz bis in den Hals heraufschlug. Dabei war ihr, als habe sich ihr Gehör übernatürlich verschärft, ihr Auge sah das Gemach in brennendem Glanz erflimmern. Doch sehr bald hatte sie wieder ihre klare Fassung erlangt. Er saß einige Zeit in sich geknickt, röchelnd, von der sich beherrschenden Thusnelda unterstützt. Nach längerer Pause hob er wieder den hin und her wankenden Kopf, dessen hohle Wangen grau erschienen, wie mit Asche bestreut.

„Was hab ich da eben geschwatzt?“ brummte er fragend, „Unsinn? Wie?“

Thusnelda wollte einen Diener herbeirufen,

da sie fürchtete, die Phantasien des Bejammernswerthen könnten einen hitzigen wilden Charakter annehmen. Als nun zufällig am Thürvorhang der Kopf des Lygdus auftauchte, rief sie ihm zu, er möge sie doch unterstützen. Der Kammerdiener zauderte einen Augenblick. Schließlich siegte jedoch eine menschliche Regung in ihm; er trat näher. Vor dem Bett seines Herrn stehend, betrachtete er dessen wie von grünlich-grauem Schimmel überzogenes Gesicht, dabei beschlich ihn ein ödes Unbehagen. Er kratzte sich auf dem Rücken und versank in leeres trübes Nachdenken, aus dem er dann wie von einem Frost geschüttelt, auffuhr. Die Nähe der mütterlich besorgten Pflegerin bedrückte ihn immer mehr, ohne daß er wußte warum. Der Pflichteifer des Mädchens beleidigte ihn, kam ihm belächelnswerth vor und doch wagte er nicht der sehr angegriffen Aussehenden seine Verachtung auszudrücken. Ihr Blick voll sinnenden Ernstes bändigte ihn.

„Wie geht es Dir, Herr?" fragte er, immer wie betäubt von einem Gefühl dumpfer lästiger Reue, den Kopf seines Herrn betrachtend, der von dem dünnen Hals herab hing, wie ein allzuschwerer Kürbiß am Stengel. Der Befragte hob

die Augenlider und starrte den Sprecher einige Zeit zweifelhaft an mit blöden Augen.

„Ach — Du?“ murmelte er, „'s ist nichts — das geht vorüber — nur ein wenig matt — sehr matt —“

Dann versank er in brütendes Schweigen. Thusnelda strich sich ihr wirres Haar aus der Stirn und warf dann aus ihren überwachten, fieberhaft müden Augen einen mitleidigen Blick auf den träumerisch-versunkenen Prinzen. Dann sah sie traurig auf Lygdus, als wolle sie ihm verständlich machen, der Arme wisse nicht mehr, was er rede. Dieser trauervolle Blick des Mädchens löste für einen Augenblick den starren Krampf der Selbstsucht, der die Brust des Gewinnsüchtigen umspannte und erfüllte ihn mit einem scheuen, wohlwollenden Erstaunen.

„Thusnelda,“ flüsterte der Grieche, „Du solltest Dir Ruhe gönnen, Du hältst Dich kaum mehr aufrecht —“

„O, es geht schon noch,“ meinte sie.

„Du wirst krank werden,“ gab er flüsternd zurück, „Du siehst fast so bleich aus wie der Prinz und bist sehr abgemagert in den letzten Wochen —“

„Das ist natürlich," entgegnete sie, dem Kranken die Stirne trocknend.

„Was geht Dich denn der Prinz an," fuhr Lygdus erregt fort, „warum giebst Du Dir solche Mühe um einen Verlorenen —?"

„Auf solche Fragen habe ich keine Antwort," sagte sie kühl. Der Diener schwieg. Die selbstlose Hingabe des Mädchens an ihren schweren Beruf beschämte ihn, obgleich sie ihm unverständlich blieb. Auch stieg in ihm ein Gefühl des Hasses gegen Sejan empor. Er bemitleidete seinen Herrn auf einmal, so weit dies ihm überhaupt möglich war und machte sich sogar Vorwürfe, daß er nicht rechtzeitig dem Kaiser Kunde gegeben von der schmählichen Art, mit der man seinen Sohn hinmordete.

Diese sich träge und unbeholfen regenden Gewissensbisse wuchsen, als er nun seinen Herrn flüstern hörte:

„Du glaubst nicht, Lygdus, wie schlecht mir ist —"

Das Mädchen beugte sich ergriffen zu ihm herab und sagte sanft: „Fasse nur Muth, Herr, Du wirst wieder gesund —"

Lygdus machte unwillkürlich, wie zusammen-

schreckend, einen Schritt auf das Bett zu und während ihm die Augen feucht wurden, beugte er sich über den kahlen niederhängenden Kopf des Drusus.

„O Herr —“ entfuhr es ihm, „nicht wahr — Du verzeihst mir ... wenn ich je ... meine Pflicht versäumte ...“

„Du warst mir ein treuer Diener,“ murmelte der Kranke träumerisch, verschlafen.

Lygdus wendete sich, innerlich befreit, zu Thusnelda.

„Du hörst's,“ sagte er rasch zu ihr, „und kannst's bestätigen, wenn Dich Jemand fragt —“

Er brach ab. Sein Egoismus gewann wieder die Oberhand. Während sein Blick auf dem Schwerathmenden ruhte, bedachte er, daß, wenn er noch irgend welchen Gewinn aus seiner Dienertreue ziehen wollte, dies möglichst rasch geschehen mußte.

„Herr,“ sagte er und glättete die Falten der Bettdecke und der Kissen. Der Kranke sah ihn an. Der Diener verdoppelte seine Hülfreichungen, rückte die Kissen und versuchte es, seines Herrn Lippen zu reinigen, die sich zuweilen mit einem weißen Schaum beschlugen.

„Ach — Du glaubst nicht, wie weh es mir thut, wenn Du mich verlassen solltest —“ preßte er leise hervor. Aber der Prinz verstand ihn nicht mehr.

„Ich bin ganz klar,“ murmelte Drusus, „das ziemt dem Drusus nicht, zu phantasiren — ganz klar —“

„Gewiß Herr,“ fiel der Diener ein, „daher wirst Du Dich auch erinnern, daß Du mir vor kurzer Zeit die Freiheit versprachst — nicht wahr?“

Der Angeredete wiegte den Kopf hin und her.

„Verstehst Du mich, Herr?“ ermahnte Lygdus, und rief dann dieselben Worte dem immer mehr in Betrübung Sinkenden sehr laut in's Ohr. Auch dieser scharfe Klangreiz übte keine Wirkung mehr auf die Nerven des vom letzten Schlummer Berauschten.

„Ich will aber nicht so dummes Zeug schwatzen,“ hörte man ihn in sich hinein lallen, „ich weiß — das ist Alles Einbildung — ich bin ganz klar —“

„Herr —“ wollte der Grieche seine Versuche ungeduldig fortsetzen, aber Thusnelda bat ihn, dem Sterbenden die letzten Augenblicke nicht durch solche Zudringlichkeiten zu erschweren.

„Was geht das Dich an,“ fiel ihr der Diener ins Wort.

„Verlaß das Gemach,“ setzte sie streng hinzu.

Lygdus sah sie verdrossen und erstaunt an. Er hätte sich auch schwerlich davon überzeugen lassen, wie unziemlich, herzlos sein Benehmen war, wenn nicht in diesem Augenblick vom Hausflur herüber ein Kommandoruf angekündigt hätte, daß der Kaiser nahe. Lygdus verzog verdrießlich das Gesicht, als der Ruf: Raum dem Kaiser! dumpf ins Gemach schlug und ein aufregendes Stimmengemurmel die Vorplätze des Palasts erfüllte. Thusnelda erbleichte, der Kopf wirbelte ihr, sie fühlte sich plötzlich von solch unbezwingbarer Mattigkeit befallen, daß sie des Kranken Rücken nicht mehr zu unterstützen vermochte. Rasch preßte sie noch ein Kissen gegen den Nacken ihres Pfleglings. Ihr Arm zitterte, sie zürnte sich, daß sie sich setzen mußte. Draußen das Waffengerassel, das Stimmengewirr — ihr war, als wolle man sie zu ihrer Hinrichtung abholen.

Jetzt! Jetzt mußte der Augenblick nahen, den sie mehr fürchtete, als ihren eigenen Tod! Heute konnte der immer noch hoffende Kaiser nicht länger an dem Unnennbaren zweifeln; die Schatten der

Unterwelt standen zu nahe gerückt, verdichteten sich mit zu finsterer Deutlichkeit im erloschenen Blick, auf der erkalteten Stirn seines Sohnes. Sie wollte aufstehen, fliehen, um sich den Anblick des jetzt mit der tiefsten Verzweiflung Kämpfenden, sonst so ruhig erhabenen Greisengesichts zu ersparen. Dann dachte sie wieder, es sei ihre schönste Pflicht, gerade in einem solchen Moment, da Götter und Menschen kaltherzig von ihm fliehen, in seiner Nähe zu weilen. Aber wie würde sich sein Schmerz äußern? Würde der, der jetzt den Muth besaß, ihm entgegen zu treten, nicht vielleicht den Tyrannen in ihm zu fürchten haben? Würde er nicht Rache nehmen am Menschengeschlecht, für das, was ihm des Schicksals Hohn angethan? Einerlei! Sie wollte bleiben! Wenn Drusus doch bereits ausgeathmet, wünschte sie. Er würde vielleicht die völlig erstarrte Leiche mit weniger zerrissenem Herzen betrachten, als den noch mit den letzten Lebensfesseln Ringenden. Jetzt hörte man deutlich das Klappen der Sandalen auf dem Marmorboden, das Knistern der Togen vor der Thüre; Lygdus schlich sich durch die entgegengesetzte Thüre hinaus. Sie war allein mit dem theilnahmlos vor sich Hinbrütenden. Ihr Herz

trieb ihr so heftig pochend das Blut ins Gehirn, daß sie zu ersticken fürchtete, als sie bemerkte, wie eine diensteifrige Hand den Thürvorhang klirrend zurückstreifte; es war ihr, als müsse die Flamme des Candelabers einen düster-rothen Schatten feierlich rings über das Gemach breiten und sich eine mitleidige Wolke um das Bett des Sterbenden lagern. Sie erhob sich mit rauschenden Schläfen, mit zitternden Knieen, mit der einen Hand das Kissen des Kranken umklammernd, mit der andern über ihre Stirn streifend, einen gequälten in Angst und Mitleid ersterbenden Blick auf die Thüre werfend. Dort, in der vom Vorhang befreiten Oeffnung, zwischen den vergoldeten Marmorpfosten sah man im blauen Schatten des Hausflurs mehrere Togen sich verschwommen bewegen. Darunter auch die hochaufragende faltenschwere des Kaisers. Diese letztere rauschte aus den anderen vor, hielt wie von einer zuckenden Hand gehalten inne und bewegte sich dann wieder rascher dem Bette zu. In diesem Augenblick, da das weiße Gewand im Lichtkreis des Candelabers fahl aufschimmerte, hob der Sterbende sein gelbes angstverzerrtes Gesicht nach der Thüre hin, von der jetzt ein nächtlich-kühler Hauch die furchtsame Flamme des Cande-

labers zur Seite bog und den Vorhang der Goldquaste überm Bett ins Schwanken brachte, so daß es wie ein erwartungsvolles Rauschen durchs ganze Gemach zitterte und schwebte.

„Da — da kommt er,“ gurgelte es aus der rauhen Kehle des Verathmenden, „da — der Tod —“

Das letzte Wort blieb nur ein Athemzug. Er hatte mit weitaufgerissenen entsetzentrunkenen Augen die Näherkommenden angestiert, deren Gewandung, einen frischen Luftzug in den Moderduft des Krankenzimmers wehend, ihm diejenige von Göttern zu sein schien. Dann war sein Kopf, als habe ihn das Schwert eines Gladiators krachend vom Rumpf getrennt, auf die Brust herabgefallen; sein Oberkörper war schwerfällig in sich zusammengesunken, die Spannung seiner sämmtlichen Muskeln ließ nach, sein heiseres Röcheln war, wie wenn der Strick einer Belagerungsmaschine abschnurrt, verstummt. Der Kaiser, der die Mitte des Gemachs schon erreicht, blieb, den vorquellenden Blick auf das Bett geheftet, stehen, wie gelähmt von Unfaßbarem, Unmöglichem. In seinem Auge glomm es wie eine entsetzte Drohung, seine Hand hatte gezuckt, als könne sie dies Bild weg-

scheuchen, den Tod bannen. Dann hörte man ihn einmal tief aufathmen. Die Begleitung stand schreckerfaßt, entsetzte Gesichter beobachteten das starre, wild-ausdruckslose Gesicht des Kaisers, der noch immer wie von höherer Faust getroffen, gegen die er sich sträubte, dastand. Auf den Möbeln im ganzen Zimmer lags wie eine erdrückende Last, die Flamme des Candelabers duckte sich zusammen, von den kalten Marmorwänden glitt es wie unzählige Schlangenleiber, die alle Anwesenden umringelten.

Nun riß sich eine der Togen hastig von den übrigen los. Es war der Arzt Eudemus, der mit in der Aufregung albern erscheinendem Gesichtsausdruck an's Bett stürzte, sich bis zum völlig vorn überhängenden Gesicht des Prinzen hinabbeugte, sich dann mit kaum bemerkbarem Lächeln umdrehte und rasch auf den Zehen zu dem Gefolge zurückeilte.

„Todt,“ hauchte er diesem zu. Alle glaubten den Flügelhauch des Todes kühl über die Wangen streichen zu fühlen und kaum hatten sie dies Wort, auf das sie gewartet, vernommen, als sie mit einer Hast, die jeden Anstand bei Seite setzte, sich durch die Zimmerthüre entfernen wollten. Da aber im-

mer mehrere zugleich hinaus drängten und man vermeiden wollte, des Kaisers gefürchtete Aufmerksamkeit zu erregen, entstand eine heillose Verwirrung. Ein ältlicher Herr glitt aus und kam zu Fall, mehrere erhielten heftige Stöße. Trotzdem entleerte sich der Saal rasch und ziemlich geräuschlos. Thusnelda fühlte sich wie von Henkers Faust mit Stricken gebunden, so kalt, so leer war es in ihr geworden, in jenem Augenblick, da Drusus in den Kissen zusammengefallen. Sie war auf den Stuhl gesunken, der neben dem Bett stand und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Doch nun, da sich alle Zeugen entfernt und sie sich allein dem Schmerzbetäubten gegenüber sah, da es endlich eingetroffen, was sie sich vorher in der Phantasie mit so grellen Farben ausgemalt, nun fühlte sie mit Befremden, wie sich ihrer mehr und mehr eine gewisse gespannte, nervöse Besonnenheit bemächtigte, eine fieberhafte Ruhe, unter deren glühender Asche ihr Schmerz lag wie eine zerstörte Stadt. Erst als die Schritte des näherkommenden Kaisers an ihr Ohr schlugen, nahm sie die Hände vom blutleeren, ruhigen Gesicht, wandte dasselbe aber nach der anderen Seite. Sie litt vielleicht mehr als der Kaiser, aber zu ihrer

eigenen Ueberraschung schlich sich in ihr Mitgefühl allmählich eine jede Aufregung dämpfende liebevolle Aufmerksamkeit, ein Drang, den Mann, den sie bewundern gelernt, zu beobachten, nicht aus Neugier, sondern um Mittel und Wege zu finden, ihm Trost, Erleichterung zu schaffen. Tiberius stand jetzt dicht am Bett. Er starrte mit jener dumpfen Wildheit zurückgedämmter Verzweiflung im kalt glänzenden Auge herab auf den jammervoll in sich zusammengekrümmten Sohn. Seine Gesichtsmuskeln erschienen hart, als könnten sie sich nie mehr bewegen, sein Mund trug einen verbissenen Zug, um seine Stirn hing es wie ein Gewitter. Thusnelda sah ihm an, daß der eigentliche Schmerzausbruch sich erst in ihm vorbereitete und obgleich sie vor dieser sich erst zum Bewußtsein durchringenden Qual bebte, wie vor einem vulkanischen Naturereigniß, nahm sie sich doch vor hier zu bleiben, ihre ganze Standhaftigkeit zusammen zu raffen. Sie wendete das Gesicht und blickte mit ernster, stiller Gespanntheit in das versteinerte Herrscherauge. Jetzt hob er die zitternde Hand und tastete mit derselben leise prüfend über des Drusus dünnbehaarten Schädel. Seine gramverzogenen Lippen bewegten sich wie im Traum,

er begriff, wie es schien, noch nicht und begriff es doch, mußte begreifen und wollte es zugleich nicht.

„Komm doch zu Dir, wach auf,“ murmelte er flehend, „thu — mir doch das nicht — hörst Du? . . .“

Dann schwieg er wieder, sah sich verstört im Gemach um, als tauche er aus einer über ihm zusammengeschlagenen eisigen Welle auf und flüsterte verwundert: „todt? wirklich todt?“

Eines der den Leichnam aufrecht haltenden Kissen hatte sich hinter dessen Rücken verschoben. Durch die zitternde Berührung von Tiberius Hand war das Purpurkissen zu Boden gefallen und nun sank mit langsamer Schwere der Oberkörper der Leiche zurück auf den Pfühl, so daß er schließlich langausgestreckt dalag, plump, hülflos, eine Masse, die zufällig menschliche Formen zeigt. Als der Kaiser die offenstehenden Augen seines Kindes bemerkte, die wie gemalte Metallkugeln mit beleidigend stierer Blindheit zur Decke starrten und in welche der Candelaber einen grünen Lichtfleck drückte, schien er zur Erkenntniß seiner selbst und der Außenwelt zu kommen! Thusnelda, die bemerkte, welch marternden Eindruck die geistver-

lassenen Augen des Sohnes auf den Vater ausübten, hatte hastig mit der Hand die Lider zuzudrücken versucht.

In des Kaisers Zügen hatte es schon zu arbeiten begonnen. Ueberall, bald um die Stirnfalten, bald um die verbissenen Mundwinkel zuckte es ihm und die zusammenschaudernde Thusnelda sah, wie er die Faust ballte und einen kraß rollenden Blick zermalmender Herrscherwuth erst um sich und dann zur Decke warf, als wolle er dem Göttervater den Blitz entwinden, um den Olymp in Brand zu stecken. Da begegnete dies den Göttern hohnsprechende Auge dem flehenden Auge des Mädchens, in dessen Feuchte so viel Angst, so viel Größe glühte, so viel Muth und Demuth. Er erkannte sie, er erwachte. Sein noch starrer Blick fiel auf ihre Hand, deren abgemagerte Finger schmal und weiß über den Lidern des Toden lagen, das Gräßliche zu verhüllen. Dann erschlafften seine eben noch heftig gespannten Gesichtsmuskeln, sein Blick trübte sich und ward doch zugleich vordringend schwerer. Seine Lippen bewegten sich schmerzhaft, wie in verschämtem Stammeln, der Blick richtete sich, als könne er einem inneren Zerschmelzen nicht länger widerstehen, groß und

immer größer und feucht glühender auf einen Punkt der gestickten Bettdecke. Sie fühlte, was in ihm vorging. Ihr Herz krampfte sich zusammen vor zerwühlendem Mitleid.

Dann wendete sich der Herrscher vom Bette ab, sein Haupt sank auf seine Brust, er drückte mit beiden Händen einen Zipfel seiner Toga vor das Gesicht. Auch Thusnelda senkte den Kopf. Sie dankte ihm im Stillen, daß er ihr den Anblick seiner gramdurchwühlten Züge erspart; es überlief sie ein glühender Schauer, dem sich doch wieder ein Gefühl seeligster Erhebung beimischte. „Nein!" frohlockte es in ihr. „Er ist kein Menschenfeind, er hat ein Herz!"

Aus den Falten der vorgehaltenen Toga drang kein Ton. Keine Bewegung verrieth, was hinter ihren Goldstickereien vorging, aber es lag wie eine staunende Ahnung über dem grabesstillen Gemach, daß hier ein Gott der Erde herabsank, zum leidenden Menschen. Thusnelda war's, als wendeten die Amoretten des Getäfels neugierig-entsetzt die Köpfe herab, als stünde einen Moment lang der Herzschlag der Welt lauschend still, als müßten dem regungslos ausgestreckten Todten, von diesem verhüllten Cäsarenantlitz ins Herz getrof-

fen, Worte des Trostes entströmen. Sie blickte zu dem Verhüllten mit einer stillen, warmen Andacht empor. Sie mußte einen Trieb, aufzustehen und den Kummerbeladenen schwesterlich-zärtlich zu umarmen, in sich niederkämpfen. Nur die stolze Gelassenheit ihrer Natur, das Herbe, das auch in ihrer innigsten Hingabe lag, hielt sie ab, sich ihm zu Füßen zu werfen, ihn zu bitten, er möge sich fassen. Dann zürnte sie sich, daß es ihr so wenig traurig zu Muthe war, daß sich ihr mehrmals ein seltsames an's Erhabene streifende Lächeln um die Lippen gedrückt. Nur wenn sie ihr Sein ganz in das Ich des Vaters untertauchte, empfand sie das Brennen seiner Wunde nach; so lange sie ihr Ich von dem des Herrschers ablöste, bereitete es ihr fast eine geheime Freude, ihn leiden zu sehen, weil er in diesem Leiden ihr die geheimsten Irrgänge seines Wesens erschloß. Tiberius gab indeß dieser Schwäche nur kurze Zeit nach. Mit einem gewaltsamen Ruck, der die Toga ihm halb von den Schultern streifte, wandte er sich vom Bett ab und schritt dem Hintergrund des Zimmers zu, das Zittern seiner wankenden Kniee mühsam beherrschend. Dort blieb er mit auf dem Rücken gekreuzten Armen vor der Bildsäule des

Aeskulap stehen, anscheinend in die stille Betrachtung des Gottes vertieft. Draußen auf dem Hausflur hörte man einmal einen vorsichtigen Schritt, manchmal knisterte die Flamme des Candelabers. Thusnelda unterdrückte ihre Athemzüge und wagte die Schlafversunkenheit des Gemachs nicht einmal mit dem leisesten Rauschen ihrer Gewandfalten zu stören. Es versetzte ihr einen Stich in's Herz wenn der Thürvorhang kaum hörbar vom Wind bewegt über dem Marmorboden streifte. Als Tiberius jener flehende Blick Thusnelda's getroffen, war's ihm, als lege sich eine kühlende Hand über sein Herz und drücke mit liebevoller Behutsamkeit das Gift, das sich dort angesammelt, aus dem eiternden Geschwür. Der Verlust, den er erlitten, schien ihm ersetzt, es war ihm zuweilen, als hätten ihm die Götter dies Ungemach nur deshalb bereitet, damit er die wahre Quelle des Trostes finde, die er seither vergeblich gesucht. Er fühlte auf einmal seinen Schmerz nicht mehr in sich selbst, sondern im Busen Thusnelda's, so daß sich derselbe sogleich veredelte und er ihn auf das Weltganze, auf das Menschenloos im Allgemeinen auszudehnen vermochte. Es kam ihm vor, als beweine *sie* den Todten, nicht *er* und

als müsse er ihr, statt sie ihm, Trost spenden. Hierdurch verlor der grimme Biß bald an Kraft und es blieb nur eine gleichmäßige, wie ein Schleier ihn umflorende Melancholie übrig, der es nicht an einer gewissen Süßigkeit fehlte. Dazu kam seine ihm eigenthümliche Sucht, seine Umgebung stets über die geheimsten Vorgänge seines Innern zu täuschen, sich als einen Menschen zu geben, dessen Menschlichkeit längst im Sturm und Gewittertosen des Herrschens unterging und der dem Guten wie dem Schlimmen gleich unbewegt entgegentritt.

Erst dachte er daran, das Zimmer zu verlassen und das Gefolge aufzusuchen. Das würde ihn zerstreuen, meinte er, der Zwang, den er sich dabei auferlegen müsse, würde den qualvollen Stich, der ihm weiterbohrend im Gehirn saß, lindern. Dann dachte er an die lauernden Dienergesichter, die jedes Zucken seiner Gesichtsmuskeln studiren würden und beschloß, von Ekel erfaßt, noch einige Zeit hier zu bleiben. Einen Augenblick hindurch, als ihn der erste Schmerz wie ein dem Käfig entsprungener Tiger angefallen, war's ihm gewesen, als müsse er Thron und Krone von sich schleudern, wie unnützes Spielzeug, aber als er sich

jetzt von Macht entblößt in dieser Welt des Verraths einsam dastehen dachte, kam er sich vor wie ein Schiffbrüchiger in den Wellen. Es ward ihm schwül und ängstlich zu Muth, sein Herrscheregoismus, der ihn wie ein enger werdender Purpurmantel immer fester umschloß, raunte ihm zu, daß, wenn nun doch einmal gelebt werden müsse, es nur erträglich sei, als Cäsar zu leben.

Je mehr er sich anfangs hatte von dem Gefühl der Verlassenheit überwältigen lassen, ein desto herberes Trotzgefühl stieg in ihm auf. „Sie können die Tiefe deines Kummers doch nie ermessen," flüsterte ihm seine Menschenverachtung zu, „ich brauche Keinen, ich bin mir selbst genug," und dann war's ihm, als straffte sich jeder Nerv in ihm zu Eisen; als habe er einen Berg erstiegen, von dessen Gipfel aus die Welt und die Menschen zu eklem Gewürme eingeschrumpft, unter ihm sich wandten.

Der Thürvorhang war, während der Cäsar demselben den Rücken zugekehrt, von neugieriger Hand ein wenig auseinandergeschlagen worden, jetzt, als der Herrscher sich wieder dem Bett entgegenwandte, fiel die Falte rasch zu. Thusnelda durchzitterte, als der Kaiser auf sie zuschritt, eine

nervöse Beklemmung, welche Aehnlichkeit hatte mit jenem eigenthümlichen, halb wehen, halb süßen Luftdruck auf der Herzgrube, der uns durchschauert, wenn wir auf einer Schaukel sitzend von der Höhe herunter sausen. Sie bewegte sich nicht, sie blieb, gerade vor sich hinschauend, sitzen, als bänden sie Fesseln. Ihr Gesicht nahm dabei eine zuwartende Miene an, die nichts von dem verrathen sollte, was in ihr vorging und daher eine gewisse starre, aufgeregte Gleichgültigkeit zeigte, die bei ihrer Ehrlichkeit erst recht ihren inneren Gemüthszustand enthüllte. Der Kaiser ließ sich ihr gegenüber auf einem hohen stuhlartigen Elfenbeinschemel nieder. Sie bemerkte, daß er vergebens beim Niedersetzen ein Zittern seiner Kniee und Hände zu unterdrücken suchte. So saß er gebückt, als drücke ein hinter ihm stehender Athlet seine Schultern wuchtig zu Boden. Seine Hände lagen über den Knieen gefaltet, leise zuckend, sein Gesicht trug einen schlaffen, gleichgültigen Ausdruck, als sei er von Kummer gleichsam übersättigt. Selbst die kleinen rothen Anschwellungen, die das Gesicht verunzierten, schienen erblaßt und gaben ihm eine gewisse unheimliche Kläglichkeit.

„Es ist nicht sehr hell hier,“ hub er leise an,

mit kranker, athemloser Stimme, als sei es ihm gar nicht um's Sprechen zu thun.

Thusnelda hob den Kopf, sah ihn aber nicht an, sondern blickte mit thränenschweren Augen verstohlen auf das Lager des Todten. Es wurde ihr so unendlich öde und schwer um's Herz, wie damals, als sie zum ersten Male Heimweh litt.

„Befiehlst Du, Herr, daß ich nach Licht gehe?" wagte sie zu fragen.

Er schwieg, sah zur Seite und blickte sie darauf fragend an. Offenbar hatte er vergessen, was er gesagt. Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Wie lange sitzest Du hier?" fragte er träumerisch, als spräche ein Anderer aus ihm.

„Einen Tag und diese Nacht," entgegnete sie gepreßt, kaum die Lippen öffnend, da sie wohl fühlte, wie schwer es dem Kaiser wurde, so gleichgültig zu erscheinen und die passenden Worte zu suchen. Sie wünschte, er schwiege, ihr graute vor seiner mühsamen grabesdumpfen Stimme und wenn sie antworten sollte, schien es ihr, als müsse jedes ihrer Worte wie ein glühender Bleitropfen in sein blutendes Herz fallen.

„So — so — so —" murmelte er vor sich

hin, „also — Du —“ Dann fuhr er nach einigem Schweigen auf: „was hatte ich gefragt?“

„Du frugst, wie lange ich hier sitze, hoher Herr!“ wandte sie mit vor Mitgefühl zitternder Stimme ein und sah ihm jetzt scheu in's erloschene Auge. Dabei fühlte sie, wie sich ihr langsam eine Thräne aus dem rechten Auge lösen wollte, sie wagte aber nicht, die Hand an die Wimpern zu führen.

„Ja, ja, schon lange, ich weiß, sehr lange,“ flüsterte er mit ganz falscher Betonung — „ja, das ist schlimm — sehr — sehr — schlimm —“ setzte er kaum verständlich hinzu und ließ den Kopf wie im Schlaf auf die Brust sinken.

Er merkte, daß sich ihm die Gedanken verwirrten. Er seufzte, strich sich mit der ganzen Hand über's Gesicht, als wolle er eine ihm aufgelegte Maske abstreifen und gab sich einen seinen ganzen Körper durchzuckenden Ruck.

Hierauf folgte eine längere Pause. Der Kaiser rieb seine über den Knieen gefalteten Finger, zuckte mit dem Kopf und blickte mit aufeinandergepreßten Lippen, emporgehobenen Brauen und mitleidig leuchtenden Augen auf den regungslos schlummernden Sohn.

Thusnelda fühlte an der plötzlich lebhafter werdenden Miene seines Herrscherantlitzes, an seinen sich jagenden Athemzügen, daß es ihm zum Bedürfniß wurde, seinem Schmerz Ausdruck zu verleihen. Sie kämpfte dringender mit der Thräne, die ihr immer noch ungeweint im Auge brannte, bei welcher Bemühung sich ihr Mund und ihr ganzes Gesicht schief auf die linke Seite verzog. Nun entfielen dem starr auf den Todten blickenden Herrscher die in höhnisch-wehevollem Frageton hingehauchten Worte: „Ist es nicht grausam?" Dann hielt er, sich sammelnd, inne. Sein Haupt beugte sich heftig, gleichsam befehlend, nach dem Bett des Todten hinüber, seine Mattigkeit war verschwunden, wie im dumpfen Selbstgenuß seiner Herrschergröße und seines Schmerzes schwelgend, nahm seine Stimme einen gehobenen Ton, sein ganzes Wesen eine feierliche gramvolle Würde an.

„Ist das nicht grausam?" fuhr er fort, als rede er das unsichtbar vor ihm stehende Schicksal an, „jetzt — da ich ihn zum Mitregenten ernennen wollte — da ich für ihn gearbeitet, für ihn Schätze gesammelt, Heere im Zaum gehalten! Jetzt! In meinem Alter ihn mir zu rauben? Warum starb er nicht früher? Und warum mich

so strafen? Was verbrach ich? Hab ich meine Pflicht verabsäumt? Hab ich die Welt nicht glücklich machen wollen? Was für Gründe habt ihr, Götter! mich ganz zu entblößen, mir die Krone mit Stacheln zu besetzen, den Purpur mir zum Nessos-Gewand umzuwandeln, mich alten Mann in die Winternacht der Einsamkeit hinausstoßen? War er auch trotzig, er war doch mein Sohn! Und ich liebte ihn, wenn ihrs auch nicht glaubt! Wollt ihr, daß ich so grausam werde, wie ihr es seid, treulose neidische Götter? Wollt ihr mich lehren, die Menschen zu verachten, wie ihr sie verachtet? Wollt ihr mich zu demselben Wahnwitz erziehen, in welchem ihr die Welt geschaffen? Soll ich mit jenem Schwärmer aus Jerusalem euch für Wahngebilde erklären? Eure Tempel niederreißen?" seine vorher mehr schmerztrunken murmelnde Stimme wurde klarer.

„O! wenn ihr das nicht wollt, so gebt mir ihn wieder —" rief er laut, „hört mich! oder es kommt ein Tag, an welchem ihr vor mir zittert, wie ich jetzt vor euch zittere —"

Sein Haupt war völlig gegen das Bett seines Sohnes hingesunken, er hielt mit der einen Hand die erkaltete Hand des Todten umklammert, die

andere umpackte das vergoldete Gitterwerk des Bettrandes, an dem sie zuweilen rüttelte. Sein Mund drückte sich jetzt heftig gegen diesen goldnen Zierrath und im wüthenden Schmerz bissen seine Zähne in das Metall, so daß ein knirschender Laut durch das Gemach scholl. In dieser Stellung verharrte er und suchte seine Besonnenheit wieder zu erlangen.

Thusnelda, von dem gefaßten und doch aus leidenschaftlichem Inneren kommenden Pathos seiner Worte wie mit tragischen Schauern übergossen, hatte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten können. Sie saß wie betäubt, schämte sich ihrer Thränen und fand doch Erleichterung in denselben. Das tragische, sich über sich selbst erhebende Pathos des Herrschers, das seinem groß angelegten, ästhetisch gebildeten Charakter entsprang, wirkte ansteckend auf sie, verklärte ihr Weh. Sie ließ ihren Thränen den Lauf und führte nur zuweilen ihr Gewand an die Augen.

Der Herrscher, der sie vergessen haben mochte, während er seinem Unwillen über die Ungerechtigkeit des Weltlaufs Worte verlieh, ward jetzt wieder auf sie aufmerksam. Trotzdem es schien, als ob ihn der Schmerz von Neuem bewältigt, war

er doch innerlich weit gefaßter. Sein Schmerz hatte sich so völlig vom Einzel-Schmerz allmählich zum All-Schmerz erhoben, er beklagte in seinem Schicksal so innig das Schicksal der Menschheit, daß nun erst Thusnelda's Mitgefühl die ganze Tiefe seiner düsteren hohen Natur erschloß.

„Du kannst Dich rühmen, gesehen zu haben, wie Tiberius zum Bettler herabsank," wendete er sich trotzig und doch wieder, wie um Entschuldigung bittend, an die wie betäubt Dasitzende, „ja, ich winsle wie ein Hund vorm Thron des obersten Gottes —"

Thusnelda fühlte, daß in seinen Worten eine leise Aufforderung lag, ihn durch Widerspruch aufzurichten. Die Freude darüber, daß er sie für werth hielt, ihm Trost zu reichen, verscheuchte den dumpfen Rausch der Trauer, der sie befallen.

„Nein, hoher Herr —" stieß sie heraus, ohne recht zu wissen, in welchem Zusammenhang dies verlegene: Nein! mit den Selbstanklagen des Kaisers stand.

„Du sagst: nein?" fragte er, froh darüber, eine Ablenkung gefunden zu haben, eine hellstrah-

lende Hand, die ihn behutsam aus den dumpfen Gewölben der Verzweiflung ans Tageslicht führte.

„Bin ich nicht schwach und elend?" fügte er seufzend hinzu und gab seiner Miene absichtlich einen auffallend müden Ausdruck.

Sie richtete den Oberkörper empor und sah ihm mit ihren feuchtschimmernden, entzündeten Augen groß in das bekümmerte Gesicht.

„Du bist —" hub sie stockend an. Er schien gar nicht zuzuhören, sondern blickte zur Seite.

„Was —?" ermuthigte er sie sanft.

„Tiberius!" sagte sie ruhig mit Bedeutung. Ihre von Thränen ganz zugeklebten Augen glänzten wie Kornblumen im Gewitterregen. Tiberius sah ihr einige Zeit in diese milden und doch so energisch blickenden Augen. Sie berauschten ihn wie eine Mondnacht, die über germanischen Urwäldern dämmert.

„Mahne mich nicht an mich selbst," begann er dann leise, den mächtigen Kopf abwehrend hin und her wiegend, „ich fühlte es noch nie so deutlich, wie in diesem Augenblick, wie klein ich bin, wie leicht dieser Tiberius sich selbst verloren gehen kann, wie leicht er —" er hielt inne und flüsterte, vor sich selbst entsetzt, in sich hinein:

„wie leicht er Der werden könnte, für den du ihn einst hieltest!“

„O Herr —“ entfuhr es ihr. Sie erröthete beschämt, da er sie so mitleidslos an ihr überwundenes Vorurtheil erinnerte, „Herr,“ flüsterte sie dann, um Verzeihung bittend, doch er kam ihr zuvor.

„Der Feind des Menschengeschlechts?“ sagte er fragend, „ja, ja! ich fühle, wie mich das Schicksal langsam zu einem solchen erzieht, Du hast mich durchschaut, denn sieh — mich bessern Schicksalsschläge nicht, sie erregen Trotz in mir Verachtung der Gewalt, die uns hält — und dann weißt Du —“ redete er sie an, einen eisernen Blick auf sie werfend, in dessen Härte eine tiefe Wehmuth glühte, jene scheue Resignation, wie sie uns aus dem Blick edlerer Thiere so traurig, verständnißsuchend anklagt — „siehst Du! wir Herrscher lieben nicht, wir haben keine Söhne, keine Brüder, Mütter und Gatten — der eisige Hauch, den das Gold der Krone um unsere Stirne ausbreitet, dringt bis zum Herzen, erstickt jede tiefere innigere Regung im Keim —“

„Wie?“ fragte Thusnelda, sich vorbeugend, „und ich sah nicht, wie Du —?“

Tiberius sah ihr so sonderbar streng ins Auge, daß sie stockte.

„Um Deinen Sohn weintest?“ schloß er mit einem seltsamen verächtlichen Lachen ihren Satz, „wie? Du hältst mein Gebahren für aufrichtige Empfindung? Da bist Du eine schlechte Menschenkennerin. O, ihr Götter! Ich sage Dir, Mädchen — ich habe mich geprüft — nur die schnödeste Selbstsucht erpreßte mir diese Klagen — Eitelkeit, die Sucht, meinen Namen auf die Nachwelt zu bringen —! Ich? ich hätte meinen Sohn lieben sollen? Urtheile doch selbst — wie kann ich einen Menschen lieben, der meine Art, die Welt zu betrachten, zu hassen, zu lieben, zu regieren hohnlachend verwirft, der meine Minister und Beamten, meine Freunde und Getreuen haßt, in diesen also meine Seele, meine Herrschaft haßt, der genau weiß, daß ihm, sobald mein Haupt fällt, die Krone zufällt, der nur auf den Augenblick wartet, der mir das Scepter aus den Händen reißt, der wohl gar Pläne schmiedet, diesen herbeigesehnten Augenblick zu beschleunigen —“ er lachte grimmig in sich hinein und warf einen Blick auf den Todten, als wünsche er, derselbe könne diese Anklagen vernehmen. Thusnelda saß

wie erblindet, ihre Gedanken huschten wie zerrissene Schatten durcheinander und erst allmählich fragte sie sich, ob diese Worte des Kaisers Seele aufrichtig wiederspiegelten, oder ob er sich hinter denselben, wie hinter Schilde und Wälle verbergen wollte.

„Weißt Du,“ fuhr er indessen mit wilder Laune fort, „es ist ein kleiner Unterschied, ob Einer ein Haus, eine Million oder eine Welt zu erben hat —! erbst Du eine Million, so magst Du ja immerhin dem Erblasser dankbare Thränen nachweinen — aber bedenke doch — eine Welt!! Bedenke — der Tod Deines Vaters macht Dich vom Sklaven mit einem Schlag: zum Gott. Wie? sollte ein Gott, dem in seiner Welt Alles erlaubt ist — Thränen nachweinen? Braucht ein Gott auch nur die Maske des Schmerzes vorzubinden? Götter, mein Kind, sind ehrlich — und also — lachen wir, freuen wir uns,“ setzte er mit verzweiflungsvoller Lustigkeit hinzu, die ihm sogar den zum Lachen nöthigen Athem raubte, „freuen wir uns, daß wir den Aufpasser, den Verräther los sind! Er schliff wohl im Stillen den Dolch für meine Brust — seinen Ehrgeiz brauch ich

nicht mehr zu fürchten —! Ich werde dem obersten Gott hundert Stiere opfern —"

Thusnelda, der es bei diesem raschen Stimmungsumschlag des Herrschers anfangs zu Muthe war, als zögen sich ihrem Blick vor eine klare heitere Landschaft unheildrohende, blitzschwangere undurchdringliche Gewitterwolken, vermochte sich allmählich in die Gemüthslage des welt- und menschenscheuen Mannes zu versetzen. Ihr Herz schrak zurück vor dieser Wüste, die sich vor ihr aufthat und aus deren unergründlichen Einöden ihr die unfruchtbare Asche verkohlter Liebe, abgestorbenen Vertrauens, verwester Treue erstickend eutgegen wehte.

„Herr, Du täuschest mich und Dich," sagte sie so ruhig, als es ihr schmerzlich aufgewühltes Seelenleben zuließ.

„Wie? ich —? täusche —?" entfiel es dem Kaiser verächtlich. Er war aufgestanden und sah auf sie herab, kalt, höhnisch. Sein ganzes Gesicht erstarrte in einem verzerrten, wüthenden Lachen.

„Du liebst Deinen Sohn," fuhr sie fort, „ich weiß es —"

„Das weißt Du so genau?" fragte er, immer

dies herzzerreißende Lachen auf den bebenden Lippen.

„Diese Worte erpreßte Dir Deine Verbitterung," entgegnete sie bestimmt, ohne den Kopf zu heben.

„Wirklich?" lachte er zerstreut.

„Aber Du täuschst nicht nur Dich, Du täuschest Dich auch in Deinen Nebenmenschen," fuhr sie noch ruhiger fort, obgleich es ihr wie ein ätzendes Gift im Busen brannte, „sie sind nicht so schlimm, als Du sie Dir malst. Du übertreibst absichtlich ihre schlechten Eigenschaften nur, um sie verachten zu können —"

„Ich bin es von Dir gewohnt, daß Du mich tadelst," sagte er in Gedanken verloren.

„O wenn mein Tadel doch Deine kranken Ansichten heilte," seufzte sie flehend, den Kopf niederbeugend, als drücke sie ein Schuldgefühl.

Der thränenerstickte, innigheiße Ton, mit dem ihr diese Bitte über die dünner gewordenen Lippen glitt, durchbebte ihn. Er fuhr athemholend auf, als berühre mitten in der Glut der Wüste seine Stirn ein kühler Lufthauch. Dann trat er einen Schritt zurück, um ihr besser in das von den vielen Nachtwachen schmäler gewordene Gesicht

sehen zu können, dessen Augen mit ihrem treuen Blau ihn märchenhaft anheimelten. Seine Gesichtszüge lösten sich, der krampfhafte Hohn derselben milderte sich in einen aufmerksam prüfenden, still beobachtenden Ernst.

„Ich glaube, Du nimmst Theil an meinem Schicksal?“ murmelte er, zerstreut, zögernd, als sei er mit andern Gedanken beschäftigt.

Sie hob den Kopf.

„Du glaubst . . .?“ sagte sie vorwurfsvoll, aber bescheiden. Ihr Wort weckte plötzlich wieder eine mißtrauische Regung in dem unsicher zwischen Hoffnung, Zweifel, Scheu und Hingabe hin und her tastenden Gemüth des Verbitterten.

„Es ist wahr,“ fuhr er gedankenvoll fort, „ich bin in Deiner Schuld — Du — Du hattest — schlimme Tage — nicht wahr? viele Nachtwachen — Aufregungen — Anstrengungen — daß ich das ganz vergaß —“ setzte er immer noch mit düsterer Geistesabwesenheit hinzu. Dann sah er ihr verstohlen prüfend in das verwunderte aufhorchende Gesicht, während er that, als betrachte er die Verzierungen des Elfenbeinschemels.

„Sprich offen Deine Wünsche aus,“ fuhr er mit dem ihm eigenen feinen tückischen Lächeln

fort und stellte den Fuß auf den untersten Querleisten des Schemels.

„Wünsche?“ fragte sie erstaunt, indem ein ängstlicher Zug über ihr Gesicht huschte.

„Nun ja! solche Anstrengungen heischen hohen Lohn —“ sondirte er mit verstecktem Hohn, „und — wenn Schätze — Gold — Edelsteine —“

Hatte sie recht verstanden?

„Lohn?“ murmelte sie, sich wie im hitzigen Fieberschlaf vorüberneigend. Also so wenig verstand er sie? So sehr behandelte er sie immer noch als Sklavin, wohl gar als schlaue Erwerbsüchtige? Ihr Blut erstarrte, eine unendliche Wehtrunkenheit umflorte ihr Gefühl und Denkvermögen.

„Nun — Du wirst doch nicht umsonst —?“ fuhr er sarkastisch fort, „umsonst — dem reichsten Mann der Welt —“

Sie erhob sich.

„Ach so!“ stieß sie heraus. Ihr Busen arbeitete mächtig, man sah ihr an, wie ihr das heftig pochende Herz das Blut in die Stirnadern trieb. Anfangs hatte ein trauriger, von tiefer Kränkung zeugender Schatten ihr weißes Gesicht überzittert. Dann legte ihr die Einsicht, mißverstanden zu

werden, eine verächtliche Falte um die Lippen, derjenigen ähnlich, die sich zuweilen um die Mundwinkel des Kaisers stahl.

„Gut — ich bin begierig, zu hören, auf welche Art Du mir die Treue bezahlen willst, die ich Deinem Sohn entgegen brachte —“ fragte sie mit zurückgedämmter Empfindung. Dann als der Herrscher schwieg, frug sie mit frostig sein sollender Betonung:

„Nun? ich bitte! willst Du nicht ein Angebot machen —? Ein Landgut? Oder sechs Millionen Denare — werden ja ausreichen —? Meinst Du?“

Er schwieg absichtlich und sah ihr gänzlich ausdruckslos, als verstünde er sie nicht, in's vorher glühende, jetzt gänzlich erblaßte Gesicht.

Die vielen Nachtwachen hatten ihr Nervensystem so krankhaft überreizt, daß ihr in diesem Augenblick die Beleidigung, die in des Herrschers Andeutung lag, weit weher in die Seele schnitt, als dies zu einer andern Zeit der Fall gewesen wäre. So entging ihr auch in diesem Taumel der Erregtheit, der ihr Gemüth mit einer übertriebenen Feinfühligkeit und Empfindlichkeit erfüllte, daß des Kaisers höhnischer Hinweis auf materielle Belohnung, nur eine Maske war, eine

plötzlich auftauchende Laune seiner weltscheuen Verstörtheit.

„Freilich,“ fuhr sie mit bebender, thränenerstickter Stimme fort. „Du liebtest ja Deinen Sohn nicht — wie solltest Du also seiner Pflegerin innerlich dankbar sein —“ Sie trat einen Schritt näher, allen ihren Stolz zusammenraffend und mit dem festen Vorsatz, Kränkung mit Kränkung zu vergelten.

„Aber wenn Du ihn auch geliebt hättest, wie Dich selbst, Herr —“ keuchte sie athemlos, „alle Schätze Deiner Krone würden — Du siehst, ich kann auch römisch-unbescheiden sein —“ unterbrach sie sich — „alle Deine Schätze würden nicht ausreichen, die Sorgfalt zu bezahlen, mit der ich Deinen Sohn gepflegt —“

Sie sah mit Augen, aus welchen ihn eine schmerzliche Entrüstung anklagte, auf den vor sich Hinsinnenden, raffte ihr Gewand mit der Faust zusammen und ging.

An der Thüre, als sie schon die Hand nach der Falte ausgestreckt, blieb sie noch einmal stehen. Ohne daß sie wußte, wie dies geschah, als erwache sie aus einem peinlichen Rausch, blitzte ihr plötzlich die Absicht des Kaisers klar

durch die erregte Seele: „Er wollte Dich prüfen, dies Anerbieten war nicht ernstlich gemeint — wie konnte ich mich so in ihm täuschen — mich so sinnlos hinreißen lassen —“

Gern hätte sie sich umgewendet, um dem von ewigem Mißtrauen Gepeinigten vorzuwerfen, daß sie es müde sei, ihr Sprechen und Handeln einer beständigen Kritik unterworfen zu sehen, daß sie gewähnt habe, er durchschaue sie endlich — doch fürchtete sie, ihre Fassung nicht länger bewahren zu können. Sie suchte mit der zitternden Hand die Spalte des Vorhangs, schritt zu und ließ den schweren goldgestickten Stoff hinter sich herabgleiten.

Der Kaiser hatte, während das Mädchen sich von ihm abgewendet, unwillkürlich vor sich hingelächelt. Er lächelte, ohne zu wissen, warum, immer noch wie im Traum. Erst nach längerer Zeit flüsterte er mit einer um Verzeihung bittenden, die ganze Tiefe seiner Dankbarkeit und Hochachtung wiederspiegelnden Stimme:

„Thusnelda — —“

Da er keine Antwort erhielt, sah er auf. Er bemerkte jetzt erst, daß er allein der Leiche gegenüber stand. Wie traurig, öde es aus allen Winkeln

des Zimmers ihn anstierte, seit sie nicht mehr hier war. Ihr Anblick hatte die Dämonen gebannt, die von dieser Leiche wie feine Nebel lachend, wuthknirschend, weinend empor wirbelten und die nun entfesselt nach seiner Brust griffen, dort ihm das Blut vom Herzen zu saugen.

Der Thürvorhang, durch den sie gegangen, bewegte sich nicht mehr, die Flamme des Candelabers stieß einen leichten Rauch aus und schaute übernächtig in grämlicher Bläue auf den Todten, der so geheimnißvoll zur Decke grinste, als sei ihm jetzt kein Räthsel der Welt mehr unlösbar. Den Kaiser durchfror, da Thusnelda's Blick nicht mehr besänftigend auf ihm ruhte, ein schwüles Angstgefühl; die Einsamkeit des Zimmers sank wie ein bleierner Sargdeckel auf ihn herab, Verrath und Mißtrauen lauschten wie mit Furienblicken aus allen Vergoldungen und Ornamenten der Möbel. Er, der sonst die Menschen gemieden, wünschte jetzt Menschen zu sehen und wenn er dieselben auch verachten mußte. Sie waren immer noch besser, als dieser schweigsame Schläfer. Er fürchtete sich vor dieser Leiche, deren eines Augenlid sich drohend gehoben hatte und in der er den Sohn kaum mehr erkannte. Es war ihm,

als sänne sie im Schlaf listig auf seinen Untergang und wolle ihm den Athem, die Krone wegreißen mit ihren krallenartig mageren Fingern. Die Geräthschaften des Zimmers standen zwar stumm, schreckerstarrt, er aber wußte, daß sie über ihn und sein Verhältniß zu dem Todten brüteten und daß sie nur aus Scheu vor der Nähe des noch in der Luft schwebenden Todesgenius' ihre Geheimnisse und Vorwürfe für sich behielten.

„Er war kaum dem Namen nach mein Sohn," murmelte er hastig vor sich hin, wie um es zu entschuldigen, daß er auf einmal keine Thränen mehr für ihn hatte, „er liebte mich nicht —"

Ueber seine eigenen Worte zusammenschreckend, wandte er sich, ein eisiges Grauen in der Brust, der Thüre zu, hinter welcher Stimmen, das Schlürfen von Sandalen laut ward und deren Vorhang sich bewegte. Gleich darauf trat der scheu blickende hastig athmende Sejan ins Gemach, begleitet von den jetzt durch sein Beispiel ermuthigten Höflingen. Sejan, eine kummervolle Miene heuchelnd, blieb gebeugt links vom Thürpfosten stehen und wagte dem sich vom Lager abwendenden Kaiser nicht in's Auge zu sehen. Es kostete den gewandten Minister doch einige Ueberwindung, in der Nähe

des schmählich von ihm Hingemordeten seine Kaltblütigkeit zu bewahren. Um seine Verstörtheit zu verbergen, die ihn zu verrathen drohte und die sein Gesicht dem der Leiche ähnlich entstellte, griff er zu einem Gewaltmittel. Er schritt, alle seine Selbstbeherrschung krampfhaft zusammenraffend, auf das Bett des Drusus zu und ließ sich, den Kopf in den Armen verbergend, dicht vor demselben auf ein Knie nieder. So lag er einige Augenblicke, wie vom tiefsten Schmerz gelähmt, ohne indeß einen Blick auf das Gesicht der von ihm gefürchteten Leiche zu werfen, erhob sich dann und suchte, vor den Kaiser tretend, nach Worten. Die Höflinge drängten sich ängstlich aneinander, wie eine Schafheerde, die dem Wolf kondoliren muß. Alle prüften das geistesabwesende, wie fragend auf sie gerichtete Gesicht des Kaisers und gingen emsig mit sich zu Rath, welche Miene sie aufsetzen sollten. Denn man konnte doch nicht wissen, ob aufrichtiger Kummer wohl angebracht war, vielleicht setzte man sich rascher in die Gunst des Herrschers, wenn man ihm durch Blicke und Geberden stille Glückwünsche darbrachte. Sejan hatte sich gesammelt und gab in wohlgesetzter Rede seinem Schmerz sowohl, als dem des Senats und

des römischen Volks Ausdruck. Der Kaiser hörte von Sejans schöngefügten Sätzen nichts, als ein gleichmäßiges Gemurmel und sah die ganze weißgekleidete Versammlung nur in der Gestalt einer knisternden Nebelbank vor sich aufragen. Ihn beschäftigte fortwährend die Frage, woher es nur kommen möge, daß er selbst den Todten nichts Gutes mehr zutraue und warum ihm das Abscheiden des Sohnes auf einmal so wenig nahe gehe. Dazwischen durch fühlte er einen lebhaften Drang, Thusnelda aufzusuchen, der in ihm bis zur Ungeduld wuchs. Nur sie vermochte diese innere Verlassenheit, diese unerklärliche Verzweiflung zu bannen, die ihm das Dasein zur Qual machte. Dann unterbrach er plötzlich die Rede Sejans zur allgemeinen Bestürzung mit einem halb mürrisch, halb verlegen hingemurmelten: „Schon gut — ich danke Euch —“ und schritt mit finsterem Gesichtsausdruck rasch durch die ehrfurchtsvoll zurückweichenden Höflinge der Thüre zu.

* * *

Einige Tage später, nachdem die Leiche des Drusus feierlich auf dem Marsfeld den Flammen

des Scheiterhaufens überliefert und seine Asche in dem Familienkolumbarium beigesetzt worden war, verkündigte die Staatszeitung des römischen Volks mehrere Neuigkeiten, die nicht geringes Aufsehen erregten und dem schwatzsüchtigen Rom zu mannigfachen Gerüchten Veranlassung gaben. Die wichtigste dieser Neuigkeiten war die, daß der Kaiser Rom verlassen. Einem Briefe, welchen Makro, der redselige Kammerherr Tibers an einen Jugendfreund von Kapri aus nach Rom richtete, entnehmen wir folgende Stelle:

— — — — — — — — — — — — —

. . . „Ja, ja mein Lieber, wir sind glücklich auf der Insel Kapreä angelangt und Du hast ganz richtig vermuthet, wenn Du meintest, daß der Kaiser nicht, wie es die Zeitung meldete, um Truppen- und Hafenbesichtigungen vorzunehmen, diese Reise angetreten. Nein! Tiberius gedenkt hier auf dieser öden Felseninsel sein Leben, so lang es auch dauern möge, zu beschließen. Die Götter mögen wissen, warum der hohe Herr hier unter den wilden Ziegen, kahlen, vom Meere gepeitschten Felsen das Leben behaglicher findet, als in dem großen Rom. Freilich haben wir Hofleute allerlei Vermuthungen hierüber, die ich Dir

aber nur andeutungsweise mittheilen darf und nur, wenn Du mir versprichst, diesen Brief sofort zu vernichten. Ganz im Geheimen flüstere ich Dir's über's Meer:

Der Grund, warum der Gott der Erde sich in die Einsamkeit begab, ist der — — er fürchtet! Fürchtet Einen, den er zum Halbgott gemacht. Hofft von hier aus, ihn zerschmettern zu können. Du weißt, daß Lygdus, der Kammerdiener des verstorbenen Prinzen, sich überraschend schnell in die Gunst seines neuen Herrn, des Kaisers, zu setzen wußte und ich führe das auf allerlei geheime, Vieles enthüllende Unterredungen zurück, die der Grieche mit dem Kaiser gehabt. Die Diener sind oft die Herren ihrer Herren! Mögen mich die Götter verderben — lieber Freund — ich fürchte, die Zunge eines Kammerdieners wird das Schwert eines Gewaltigen zerbrechen — große Umwälzungen bereiten sich vor, die Erde beginnt zu beben und wenn ein gewisser in Rom zurückgebliebener Halbgott nicht sämmtliche Götter bestochen hat, dürfte ihn bald ein vom Thron herabgeschleudertes Scepter in sein früheres Nichts zurückschmettern. Der Kaiser wird jeden Tag finsterer. Er spricht eigentlich nur noch mit Lygdus und

jenem sonderbaren Germanenweib, über deren Langweiligkeit und schläfrige Manieren wir, wie Du Dich erinnerst, so oft gelacht haben. Er geht nur noch mit gerunzelter Stirn einher. Fortwährend erwartet er Nachricht aus Rom. Gestern reiste Lygdus nach Rom, um jenen Halbgott, wie ich vermuthe, zu beobachten, vor dem, wie die Kunde geht, bereits die Prätorianer, der Senat und das Volk auf dem Bauche kriechen und dessen Hand es nur einen energischen Ruck am Staatssteuer, ein entschlossenes Aufhissen aller Segel kostete, um den alten Löwen von Kapreä über Bord zu werfen.

Daß wir bei solchen Aussichten hier ein sehr ungemüthliches Leben führen, kannst Du Dir denken. Im Hafen von Salernum liegt bereits eine Flotte versammelt, jeden Augenblick bereit, uns, den ganzen Hof, beim ersten Anzuge von Gefahr nach Afrika zu bringen . . .

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Schmidt in Leipzig-Reudnitz.

Walloth, Wilhelm,

Tiberius Historischer Roman

Bd.: 1

1889